This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

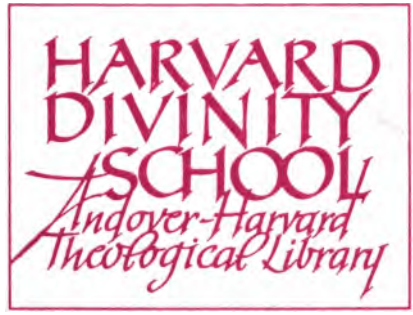
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


HARVARD
DIVINITY
SCHOOL
Andover-Harvard
Theological Library

0 Bol B, 69

Athanasios,

oder

Versuch

über die

Freyheit und Fortdauer

des Menschen im Tode,

von

Georg Wilhelm Friedrich Beneken

Prediger zu Natendorf im Lüneburgischen, und der Herzogl. Deutsch. Gesellsch. in Helmstädt Ehrenmitgliede.

Voran

das Grab.

Aus dem Englischen Hugo Blair's übertragen

von

Georg Iustus Friedrich Nöldeke

der Arzneykunde Doctor in Oldenburg.

Göttingen

bey Heinrich Dieterich.

1801.

BT
901
.B46
1801

Sr. Hochwürden

dem

Herrn

Iohann Christoph Salfeld

Doctor der Theologie, Abt zu Loccum, erstem Land- und Schatz-Rathe des Fürstenthums Calenberg, Königl. Grosbritannischen, Churfürstlich Braunschweig-Lüneburgischen Consistorial- und Kirchen-Rathe,

und

Sr. Hochwürden

dem

Herrn

Heinrich Philipp Sextro

Doctor der Theologie, Königl. Grosbritannischen, Churfürstlich Braunschweig-Lüneburgischen erstem Hof- und Schloss-Prediger, Consistorial- und Kirchen-Rathe; auch General-Superintendenten in den Grafschaften Hoya und Diepholz.

Als edle, thätige Beförderer des sittlich Wahren und Guten verehre auch ich Ew. Hochwürden. Als meine Wohlthäter liebe ich Sie.

Ich erinnere mich immer mit inniger Wärme der Erweisungen Ihrer ächten Humanität, Ihres Vertrauens, Ihrer Vorsorge, wodurch Sie mich, besonders in gewissen bedenklichen Lagen meines frühern Lebens, zur freudigen Pflichtübung aufmunterten. Indem ich dies öffentlich bezeuge, folge ich einem natürlichen Drange meines Herzens, und hoffe auch von denen verstanden zu werden, die in gegenwärtigem *Versuche*

selbst; keinen hinreichenden Erklärungsgrund seiner Zueignung an Ew. Hochwürden, finden dürften.

Warum sollte ich mir nicht getrauen, es Ihnen, Verehrungswürdige Gönner! einmal laut zu sagen, wie unschätzbar mir Ihre Gewogenheit immer war, und immer seyn wird?

Ew. Hochwürden

verpflichteten, gehorsamsten

G. W. F. Beneken.

Inhalt.

Das Grab. Elegie von *Hugo Blair*.

Erste Betrachtung.

Die Aufgabe: Seyn oder Nichtseyn? ist für uns höchst wichtig. Sie betrifft die gröste Angelegenheit des Menschen, deren Interesse, wie es

I) durch Einreden und Zweifel *gehoben*,

II) durch keine Versuche des menschlichen Tiefsinns *aufgehoben*

III) seine

1) *innern* Gründe

a) in der Eingeschränktheit unserer Erkenntniskräfte,

b) in einer edeln Selbstthätigkeit,

c) in dem Triebe zur Verlängerung unsers Daseyns,

d) in den Spielen unserer Einbildungskraft: seine

2) *äussern* Gründe

a) im Wechsel philosophischer Systeme,

b) in individuellen Zuständen des Menschen

behält,

unser eignes, wenn nicht durch Scharfsinn und Neuheit ausgezeichnetes, doch redliches Bestreben nach Gewissheit, rechtfertigt.

Zweyte Betrachtung.

Die Zukunft liegt für uns im tiefen Dunkel. Aber

I) zweifelhaft kann sie uns nicht seyn, wenn uns nicht

1) unser *Trieb* nach ihr, welcher

a) unvertilgbar

b) nicht schwärmerisch

c) nicht vorwitzig, nach ihr frägt: wenn uns nicht

2) unser ganzes *Menschseyn* räthselhaft bleiben soll.

II) Um zu bestimmen dass wir *seyn werden*, bedarf es für uns keines reinen Begriffs von unserm jetzigen Seyn und Wesen.

1) Ein *reiner* Begriff von unserm Ich ist unmöglich. Denn

a) *es* liegt ausserhalb der Erscheinungs-Welt, und

b) kündigt sich uns blos im *Bewusstseyn* an: aber darin auch

aa) als *denkend*, folglich als

bb) *abgesondert* und

cc) *unbedingt* vom Sinnenstoffe.

2) Wir *kennen*, das heisst hier: wir *fühlen* unsere Selbstständigkeit, und daran genüget uns.

Dritte Betrachtung.

Oder wäre *Selbstständigkeit* des von allen Seiten hier *eingeschränkten* Menschen leere Einbildung?

I) *Reine* Selbstbestimmung des Menschen ist freylich nur ein *stoischer* Traum.

II) Nicht *eingebildet*, sondern *fühlbar*, und *lebendig wirksam*

1) schon im *Kindesalter*

2) unter *allen*, auch den *peinlichsten* Einschränkungen, ist unsere Freyheit.

III) Unmöglich kann unser *Uebersinnliches* der Ordnung dieser Erscheinungswelt,

1) worüber es *gebietet*,

2) wovon es sich in seinem Bewusstseyn *absondert*, unterworfen seyn.

Vierte Betrachtung.

Versuch über *Freyheit* und *Selbstständigkeit* des Menschen *im Denken*.

I) Nicht *unbedingt* empfängt meine Erkenntniskraft die Masse der Erscheinungen.

1) Sie *vereinzelt*, *ordnet*, *eignet* sich zu

2) nicht die Dinge *an sich*, sondern

3) ihre *Abrisse*,

4) deren Bedingung in meinem *Selbst* liegen.

II) Meine *Phantasie*

1) nicht *bestimmte* Sclavinn der Sinnlichkeit, sondern

2) liebliche, schöpferische *Gefährtinn* der *Vernunft*

3) befestigt, erweitert, belebt den sinnlichen Denkstoff,

4) ist aber so wenig *ausschliessend* auf das Gebiet des Sinnlichen angewiesen, dass sie sich vielmehr

a) oft völlig davon lossagt, sich

b) an das Vernunftgesetz innigst anschliesst, und nur

aa) da, wo dieses Gesetz verschmäht wird, den Menschen zur Thierheit herabreisst.

Fünfte Betrachtung.

Ich *empfinde frey* und *selbstständig*.

I) Meine Organisation liegt freylich ganz im Gebiete des Naturzwangs,

1) dessen Gewalt *unabtreiblich*

2) im *Thier-Instincte* keinen Widerstand findet, aber

3) mein *Begehrungsvermögen* nicht unterjochen kann.

a) Ich *will* das Sinnliche: ich werde durch *mein Selbst* bestimmt, *mir* das Sinnliche *zuzueignen*.

b) Ich *will wider* das Sinnliche. Mein Selbst besiegt seinen Reiz. *Wodurch?*

II) Alle vernehmen den Ruf zur *Freyheit* in ihrem Innern, und weder

1) die, welche ihn *annehmen;* noch

2) die, welche ihn *verschmähen*, fühlen sich berufen *leidend* zu empfinden, was der Naturzwang ihnen auferlegt, und sich dem Thiere gleich zu stellen, welches

a) durch Trieb und Körperwelt *unterjocht* wird, während der Mensch

b) sich selbst *Gesetze* gibt, und als *moralisches* Wesen, sowohl

aa) das sinnlich *Angenehme*, als

bb) das sinnlich *Vollkommne*, der Forderung des *sittlich Guten* unterwirft.

Sechste Betrachtung.

Noch Versuch auf *empirischem* Wege, über das, was *ich nicht bin*, und *nicht fürchten* darf.

I) Die Körperwelt sey *an sich*, was ich nicht weiss. Mein Wesen ist nicht *Eins* mit ihr.

1) Nicht *unstät* im Strome des Sinnlichen, sondern

2) eines bleibenden,

a) nicht durch Organisation erzeugten

b) nur dadurch *modificirten*, Characters, dessen

aa) Grundlage *übersinnlich*, sich oft

bb) *ungeschwächt* äussert im Absterben der Organisation.

II) Nicht als *Theil* des Ganzen, sondern als *Eigenwesen* gegen das *Eigenwesen* stehe ich der Natur gegenüber.

1) Unabhängig von ihrer furchtbaren Gewalt, empfange ich ihre Huldigung

2) zwar nicht ihr *einziger*, aber doch ihr *Haupt-Zweck.*

Siebente Betrachtung.

Ich bin zur *Sittlichkeit* berufen.

I) Merkwürdige Aeusserung meiner übersinnlich-sittlichen Natur in der *Uebertragung ihrer Zwecke* auf die Weltordnung.

II) Das unbedingte Gebot reiner Sittlichkeit fordert von dieser übersinnlichen Natur nicht *zu viel.*

1) Sie kann die *empirische* Maxime von *Lust* und *Unlust* nicht als höchstes Gesetz ansehen, weil sie selbst ausser der *Erfahrungswelt ist.*

2) Auch nicht die Forderung des *Gewissens?*

a) Ja, wenn *Gewissen* so viel heisst, als *reines* Bewusstseyn von Recht und Unrecht; dagegen

b) als *gemischte Empfindung* gedacht

aa) *entsteht*, und *besteht* es in der Erfahrung; ist es

bb) abhängig von unsrer *äussern* Reizbarkeit, und folglich

cc) nichts weniger als *sicher.*

3) Jenes *unbedingte* Pflichtgebot kommt ihr *nicht zu früh.*

a) Sie ist bis ins Unendliche *perfectibel.*

b) Jede *vernünftige* Erziehung ist *Hinziehung zum Vollkommensten.*

c) Das religiöse Gebot der *Heiligkeit* ist Gebot *reiner Sittlichkeit.*

4) Sie ist sich eines solchen unbedingten Gebots *innig bewusst;* und der Kraft, sich

a) den Hang zur Sinnlichkeit

aa) nicht blos zur groben *epikurischen,* sondern

bb) zu jedem, *als Zweck unsers Strebens gedachten Genusse:* folglich auch

b) die Maxime der *Klugheit*

aa) des, unter die Vorstellung *des Vortheils* geordneten,

bb) ohne strenge Vernunft-Aufsicht *höchst gefährlichen,*

cc) unter ihr sehr *achtungswürdigen,*

aaa) aus einem seltenen *Naturtalent* hervorgehenden,

bbb) durch seltene Festigkeit und Weltkenntnis zu sichernden, aber doch

ccc) weder *steten*

ddd) noch *allgemeinen Princips*

völlig zu unterwerfen.

5) Was diesem *Bewusstseyn* zum Grunde liegt, ist nicht *Frucht der Erziehung.*

a) Woher hätten es die *ersten Erzieher* der Menschheit genommen?

b) Erziehung überhaupt, äussere Behandlung der Menschheit kann ihre Grundkraft *schwächen* und *hindern,* aber weder *geben* noch *vertilgen.*

c) Indem sie die Ausbildung unserer sittlichen Natur hindert, lässt sie uns mit sicherer Erwartung in eine freyere Zukunft hinsehen.

Achte Betrachtung.

Wie unbegreiflich müsste ich mir nun selbst seyn, gäbe es für mich einen *eigentlichen Tod!*

I) Kein *memento mori* kann uns mit ihm aussöhnen: keine jugendliche *Empfindsamkeit* nimmt es, im Ernste, mit ihm auf.

II) Hinter der Larve eines Befreyers ist er für

1) den Glücklichen ein *grausamer Betrüger;* für

2) den Unglücklichen ein *leidiger Tröster*, indem er ihm

a) mit der *Bürde* seines Lebens, auch die *Kraft* abnimmt, die *sie* trug und

b) *Nichtseyn* doch immer unendlich weniger ist, als *Leiden.*

III) Ein *solcher* Tod wäre des Menschen *Vernichter*, wenn er ihn zur *Fortdauer in der Natur* umstaltete, oder

1) den Menschen von der höchsten irdischen Stufe, zu niedrigern Naturordnungen herab

2) in neue Formen brächte, welche weder

a) seiner *Erkenntniskraft*, noch

b) seiner *Empfindung*, Wirksamkeit und Ausbildung verstattete, folglich

c) seinen *Character*, sein *Seyn als Mensch* aufhöbe.

IV) Als *Schlaf* wäre der Tod noch *erträglich*; aber *schrecklich* als *ewiger* Schlaf.

Neunte Betrachtung.

Todesscene — Scene unserer *Verherrlichung!*

I) Dies glaube ich Niemanden *aufs Wort*. Mein *Selbst* muss mir dafür Bürgschaft leisten. Und es leistet sie vollkommen. Es

1) schaut hinaus in die *Sinnenwelt*, und findet

a) nirgend ein Analogon seines Seyns und Wesens: folglich

b) nirgend Erfahrungen, die ihm für seine Fortdauer etwas Gewisses versprächen. Sondern

c) überall nur *Embleme* seiner Zukunft,

aa) Aufgaben für ästhetische Musterstücke,

bb) die nichts *beweisen*, aber viel *bedeuten*, wo sie festen Glauben an Unsterblichkeit *vorfinden*.

2) Unser innerer Beruf zur Freyheit und Unendlichkeit begründet diesen Glauben.

a) Die irdische Welt scheint unsere innere Inschrift der Unsterblichkeit nicht beurkunden zu können.

b) Desto befriedigender der Sternhimmel,

aa) nicht als Aggregat von *Welträumen*, für *sinnliche*,

bb) sondern von *Weltordnungen*, für *übersinnliche* Vernunft-Wesen,

cc) welche die Hoffnung der Fortdauer *unsers Vernunftgeschlechts* unterhalten,

dd) ohne die Sehnsucht nach einer ewigen Verbindung mit *diesem* zu schwächen:

aaa) *Menschen* bleiben mir immer die *nächsten* und

bbb) wir werden uns *wiedersehn!*

3) Das heiligste Siegel der Vernunft-Aussage über unser ewiges Seyn ist der nothwendige und beseligende *Vernunft-Glaube an Gott.*

II) Kurze Würdigung der Geschäfte des Lebens und des Todes, im Augenblicke des Stillstandes unserer Organisation.

Das Grab.

Aus dem Englischen Hugo Blairs übertragen

von

Georg Iustus Friedrich Nöldeke.

Seinem vielgeliebten Bruder

Iohann Samuel Ludwig Nöldeke,

Prediger in Barum,

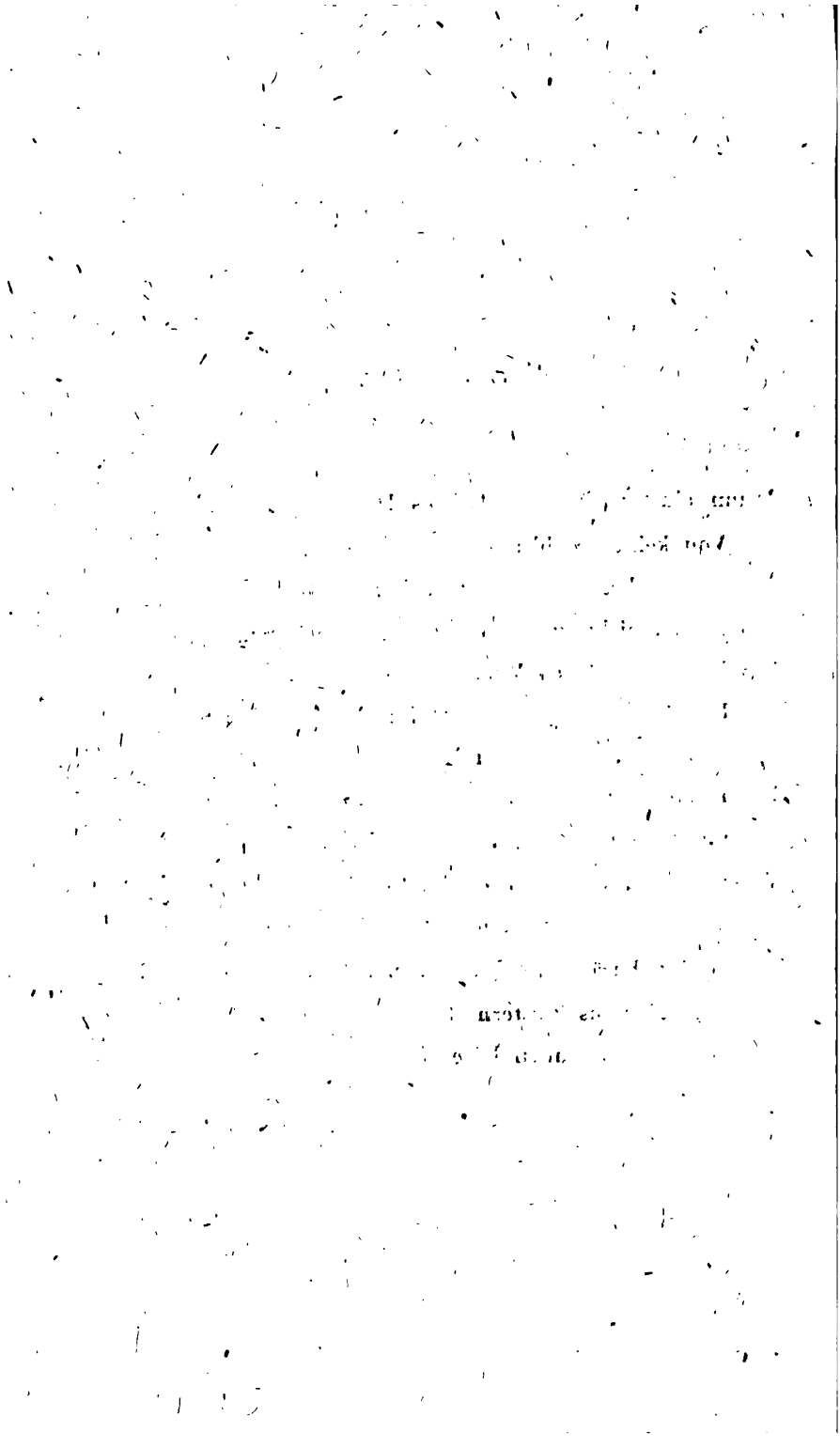
widmet dieses Werk der Englischen Muse

der Nachbilder.

Sonett.

Wann einst nach dieses Lebens bangen Stürmen,
Von keiner Müh' und Sorge mehr bedrängt,
Des Grabes stille Bucht auch uns umfängt;
Wo Fluten nicht zu Brandungen sich thürmen,
Wo Palmen kühl den Wand'rer überschirmen,
Und kein Gewölk den Ausblick mehr verengt
Zum Ziel, an dem der Kranz des Sieges hängt:
Dann säusle, unverweht von Erdenstürmen,
Am grauen Aschenkrug, im stillen Hain,
Wenn Lieb' allda und Freundschaft sich begegnen,
Und Sehnsucht unserm schlummernden Gebein
Lässt milde Thränentropfen seufzend regnen,
Dies Lied ins Flüstern der Cypressen ein
Und in der Enkelinnen leises Segnen.

N.



Das Grab.

Die für alles, was lebt, bestimmte Wohnung.
Hiob.

Der Eine liebt das Licht, den Schatten sucht
Der Andre; Dieser flieht die Stadt, das Haus
Des Klausners Iener; zu verschiednem Ziel.
Sie alle, so verschieden, wie der Weg,
Den sie durch's Leben gehn. Mein Tagewerk
Seyst du, o Bild des dunkeln Grauns im Grab,
Dem sichern Sammelplatz, auf dem dereinst
Sich alle Pilger treffen. Stehe du,
O ew'ger König, dessen starker Arm
Von Höll' und Tod die Schlüssel trägt, mir bey.

Das Grab! hu! furchtbar tönt und schaudervoll
Sein Name; die Natur erblast, erbebsst
Und schüttelt ab den, sonst so festen, Muth,
Wie dunkel, ach! ist dein Gebiet und gros;
Wie öd' ist deine Wüste! Niemand wohnt
Da sonst, als Still' und schwarze Nacht, so schwarz,
Wie einst das Chaos war, bevor der Ball
Der jungen Sonne ward gerollt, bevor
Sie Strahlen schoss durch tiefe Dunkelheit.
Durch deine, niedrigen und dämmernden,
Gewölbe, voll von Moderduft und Dunst,
Wirft, unter mattem Glanz, die Kerze rings
Ein zweytes Graun und schwärzet deine Nacht
Noch tiefer nur. Dich kenn ich wohl, o Grab,

An der Cypresse dort, die dich umfasst,
Dem traurigen und ungesell'gen Strauch,
Der unter Sarg und Bein und Würmern wohnt;
Wo, wie man sagt, bey kaltem, blassem, Mond
Behende Geister und Gestalten sich,
Verkörpert, in geheimen Reigen, drehn;
Nur solche Lust liebst du, o dunkler Strauch!

Sieh jene, heil'ge, Gruft, das fromme Werk
Von Namen, die einst glänzten, zweyfelhaft
Und halbverwischt, vergessen gar anjetzt
Und in der Vorwelt Trümmern tief verscharrt.
Da liegen sie, die Häupter, hoch und hehr.
Der Wind ist auf! — o horch! wie heult's! mich dünkt,
Nie hört' ich solchen, schaudervollen, Ton.
Es rauschen Thüren, Fenster klirr'n und laut
Kreischt aus dem Thurm das düstre Leichhuhn her.
Die dunkeln Inseln dort, von schwarzem Stein,
Mit halben Schildern rings behängt, umflort
Mit Fetzen von des Kriegers Waffenrock,
Sie senden jeden Ton, mit rauher Luft
Beschwert, aus niedern Gräbern hohl zurück,
Aus den Gewölbern, wo die Todten sind.
Von ihrer Schlummerstatt erheben sich
Die gräslichen Gespenster, angethan
Mit Sterbekleidern, grinsen fürchterlich
Und huschen hin und her in dumpfem Harm,
Behend und leise wie der Fus der Nacht.
Schon wieder kreischt mit hässlichem Geschrey
Das Leichhuhn mir ins Ohr. Hinweg mit ihm!
Es macht mein Blut in allen Adern kalt.

Rings um das Monument herumgepflanzt
Steht eine Reih' ehrwürdger Ulmen dort,
Gleichzeitig mit des Grabes Fetzenschmuck,

Und lang von Stürmen hin und her gepeitscht.
Halbaufgespalten zeigen einige
Nur nackte, kahle, Stämme, andre gar
So dünne Wipfel, dass kaum Platz darin
Zu zweyer Raben Wohnung würde seyn.
Besondre Dinge, sagt die Nachbarschaft,
Eräugneten sich hier; tief aus den Gräbern fuhr
Manch wilder Schrey; Verstorbne standen auf
Und wandelten umher; von selbst erscholl
Der grosen Glocke Ton im Kirchenthurm.

Oft, wann im Mondenschein der Kirchhof lag
Und alles schwieg, nur durch der Bäume Laub
Des Mondes Licht mit Schatten wechselnd schien,
Sah ich den Knaben von der Schule frey
Und seine Bücherhülle unterm Arm,
Lautpfeifend, dass der Muth ihm nicht entfiel,
Behend vorüberbeben am Gestein,
Das, schmal und flach, mit Nesseln eingefasst
Und überdeckt von Moosen, ohne Schmuck,
Der unter ihm Begrabnen Namen lehrt.
Doch sieh! er steht auf einmal still und horcht
Und höret, oder glaubt vielmehr, er höre,
Er weis nicht, was? das ihm am Fuse scharrt.
Schnell flieht er nun dahin und wagt es nicht
Im Fliehn sich umzusehn und eilt, bis er,
Fast athemlos, die Andern eingeholt,
Die jetzt um ihn im Kreis versammelt stehn,
Voll Wunderns über das, was er erzählt
Von dem Gesichte, hager, bleich und lang
Und gräslich anzusehn, das Mitternachts
Zur Geisterstunde haust und wenn's ein Grab
Noch neu gegraben findet, hier verweilt
Und bleibt, doch (wunderbar!) wenn es den Schrey
Des Hahns gehört, in einem Hui zerstiebt.

Zuweilen sah ich hier, — welch ein Gesicht! —
Die junge Witwe langsam übers Grab
Des theuren Gatten wanken, taub und stumm.
In trauervoller Tracht schwebt sie dahin
Und kriecht das Grab entlang, indem ein Strom
Von Kummerzähren ihr aus jedem Auge
Die ungeküsste Wange niederrollt.
Nun sinkt aufs Grab des Theuren sie dahin
Und lässt vor ihrem Geist der bessern Zeit
Empfundnes Glück, des Inhalts wohl bewusst,
Obgleich in regellosen Bildern, übergehn,
Indem mit Fleis ihr das Gedächtnis hilft.
Noch immer, immer noch denkt sie, sie sieht
Den Gatten; hängt dem Lieblingstraume nach,
Schmiegt inniger sich an das kalte Grab
Und achtet nicht des nahen Wandrers Blick.

Verhasstes Grab! wie reissest du das Band,
Das Liebe knüpfte, Sympathie in Eins
Verwebte, mitleidslos entzwey; ein Band,
Das fester hielt als Bande der Natur.

Geheimnisvoller Bund der Seelen, Freundschaft!
Des Lebens Tröster! Mittelpunct der Welt!
Dir dank' ich viel; verdient um mich hast du
Weit mehr, als ich dir je zu lohnen mag.
Oft, oft erfuhr ich deiner Liebe Fleis,
Des sanften Herzens warme Wallungen
Im gütigen, zu gütigen, Bemühn.
O, wenn mein Freund und ich, von Sorgen frey,
In einem Dickichte lustwandelten,
Vom Volke nicht bemerkt und nieder uns
Auf grünen Anger setzten, angehaucht
Von Blumendüften, wo der Silberstrom
In Schlangenkrümmen durch das junge Holz
Dahin mit sanftem, süsem, Murmeln glitt,

Dann dünkte mich, der Drossel schmetternde
Und laute Kehle stimmte reizender
Ihr Liebeslied, aus leis'rer Flöte sang
Die rusgefärbte Amsel jeden Ton,
Weit süser athmete der Hagedorn,
Ein tiefres Roth umfloss der Rose Glut
Und in der Kleidung Pracht beeiferte
Mit Schwesterpflanze jede Pflanze sich;
Dann dünkte mich der längste Sommertag
Zu kurz, zu kurz; noch immer hatte sich
Das volle Herz nicht gänzlich mitgetheilt.
O Seligkeit, zur Dauer viel zu kurz!
Unwiederbringlich ist dies Glück dahin;
Wie traurig ist sein Angedenken mir.

Dir, dumpfes Grab! dir stockt der Iugend Blut
In vollem Tanz; du ätzest süser Lust
Das Grübchen in erblasster Wange aus,
Vertilgst ihr Lächeln aus dem Angesicht,
Du brandmarkst es und nennst es Raserey!
Wo sind die muntern Grambezwinger nun,
Die Männer, deren Blick Gesundheit schien?
Wohin nun die, von denen jeder Ton
Und jede Wendung, jeder Zug der Scherz
Des Volks, des klatschenden Theaters war;
Sie, die selbst finstere Melancholie
Zu lächeln zwangen, eh sie sichs versah?
Dahin sind sie! ach! düster nun und stumm,
Stumm wie das grüne Grab, das sie bedeckt.

Wo sind die mächt'gen Donnerer im Krieg?
Die Cäsarn Rom's? die Helden Griechenlands?
Wo ist der Feuergeist des Iünglings nun,
Der, wenn es ihm gefiel, vom Königshaupt
Der schon entdeckten Welt die Kronen riss;
Des Iünglings, der in lauten Zorn ausbrach,

Weil von des Erdballs Gränzen eingeschränkt,
Sein Arm den Raum verlor zum freyen Spiel?
O seht ihn doch, wie lang und hager nun,
In einen Platz, den wir zu nennen fast
Erröthen, eingeengt. Du Königsstolz!
Wie ganz verändert sieht anjetzt dein Blick;
Wie bleich die Farbe, jeder Zug wie matt!
Du Sohn des Morgenlands! wohin bist du?
Wo birgt sich jetzt dein Haupt im Strahlenkranz
Und deiner Augen majestätisch Drohn,
Von Ferne schon gefühlt? geschmeidig ist's
Und sanft, gleich einem Windelkinde nun;
Wie jenes Opfer rückwärts hingestreckt
Mit bangem Herzen, das vom Opferstahl
Getroffen pocht, so musst du, taub und stumm,
Der Lästerzungen Wettstreit dulden, musst
Den feigen Hohn der niedern Volksschaar
Geduldig leiden, dir ein Eigenthum,
Das nie zu Theil dir ward und du allein
Im stillen Schoos des Grabes hofftest, kränken,
Das Eigenthum der ungestörten Ruhe.
Zu spät kommt Weihrauch aus Arabien,
Zu spät der süse Duft der Spezerey
Und all die Ehrenzeichen pünctlich und genau
(Welch bittrer Spott!) ihm von den Herolden
Erzeigt; sie bringen ihm statt Ehren Hohn.
Fürwahr! der Kerkersclave ruht am Weg
Auch ohne Sarg und Grabgewand so leicht,
So sanft wie er. — Mühvoller, hoher, Thron,
So hoch erhaben übers Volk, um nur
Mit gröserm Glanz zu sinken in die Gruft.
Doch sieh! da kommt in vollem Leichenprunk
Die Bahre, still und ernst, herangewankt
Und standsgemäs gefolgt vom ganzen Heer
Der Trauernden, gehüllt in düstre Tracht,
Die ängstlich an des Kranken Pforte wachen

Und von den Todten leben, denen sie
Zu nachgeahmtem Leid sich stundenweis
Verdingen, jedes Harmes unbewusst.
Wie reich die Teppiche und ganz entfaltet
Ietzt in der Sonne schimmern! Glänzender
Ist des Eroberers Triumph-Einzug,
Der hohe Pomp des Krönungsfestes kaum.
Sieh! ganze Schaaren Volkes strömen hin
Und hemmen dort des Pompes schweren Gang.
In allen Fenstern, auf den Dächern stehn
Gedrängte Reihn an andre dicht gepresst
Mit vorgedrückter Brust. Allein wozu
All dieser Aufwand, diese Müh und Last? —
Um einen Leichnam in das Grab zu senken,
Der schon mit Ekel uns und Moderduft
Erfüllt? Sprecht selbst, ihr Unternehmer! sprecht
Warum versteckte ihr bey dem Gewühl
Der schimmerreichen Pracht die Hauptabsicht?
Sehr weislich thatet ihr, dem Mahler gleich,
Der sittsam, was in einem guten Stück
Dem Auge nicht gefällt, in Schatten hüllt.
Wie klein erscheinst du nun, o Ahnenstolz!
Tief unterm Neide des gemeinen Volks.
Die Ehre, jenes allverwickelnde,
Geschäfftge, Uebel selbst verfolget dich
Bis in den Tod, und hört auch hier nicht auf.
Besondere Verfolgung! wenn sogar
Das Grab ihn nicht vor Misgeschicke deckt.
Wie thörigt ists, weit über unsre Gruft
Hinaus zu leben denken, aus dem Schlund,
Der andre Namen birgt, den unsrigen
Noch retten wollen. Schnell zerstört der Tod
Den bestentworfnen Plan zu ewgem Ruhm,
Doch schneller noch rafft er uns selbst dahin.
Vergebens leiht der Bildner, fern berühmt,
Der Barde, trotz dem lorbeerreichen Haupt,

Die dreusten Bürgen eines ew'gen Ruhms,
Mit Meisel und Gesang uns ihren Schutz.

Aegyptens Stolz, der Erde Wunderwerk,
Die aufgethürmte Pyramide, die
Mit spitzem Haupt durch dicke Wolken brach
Und lang des Wintersturms erzürnte Macht
Bestand und überlebte, fühlt besiegt
Des Wetters Uebermacht zuletzt und wankt,
Verwittert und von Jahren tief befurcht;
Da sinkt sie nun, bedeckt mit heil'ger Schrift,
In Schutt und Graus — die hohe Säule hin.
Beklagenswerthes Bild! auf einmal sinkt
Die Arbeit ganzer Menschenalter hin,
Und liegt zertrümmert da in gräslicher
Und riesenhafter Länge. Nur umsonst
Ringt mit der Zeit, der allzermalmenden,
Des Grabes Monument zusammen sinkts,
Von ihrer Hand mit überlegter List
Gemächlich, wie von Krebs und Wurm, zerstört.
Am Probestein der Zeit zerfällt das Erz,
Das Brustbild modert hin, der Marmor selbst,
Der ungelehrig von des Bildners Stahl
Die tiefe Schrift annahm, versagt den Dienst.
Halb überführt von seiner Eitelkeit
Hört dies der Ehrgeiz, senkt das stolze Haupt
Und sieht beschämt und still zur Erd herab.

Hier liegen sie, die Erderschütterer,
Die Mächtigen, die zum Monarchenthron
Hinüberschwammen durch ein Meer von Blut,
Das unterdrückende, verwegene
Und Menschen bübischmordende Gezücht,
Das Königreiche, Kaiserthümer fast
Bis in das Herz zerfleischte, plünderte
Und in grausamer Ueppigkeit der Macht

Dem Staat die Hälfte seiner Bürger stahl.
Und von sich warf, um nur die übrigen
Nicht zu besitzen. Gleich dem Sturm, der schweigt,
So liegen sprachlos sie nun alle hier
Und suchen, niedrig schleichend hinter dir,
O eitler Wahn! vergebens Schutz, den Hohn
Der ganzen Welt zu fliehn, der unversöhnt,
Wie ein Gespenst, sie rastlos treibt und jagt.

Hier lieget auch der kleine Wüterich
Auf seinem Gut, so eng und kleinlichschmal,
Dass dessen nie der Geograph gedacht.
Für nachbarliche Gründe war sein Arm
Gleich eingeschränkt. Mit ehrner Ferse trat
Barbarisch er der Armuth aufs Genick
Und packte sie, wie groses, herrlichs, Wild,
Taub bey des Hungers Zeterschrey
Und bey des Unglücks jammervollem Flehn;
Als wären Sclaven nicht auch Sprösslinge
Von der Natur, geformt aus gleichem Stoff
Mit ihrem Herrn. Der kleine Wüterich
Liegt nun so zahm, wie ein gestraftes Kind
Und schüttelt demuthsvoll die Hand von Staub
Und spricht zum Wurm: du bist mein Sohn!
Nunmehr
Vergisst er Rang und altes Ahnenrecht,
Was ist auch Ahnenrang sonst als ein Spiel?
Im Grabe sinkt der Lehnsherr, der Vasall,
Nach Pöbelart vertraut, zu gleichem Staub.
Wenn Eigenliebe oder Schmeicheley
Uns über die gemeine Menschenart
Als bessre Wesen zu erhöhen strebt,
Dann widerspricht das Grab dem sanften Blick
Der Schmeicheley und macht im graden Ton
Der Wahrheit uns das, was wir sind, bekannt.

Du hübsches Spielwerk — *Schönheit!* — Täuscherinn,
Die, ach! so sanft des Iünglings Herz beschleicht
Und seinem Pulse neues Leben gibt,
Das Grab entstellet dich, raubt deinen Reiz.
Wenn dieser Reiz, wenn deine Rosen nun
Dahingewelkt sind, deine Lilien
Im Staube liegen, wo ist dann dein Ruhm?
Wird dann die Schaar der Liebenden um dich
Zusammenfluten, dich zu sehn, zu huldigen?
Sprich! warst du nur desswegen so bemüht
Vorm Spiegel jenen Liebreiz zu erhöhn,
Ihn zu erhalten? — — — — —
Ha seht! die Schöne weint; gedränget steht,
Dem Perlenthau auf Blumenglocken gleich,
Die bange Thräne, die die Schönheit ehrt.
Doch, ach! vergebens strebt das volle Herz
Auf seinen Kummer Licht und Glanz zu streun.

Auch dich, o Stärke! die mit rohem Trotz
Und eitelm Ruhm des ganzen Dorfes lacht,
Streckt einer Alltagskrankheit Arm in Staub
Mit grösrer Leichtigkeit dahin, als du
Den Iüngling warfst, der rasch und unbedacht
Den überlegnen Kampf mit dir gewagt.
Was hör' ich für ein Stönen? Horch! wie tief,
Wie schwer es stönt! Lass mich! Ich folg ihm nach;
Von jenem Lager kommts, wo, dürr und bleich,
Dem stärkern Arm der starke Mann erliegt
Und, als ein mattes Wild, nach Leben keucht.
Wie schwer, wie heftig pocht sein groses Herz!
Zu eng ist ihm die sonst geraume Brust
Für seiner Lungen freyes Spiel. Was nützt
Der schöngebauten, starken Glieder Bau?
Der breiten Schultern Ebenmaas ihm jetzt?

Sieh! wie er zuckt und in des Schmerzes Wuth,
Unsinnig wie ein Rasender, vor Pein
Sich um sich selber wälzt und, was er trifft,
Mit gierigschneller Hand erhascht und hält,
Dem Thiere gleich, das unter Wogen stickt.
Welch fürchterlicher Anblick! Ha! wie dringt
Sein quellend Aug' hervor, das gräslich starrt,
Indem der Krankheit furchtbar mordend Gift
Wie Feuerpfeile sein Gedärm durchschiesst
Und dem Gebein das letzte Mark entsaugt.
Noch einmal stönt er! — hörtet ihr's? — und stönt
Nie mehr. Seht! wie der grose, starke Mann
Da liegt und schweigt, nicht anders als ein Kind,
Das mit Geschrey sich selbst in Schlaf geweint.
Was willst du nun, du prahlerischer Held?
Willst du uns rühmen deine Nervenkraft?
Was will der Stier, wenn er den Feigen spielt,
Und seiner Stärke ganz uneingedenk
Das schwache Ding, den Menschen, furchtsam flieht,
Der, seines Armes Schlaffheit sich bewusst,
Dem wohlerfundnen Messer nur vertraut.

Von Forschen bleich und hager, ausgezehrt
Von mitternächtiger Beschäfftigung,
Bewaffnet mit dem Späherohr den Blick
Zum fernsten Ziel der Sternenkundige
Und wandelt durch den gränzenlosen Raum,
Indem entzückt sein Geist die ferne Bahn
Der Welten misst, die ordentlich verwirrt
Hoch über seinem Haupt sich drehn.
Doch ach! du stolzer Mann! dem schwachen Kopf
Sind ungemessne Höhn gefahrenvoll.
Bald, bald versagt dein fester Fus den Dienst
Und niedersinkest du ins dunkle Thal,
Wo keine Kunst und Kenntnis jemals kam.

Hier liegt der Zungenkrieger ohne Macht,
Entwaffnet, ungeehrt und stumm. Woher
Die plötzliche Veränderung? woher
Dies stumme Zagen? dies gesenkte Haupt?
Zwar hing der Ueberredung Zauberton
An deinen Lippen und das sanftre Spiel
Der listigen Einschmeichlung barg dein Mund
Im Lauf der Zunge, wie im Hinterhalt.
Doch, ach! wie bist du jetzt so zungenlahm!
Wie ruht auf jener Brust, die sonst nie schwieg,
Ietzt tiefe Stille und verdickter Dunst,
Gleich einer müden Wolke! Ach! wo ist
Der aufgehobne Arm? der Handlung Kraft?
Der Worte Stärke? wo der schöne Bau
Der Perioden? wo der Stimme Ton
Und all die kleineren Verzierungen
Der Rede nun? Dahin sind sie, entflohn,
Als ob sie nie gewesen, ausgelöscht
Im Buch des Ruhms; oder, was noch mehr
Empört, ein Skribler, den der Hunger nagt,
Der Iedem sich verfeilscht, verhöhnt vielleicht
Ietzt dein Gedächtnis und befleckt dein Grab
Mit langer, platter Prose oder gar
Mit dümmern Reimen, die auf lahmem Fus
Schwerfällig einherstolpern, gnug, zur Wuth
Den Todten aufzuschreyn und purpurroth
Die blasse Wange rachvoll zu durchglühn.

Hier ist es, wo dem Tod der Heilungskunst
Berühmte Meister, jene mächtigen
Und grosen Scheinbetrüger mancher Gruft,
Trotz Kühlungstrank und Panazeen sich
Ergeben. — Stolzer Sohn des Aeskulaps!
Wo ist nun dein geprahltes Kunstgeräth?
Wo sind nun deine vollgestapelten
Gesundheitsmagazine? — weder Berg,

Noch Thal, so weit der Schiffahrt Flagge fliegt,
Noch eines gelben Sandbachs Rand entging
Dem Raube deiner Hand; du drangst trotz Dorn
Und Stachel dem Gesträuch die fliehenden
Und scheuen Kräfte ab und quältest sie
Im Feuer; weder Fliege, noch Insect,
Noch in sich selbst gerollte Schlang' entkam
Des Forschers tiefem Blick. Allein, wozu
Der Aufwand nun und diese Kosten? Sprich,
Du tüchtiger Bewahrer vor der Gruft!
Wo sind nun die Heilformeln? sprich, wo sind
Nun die Herzstärkungen zusammt dem Schweif
Von Namen aller Bürgen deiner Kunst?
Doch, ach! du schweigst und blickst beschämt
aufs Grab.

Hier liegt der Geizhals, lang und ausgezehrt,
Der Schurken niedrigster, der kleinlich sich,
(Entehrender Behelf!) von seinem Bauch
Und Rücken die gehör'ge Pflege stahl.
Befreyt von einer Steuer, die der Dieb
Verdrieslich seinem eignen Leichnam gab,
Liegt er nun hier, für wenig Geld behaust
Und länger nicht geplagt von stürmischen
Begierden, auch von Geldausgaben nicht,
Noch von Ausbesserungen. Aber, ach!
Wo sind die Renten und Einkünfte nun?
Fürwahr! ihr habt den Reichen arm gemacht;
Dahin sind seine Götzen! ihm blieb nichts!

Wie schrecklich muss, o Tod! dein Ruf dem
seyn,
Der sorgenlos sich seiner Güter freut,
Und, noch auf langer Jahre Lust bedacht,
Ganz leer und nackend ist für jene Welt.
Wie rast in dem entsetzlichen Moment

Sein sinnenloser Geist rings um die Wand
Der Erdenhülle, rennt nach jedem Thor
Und ruft nur Rettung! Rettung! — doch umsonst
Ruft er und blickt so sehnsuchtsvoll zurück
Auf alles das, was er — jetzt nicht mehr sein —
Verlässt. O möcht' er doch ein Weilchen nur,
Ein Weilchen nur noch länger hier verziehn,
Um seine Flecken wegzuwaschen und
Zur Ueberfahrt sich anzuschicken. Horch!
Ein jedes Röcheln, das in ihm auffliegt,
Ist schauderschwanger. Doch sein Feind verfolgt,
Gleich einem starken Mörder, der getreu
Dem Vorsatz bleibt, ihn hinterher und hart
Durch jeden Lebensweg und misset nie.
Der Fährte, sondern setzt ihm drückend nach,
Bis dass zuletzt, ans Schreckenreich gejagt,
Er plötzlich ins Verderben untersinkt.

Ein ernstes Werk, mein Geist! ist Tod, ist Sterben!
Wie wird dir seyn, wann an des Lebens Rand
Vor deinem Aug die Kluft, die Schreckenskluft
Sich aufthut, die nie einen Sterblichen
Zurückgab, um uns das, was drüben ist,
Zu melden. Die Natur erschrickt und bebt
Bey diesem Anblick schaudervoll zurück
Und jede Lebensader, wenn der Schmerz
Des Abschieds auf sie trifft, verblutet sich;
Denn scheiden muss durchaus der Geist vom Leib,
Wiewohl — o zärtlich Paar! — weit inniger
Als Mann und Weib vereinigt. Iener schwingt
Sich himmelwärts empor zum Allmachtsquell,
Einst Zeuge seines Thuns, jetzt Richter ihm,
Indem zur düstern, dumpfen, Gruft hinab,
Gleich einer morschen Urne, dieser sinkt.

Wenn nichts der Tod, nichts nach dem Tode ist,
Wenn mit dem Körper auch der Geist zerfällt,
Zerfällt zum dürren Schoos des alten Nichts,
Woraus er einst entsprang: dann mag getrost
Der Ueppige den Himmel selbst verprassen,
Der Trunkenbold den taumelvollen Kelch
Hinuntergiessen und, so bald er leer,
Ihn gleich von neuem füllen bis zum Rand,
Und lachen ob dem nichtgen Popanz *Tod*;
Der Arme, überdrüssig dieser Welt
Und lebenssatt, auf einmal ihr entfliehn;
Indem er, wenn es ihm gelüstet, sich
Dem Daseyn schnell entzieht, so gut er kann,
Es sey durch Strang, es sey durch scharfen Stahl.
Zum Tode stehn ihm tausend Thore auf.
Wer könnte auch den misvergnügten Gast
Bis auf die Letzt zu bleiben nöthigen?
Wer ihm verargen, wenn er geht? Fürwahr!
Er hilft mit Recht sich selbst, so gut er kann.

Allein, wenn jenseit dieses Lebens noch
Ein andres ist, — und dass ein solches ist,
Sagt unbestochen und mit treuem Mund
Uns das Gewissen: dann — fürwahr! muss Sterben
Ein ernstes Werk, ein Werk des Schreckens seyn,
Noch schrecklicher durch seine eigne Hand;
Durch eigne Hand! — sprich es nicht aus mein Geist!
Sprich nicht die Schande unsrer Insel aus,
Die ihr den Vorwurf naher Staaten bringt.
Soll durch sich selbst von ihrem Erstgebot
Der Selbsterhaltung weichen die Natur?
Ha! das sey fern! Nie röthe lebenssatt
In eignem Blut sich eines Frevlers Faust.
Welch schrecklicher Versuch, vom Selbstmord noch
Frisch dampfend und in voller Wuth dahin

Zu stürzen in des Richters Gegenwart,
Als sollt' er, erst gereizt, das Schlimmste thun,
Und als ob uns sein Zorn nicht kümmerte.
Noch nie erhörte Foltern müssen die
Erwarten, die allein beysammen gehn,
Die übrigen Verworfnen ihre Zunft
Verabscheun und auf sich, als weniger
Des Abscheus würdige, Verstosne sehn.

Bestimmt ist unsrer Iahr' und Tage Zahl;
Wie lang, wie kurz, ist unbekannt; nur das
Bleibt uns gewiss, dass unsre Pflicht es heischt
Den Abruf zu erwarten und bevor
Der Himmel uns nicht Urlaub gibt, zu stehn
Gleich Wachen, die, auf ihren Ort gestellt,
Die festgesetzte Stunde der Ablösung
Erwarten; die allein sind tapfer nur,
Die ihren Posten halten bis zuletzt;
Davon zu laufen wär' ein Memmenstreich.
Aus dieser Welt Beschwerden, die gar bald,
Wenn sie am höchsten stehn, vorüberfliehn,
Davon zu laufen, in dem Wahn, uns zu
Verbessern, durch die kühne Ueberfahrt
In eine fremde Welt und dunkle Nacht,
Dies wäre mehr als alle Raserey.

Sagt uns, ihr Todten! will von euch denn keiner
Dies Räthsel lösen? O dass doch ein Geist,
Ein guter Geist es uns verriethe, was
Ihr seyd und was auch wir bald werden seyn.
Gehört hab' ich, dass Geister dann und wann
Von drüben kamen, Menschen ihren Tod
Vorher zu sagen, und sie thaten wohl
Die Schläfer aufzupochen zu dem Kampf.
Allein was soll die so beschränkte Gunst?

Nur lahme Güte ist's, die, was sie thut,
Zur Hälfte thut. — Sprecht! warum könnt ihr nicht,
Was Sterben ist, uns sagen? Hindern euch
Von diesem eignen Punct zu reden wohl
Die bindenden Gesetze eures Reichs?
Doch weg! Ich will nicht weiter fragen, blass
Und traurig, wie die Lampen in der Gruft,
Erleuchtet euer Glanz nur euch allein.
Wohlan! es sey! — Nur eine kurze Frist
Wird alles dies aufklären, um auch uns,
Was ihr erfuhrt, zu lehren, und wir sind
Dann so geheimnisvoll und still, wie ihr.

Des Todes Pfeile fliegen dicht dahin!
Hier fällt des Dorfes Hirte, dort sein Herr
Mit vollem Wanst. Der Becher geht umher;
Und wer ist so gewandt, dass er von sich
Ihn klug ablehne? — Lange, lange schon
Fiel in des Todes Hand die gröste Zahl;
Und doch — wie sonderbar! — beherzigen
Die Lebenden es nicht. Sieh jenen nur,
Der den Verstorbnen ihre Betten macht,
Den Todtengräber mit schneeweissem Haupt —;
— Ein lebendes Geschichtsbuch! — Nimmer schlich
Von seiner harten, seelenlosen Stirn
Sich eine sanfte Thräne. Sieh! er steht,
Das Grabscheit in der Hand und gräbt und wühlt
Durch ganze Reihen von Verstorbenen,
Bekannten und Verwandten, jünger noch
Als er. Kaum wirft er einen Schädel aus,
Des Eigener er nicht gekannt und weis
Von seinem Leben dies und jenes noch.
So ging der Thor wohl zweymal zwanzig Jahr
Selbst mit dem Tode Hand in Hand, und doch

Lacht kaum ein Junker auf dem Rasenplatz
So laut als er und tischt so lustige
Geschichtchen auf; im lauten Trinkgelag
Singt Niemand einen frohern Rundgesang,
Als er, und greift so hurtig zu dem Krug.
Der arme Wicht! er denket nicht, dass bald
Vom nämlichen Gewerb' ein Bruder ihm,
Was er an Tausend that, wird treulich thun.

Auf dieser und auf jener Seite sehn
Wir unsre Freunde, wie des Herbstes Laub
Hinfallen, und beginnen gleichwohl noch
So luftige Gespinste, dass sie zu
Vollführen, in der Welt gesunder Jugend,
Die Patriarchen selbst zu kurz gelebt.

Wie thörigt handeln wir, nie an den Tod
Und an uns selbst zugleich zu denken, als
Ob unsre Sache nicht die Wissenschaft
Zu sterben wär'. O Thoren, die wir sind,
Und mehr als das! — seit gestern in der Welt —
Mit froher Laun' am schreckenvollen Rand
Der Ewigkeit zu taumeln, ohne Furcht
Und Sorge; da, so viel, als wir verstehn,
Die erste Fluth vielleicht, die sich erhebt,
Uns mit sich in den Abgrund niederfegt.
Wir denken oder denken nicht, die Zeit
Reisst alle mit unwiderstehlichem
Und stetem Strome fort, doch schleicht sie leis
Und leiser, als ein Dieb um Mitternacht,
Der unter eines Geiz'gen Haupt behend
Die Finger schiebt und mit dem Schatz entschlüpft.

Ein groser, freyer, Gottesacker ist
Die Welt, voll Todesbeute und voll Raub
Aus Thieren, wild und zahm, und überhäuft

Mit menschlichem, vermodertem, Gebein.
Die Erde selbst, worauf wir gehn, war einst
Belebt, und wir, die jetzt noch leben, betten
Der Nachwelt bald uns selbst zum Polster hin.

Hier ist der allgemeine Sammelplatz,
Des schaudernden Isländers und des Mohrs,
Gebräunet durch die Gluth; von Sterblichen
Aus allen Zonen, die sich nie zuvor
Begegneten; von allen Glauben, Christ
Und Jud' und Türk. Hier wird der stolze Fürst
Und der noch stolz're Liebling, Herr des Herrn
Und Geissel seines Volks, ohn' Unterschied
Vermengt und hingeworfen aus der Welt.

Hier liegen ganz beschämt die mächtigen
Und grosen Erdballsunterhändler, tief
In Kriegs- und Hofmanns-Kunst und List gelehrt;
Hier die berühmten Meister der Bilanz,
Umsonst nun in Verträgen so geschickt;
Verträge spottet und verlacht der Tod.

Hier wirft von wunden Schultern seine Last
Der überladne Sclave, froh, und lacht —
Wenn ihn mit aller seiner Wach' und Wehr
Der Wütrich rings umstellt und neue Last
Ersinnt; — sein lacht er dann und ist entschlüpft,
So schnell, wie ein Gedanke, ihm entschlüpft,
Wo Wütriche nicht foltern, Müde ruhn.

Hier bettet sich der warme Liebende
Vom kühlen Schatten und geschwätz'gem Hall
Der Echo fern und fern vom Perlenstrom,
Des vorigen, geliebten, Liebestraums
Uneingedenk, bey seinem Mädchen hin,
Dicht bey dem sanften Mädchen, ungestört

Vom Stich der Lästerzunge. — Freund und Feind
Ruht dicht beysammen hier ohn' allen Groll.
Der feingekleidete Prälat bemengt
Sich mit dem guten Kirchenwärter hier,
Sonst weit entfernt und scheu, ihn anzugehn,
Vertraulich jetzt, zwey Brüderströmen gleich,
Die eines Felsen Schärfe spaltete.

Hier ruht der rüst'ge Landmann, hier das Kind,
Das, einer Spanne lang, das Licht nie sah,
Die Brust nie sog, erstickt im Lebensthor.
Mit Sohn und Tochter wohnt die Mutter hier;
Das unfruchtbare Weib, die manches Jahr
Sittsam und stillgelebte Jungfrau hier,
Die in einsamen, unbesessenen
Liebreizen lächelte, gleich jenem Paar
Von Schlüsselblumen, auf der Klippe Stirn
Und unerreichbar der begier'gen Hand;
Die strenge Spröde und die muntere
Buhlschwester, die ehrbare Witwe und
Das junge, blüthenreiche, Mädchen, das
Der Rose gleich, die, eben aufgeblüht,
Noch ihren Glanz zur Hälfte nur enthüllt,
Gepflückt ward; — welch ein wundersam
Gemisch! —
Sie alle wohnen hier. Hier endiget
Das plauderhafte Alter sein Geschwätz,
Die heitre Jugend, leicht und sorgenfrey,
Der jeder Tag in Melodie entfloh,
Hört nicht den Ton der Lust; Xanthippe selbst
Vergisst ihr Schelten und ist täubchenfromm.

Hier sind die Weisen, Edlen, Tapferen,
Gerechten, Guten, die Unwürdigen,
Unheiligen, der brave Mann vom Pflug
Und der vollkommne Mann vom Hof,

Der Thor, der Filz, der Bub' und Taugenichts,
Der weiche Staatsmann und der Patriot
Mit ernster Miene; — dieser Trümmerrest
Von Nationen, und der Zeiten Raub
Mit all dem Bruchwerk von sechstausend Iahr.

Wie glücklich warst du anfangs, armer Mensch!
Als von des grosen Meisters Hand noch warm
Er dich mit seinem Bilde stempelte
Und, selbstzufrieden, auf des letzten Werks
Erhabne Schönheit lächelte. Gut war
Da alles, froh der Geist, der Leib gesund,
Zwey süse Instrumente, nie verstimmt
Zu ihrer eignen Rolle leichtem Spiel.
Nicht Haupt, noch Herz erweckte Wehgefühl;
Auch mangelte zur Klage jeder Grund.
Denn innerlich war alles rein und hell;
Kein grausamer Gewissensschlangenbiss,
Noch böse Angst vor dem, was möglich ist
Bestürmte seine friedenvolle Brust.
Nicht glättern Spiegel zeigt die Sommersee,
Wenn von des Südwinds fest entschlafnem Hauch
Der letzte Kuss sie trifft. Da bot von selbst
Und kaum beschwert die edelmüth'ge Flur
Aus reicher Hand die mannichfache Frucht
Des Iahrs, und jedes Ding, nach seiner Art,
War so vollkommen, als es konnte seyn.
O sel'ge, wundersel'ge Tage! doch —
Ach! wie so kurz; beseligt, wie der Traum,
Der süse Traum von einem Heiligen,
Doch auch, wie dieser, flüchtig und geschwind.

O Welt! wie schlüpfrig ist dein Loos. Wie schnell
Sind deine Wendungen, wie sonderbar
Der Dinge Wechsel auf dem ersten Blatt

Der Menschheit traurigen Geschichte schon.
Das höchste Glück des heut'gen Tags ist oft,
Eh Morgen noch vorbey, das niedrigste.
Wie eng ist dieser Enden Mittelraum!
So gings dem Vater unsers Stammes einst;
Nicht lang beseligt' ihn sein Paradies.
Kaum hatte der beglückte Eigener
Des angenehmen Plätzchens Zeit genug
Die Süsigkeit davon zu kosten, kaum
Genug, sie aufzusummen: als er es
Schon musste, fliehn — und ohne Wiederkehr!
Ha! muss er wirklich fliehen? und kann nichts
Des irren Menschen erstes, schreckliches,
Vergehn aussühnend mehr vertilgen? Seht!
Wie ein Verdammter möcht' er gerne sich
Mit wichtigem Gespräch den Rest der Zeit
Verlängern und mit dem Geschicke sich
Vergleichen; doch umsonst! der Wohlgeruch
Des ganzen Orts, als Weihrauch dargebracht,
Verschwendrisch aufgeopfert, kann ihm nicht
Vergebung schaffen, noch den Richterspruch
Erreichen. Ein gewalt'ger Engel droht
Mit flammenrothem Schwerdt, wenn er verzieht,
Und treibt den Zaudrer aus; der letzte Gang,
Der Abschiedsgang sogar ist ihm versagt.
Zu gleicher Zeit verlor er seinen Glanz
Und seinen Gott. Was Wunder, dass er nun
So sterblich, ach! und so entstaltet ist.
Gesündigt hat der Mensch; krank von dem Glück,
Und zu Entwürfen voll Gefahr geneigt,
Wollt' er das Uebel auch versuchen, und
Versucht' es nicht umsonst. — O Schritt zum Tod!
Wo selbst das Aeuserste zu fürchten war,
Da glückt' es ihm nur, leider! gar zu wohl.
Das Gute, das er nicht erkannte, schied
In Zorn von ihm, wie ein gekränkter Geist,

Nie wieder umzukehren oder doch
Zum mindesten nur auf so kurze Zeit,
Wie gute Engel thun, und sparsam nur:
Indess mit seiner höllentflohnen Schaar
Der Geist der Finsterniss, zum bessern Ort
Einmal herzugelassen, sich erhub
In fluchtvergessnem, trotz'gem, Widerstand.
Er maaste sich des Menschen Herrschaft an,
Der nun zu spät den raschen Irrthum sah;
Ein Irrthum, tödtlich nicht allein für ihn,
Auch für die Nachwelt, Erbinn seines Glücks.

O schnöde Sclaverey! die menschliche
Natur stönt unter dieser niedrigen
Tyrannenfröhnung und aus jedem Punct
Vergiesst sein Riesenbau des Herzens Blut.
Welch ein Gemetzel — böses Ungethüm!
O Sünde! hast du angerichtet, du
Der Uebel erstes, gröstes! fruchtbare
Gebärerinn von Wehen aller Art;
Nur dich allein traf nie ein Wehgefühl.
Der andern Uebel ganze Schreckenschaar
Erkennet ihrer Macht gesetztes Ziel;
Der schreckliche Vulkan, der hoch empor
Geschmolzne Stein, und Kugeln, feuerroth,
In Pechgewölk von Rauch und Dampf gehüllt,
Aus glüh'nden Eingeweiden speyt, verheert
Die Nachbarschaft auf ein'ge Meilen nur
Und hemmt hier seinen Lauf; die mächtige,
Geschwollne Flut, die weiter noch, als er,
Das Unglück ausströmt, mit Gebrüll und Sturz,
Beerdigt unter fernern Drohungen
Zwar ganze Gegenden, doch endlich trifft
Auch sie ein vorgeschriebnes Ufer an.
Weit schrecklicher, als sie, hat nicht etwa
Hier einen Fleck und dort? — nein! eine Welt

Hat öd' und wüst die Sünde hingestreckt,
Mit einem weiten, ausgeholten, Streich
Das ganze menschliche Geschlecht gestraft
Und seinetwegen mit grausamer Hand
Die Schönheit einer ganzen Welt zerfetzt;
Indem ihr Hauch das nahrungsvolle Korn
Und fruchtbeladne Zweige sengt' und brach
Und ihren Weg mit Trümmern zeichnete.
Ha! könnte dich in allen Schrecknissen
Die Phantasie so mahlen, wie du lebst.
Schau! wie sie ringsum Seuch und Plage streut;
Indem der Tod lautbrüllend hinter ihr
Auf Leichen schreitet, doch für morgen schon
Ein neues Werk von ungemeinem Muth
Bebrütet und vor Hunger fast vergeht,
Bis er den schreckenvollen Streich gethan.

Doch halt! ich ging zu weit; zu sehr deckt' ich
Die Blöse meines Vaters auf, zu sehr
Die Blöse der Natur. — Hier lass mich ruhn
Und auf die grose, todte, Wüsteney,
Des Todes Aussaat, dieses, menschenvolle,
Gewirr, der Wehmuth Thränentropfen streun,
Ein Opfer treuer Sohnespflicht und Grams.
Du groser Menschenwürger! noch nicht satt
Bist du, bey deinem steten Fastnachtsschmaus?
Du unerhörter Schwelger, dem nichts gleicht!
Die grösten Prasser schwelgen immer nicht,
Sie suchen Augenblicke, auszuruhn,
Um die Begier zu schärfen; nicht, wie du;
Du hast, dünkt mich, an den verschlungenen,
Zahllosen, Heeren und den Tausenden,
Die stündlich du verschlingst, nicht halb genug;
Stets raubbegierig haschest du nach mehr,
Als wär Gemetzel, Krankheit, Dolch und Gift
Und Krieg und Hungersnoth nicht Schaffner dir.

Doch wisse, dass du deine Todten alle
Sollst wiedergeben und mit hohem Zins.
Sie sind nicht dein, nur blos auf kurze Zeit
In deiner Macht, bis der verheissene,
Der grose Rückerstattungstag erscheint,
Da weit und breit umher der ehernen
Posaune Ton aus starker Cherubs-Brust
Erschollen die Gefangnen stürmend weckt
Und die verschlafnen, langen, Schläfer dann
Ins Leben, Tageslicht und Freyheit ruft.
Dann werden deine Thore auf sich thun,
Die Minen zu entdecken, deren Schatz,
Tief eingemauert, in der Zellen Nacht
Sich bildet, aber nun gereifet ist
Und rein, wie Silber aus dem Tiegel, das
Zweymal der Esse und des Feuers Qual
Bestand. Dich schlug, wir wissen es, der Sohn
Von Gott, der Retter einer ganzen Welt,
Und du bestandst ihn nicht in deiner Kraft;
Selbstmächtig stand er auf, abfielen ihm
Die Fesseln, hingeschüttelt, und er nahm
Bald jenen, dir geliehnen, Raub zurück.
Hier auf der Erde wandelte nachher
Er vierzig Tage noch und zeigte sich
Lebendig Zeugen, die er auserkohr
Und zu so sichern Prüfungen, dass selbst
Dem trägsten Beyfall nicht ein Zweyfel blieb;
Dann schwang er sich gen Himmel auf; — mich dünkt,
Ich seh ihn noch, wie er stets höher klimmt
Und durch das hier und dort rückweichende
Gewölk hingleitet. Doch der blöde Blick
Ermattet und verfolgt ihn weiter nicht.
Des Himmels Pforten rauschen auf für ihn,
Doch auch für seine Freunde, wie ein Fürst
Für sein Gefolge, nicht für sich allein

Zulassung schafft. Sein Königswille war,
Die Seinen sollten, wo er wäre, seyn.
Der Tod nur liegt, — ein schwarzumwölkter
Pfad —
Dazwischen, von der feigen Furcht in uns
Noch mehr geschwärzt, doch unbetreten nicht,
Noch lästig. Lange nicht, und alle Mühe
Wird gar vorübergehn. Führt doch auch sonst
Kein Nebenpfad zum Heil; was fahren wir
Denn wie verwöhnte Kinder so zurück
Vor flüchtigen Beschwerden auf dem Weg,
Der uns in reinre Luft und mildres Land
Geleitet, wo die Sonne nimmer sinkt.

Dreymal willkommner Tod! der uns gewiss,
Nach manchem, mühevollem, Schritt zurück
Ins Vaterland geleitet und uns am
Schon längst ersehneten Gestad' ausschifft.
O welche wundervolle Wandlungen!
In Glück verkehret sich das Gift; der Tod
Verliert entwaffnet alle Grausamkeit.
O tausend Dank ihm, der das Gift aus uns
Herausgeläutert hat. — Das letzte Leben
Des guten Manns ist Friede. Seht! wie still
Sein Hingang ist; nicht sanfter fällt der Thau
Der Nacht hernieder auf die Flur, so sanft
Stirbt nicht des müden, leisen, Zephyrs Hauch.
Betracht ihn in des Lebens Abendzeit,
Des wohlgenutzten Lebens, ihn, dem's früh
Am Herzen lag, dass nicht des Alters Frucht
Der Jugend Blüthe tadle. Sieh! er schwebt
Allmälig nur und unbemerkt hinweg;
Doch, wie die Sonne, glänzender anjetzt
Bey seinem Untergang. Im Glauben hoch
Und Hoffen — schau! wie er dem nahen Kranz
Die Hand entgegenstreckt und mächtig kämpft,

Wie ein umgarnter Vogel, zu entfliehn.
Inzwischen geht der Aussicht Wonnethor
Weit auf vor ihm und strahlet neuen Glanz
Ihm zu, die schöne, süse, Erstlingsfrucht
Der baldgekommnen Erndte. Dann — o! dann
Wird jede Erdenfreude ihm gering,
Und schwindet weg, ins Nichts verschrumpft.
Sein ganzer Wunsch ist, unterzeichnet nur
Den Freybrief zu bekommen und zu gehn;
Ihm ward sein Wunsch gewährt und er beglückt.
Des frohen Geistes Hoffnung ist gekrönt;
Sogar des Körpers trägen Thon täuscht nicht
Die Sehnsucht einst der bessern Hälfte sich
Zu ewigem Vereine anzutraun.
Es kommt die Zeit, da selbst der kleinste Fleck
Der Leichenerde, sey's im Lande, sey's
Im weiten Meeresschoos, zurückegibt,
Und unversehrt, den längstvertrauten Staub.
Sie werden treulich das Geliehene
Berechnen und des Staubes kleinster Punct
Bleibt von dem Ganzen gut und unversehrt.
Hinweg von hier, Unheilige! hinweg!
Fragt ihr, wie kann das seyn? — Gewiss; die Macht,
Die dies Gebäu zuerst errichtete,
Dann niederriss, dieselbe Macht kann auch
Ein jedes, hingeworfnes, Trümmerstück
In eins versammeln und es wiederum
So aufbaun, als es war. Auch ist ihr Arm
Nicht durch die lange Zeit verkürzt und will
Das, was sie kann. Und, dass es einst geschieht,
Verbürgt ihr ewigtreues, wahres, Wort.

Wann die Posaune schreckenvoll ertönt,
Dann wird beym ersten Klang der Schlummerstaub
Erwachen und an seinen, eignen Platz,

Mit neuem Reiz der Form, dem ersten Bau
Ganz unbekannt, sich fügen. Auch wird nicht
Der andern Hälfte der gewisse Geist
Verfehlen, sondern im Gedränge sie
Vor allen ausspäh'n und in ihren Arm
Voll Ungeduld sich stürzen, wie ein Mann,
Der lang abwesend war, nun heimgekehrt,
Im Fluge jeden mittlern Trennungsraum
Rasch übereilt und ängstlich vorwärts strebt
Das Ganze nur zu sehn. O glückliches,
Dreymal beglücktes Wiedersehn! Nicht Zeit,
Noch Tod reisst wiederum dies Band entzwey.

Nur *eine*, lange, mondenlose, Nacht;
Wir betten uns ins Grab und sind dahin.
So fliehet, wenn der Abend niedersinkt,
Die weite Luft der Vögel müd' und matt,
Schwebt auf ein niedriges Gestäud' herab
Und schlummert bis der Morgen tagt; dann schwingt
Er seine, leichten, Flügel und entflieht.

Athanasios.

Erste Betrachtung, statt der Vorerinnerung.

Seyn oder Nichtseyn?

Ob es wohl eine wichtigere Frage für den Menschen jemals gegeben hat, und jemals geben kann als diese? Sage nicht, lieber Leser, sie sey zu oft, zu überzeugend beantwortet, um ferner eine *vernünftige* Frage zu bleiben. Dein Herz würde dir widersprechen. Auch wenn du die triftigsten Gründe kennst, und anerkennst, wodurch deine Weisen die grose Aufgabe lösen, so wird dich doch dein Gefühl auffordern, hier selbst für dich zu stimmen, so bald du ein Urtheil hast. Immer wird sich jene Frage von neuem in dir hervordrängen, so lange du nicht selbst, mit allem Ernst dessen du fähig bist, darüber nachgedacht, und nach dem Mase deiner Erkenntnisskräfte, deiner Empfindungen, *für dich*, darüber entschieden hast. Deine Gewährsmänner wollten sie *dir* nicht beantworten; sie wollten sie *dich* beantworten *lehren*. Betrachte sie nicht gedankenlos! Oder wolltest du etwa erst dann, wenn der Gedanke: *Seyn oder Nichtseyn?* unter bedenklichen Schicksalen des Lebens sich plötzlich als trostloser Zweyfel in dir erhöbe: erst dann, wenn er als schwermüthige Inschrift des Todes vor dir stände, die du nur von der Seite lesen könntest, wo sie alle Anmuth aus dem Bilde desselben auslöscht, und ihn zu einem finstern, Lebenverschlingenden Wesen umstaltet:

wolltest du dann erst den Werth eigener Entscheidungsgründe über jene Frage fühlen?

Uebrigens ist sie allerdings, von Anbeginn der Vernunft, zu allen Zeiten, in allen Schulen, von allen denkenden Köpfen erwogen und wieder erwogen. Sie ist nach den abweichendsten Methoden und Systemen, die der menschliche Geist auf seiner jedesmaligen höhern oder niedern Bildungsstufe ergriff, beantwortet; oft so gründlich beantwortet, dass auch der beharrlichste Zweyfel vor dem Lichte der dargestellten Wahrheit verschwinden musste, um sich nicht mit der Vernunft selbst zu entzweyen, die ihn erzeugt hatte. Mehrentheils war es ein inneres, sich selbst überlassenes Gefühl, was die geübten Freunde der Wahrheit zur fortgesetzten Untersuchung über jenen grosen Gegenstand antrieb; was ihnen Muth und Kraft gab, sich dabey oft so weit über ihre anderweitigen Gesammtbegriffe zu erheben. Hätte Sokrates erst im Kerker, über Fortdauer nach dem Tode, bey sich entschieden, er wäre nicht Sokrates, nicht Märtyrer für seine Weisheit geworden.

Wurde dies innere, heilige Gefühl, dieser Wunsch, dies Sehnen und Streben des Menschen nach Gewissheit in einer Sache, die so ganz unser Selbst betrifft, nun durch fremde Einreden und Zweyfel, oder durch ein offenbares Wegleugnen des Lebens im Tode geregt; bedrohte man, im Widerspruche mit seinen eignen Empfindungen ein Gebäude der Hoffnung, der Ruhe, des Glücks für die ganze Menschheit: wie gros zeigten sich da Bedürfniss, Verstand und Glaube dieser Menschheit, in der Vertheidigung ihres Heiligthums! Selbst das Daseyn Gottes ist nicht öfter und küh-

ner; es ist *nie ohne eine, dunkler oder deutlicher gedachte Beziehung auf unser eigenes künftiges Daseyn*, vertheidigt worden. Man fand darin den haltbarsten Erklärungsgrund unserer Fortdauer *).

Seyn oder Nichtseyn? das bleibt indessen, nach Allem was darüber gedacht und geurtheilt seyn mag, noch immer die Frage. Und das menschliche Gefühl zeigt sich darin so gros; des Menschen Bestimmung, sich nicht zu begnügen mit dem, was er jetzt ist, jetzt wirkt; sich nicht zu beruhigen mit dem, was er erst, bis zu *einem gewissen Grade* der Gewissheit, von der Zukunft erkannt hat; sondern unaufhaltsam weiter zu dringen; neue Ansichten und Aussichten zu suchen; sein Leben für das Gegenwärtige, durch sein Leben in der Zukunft zu veredeln: diese Bestimmung kündigt sich so offenbar in jener Aufgabe an, dass wir schon desswegen wünschen müssen, sie möge in mancher Hinsicht, immer Aufgabe für uns, und als solche die würdigste, anziehendste Beschäfftigung unsers Verstandes und Herzens bleiben. Doch es ist durch unsere Eingeschränktheit hinlänglich dafür gesorgt, dass wir den grosen Gegenstand unserer Hoffnungen nie völlig durchdringen, und dass bey der sanften Dämmerung, die ihn umgibt, unsere Erwartung, unser Erstreben eines vollern Lichts nie nachlasse. *Unglückliches Phlegma!* Ich verwerfe die Gemächlichkeit, wodurch du es manchen so schwer machst, gleichsam aus einem Augenblicke in den andern zu kommen, und so peinlich, sich ganz

*) Nam si tota mihi cum corpore vita peribit,
Nec poterit superesse *meum* post funera *quicquam*:
Quis mihi regnator coeli? Quis conditor orbis?
Quis *Deus?* aut quae iam merito metuenda potestas?
PRUDENT.

aus dem Gegenwärtigen mit ihren Gedanken hinweg, in eine körperlose Ferne zu versetzen, wo es für unsere Blicke nirgend einen Ruhepunct gibt. Sie wagen sich nicht in die Zukunft hinein, um sich an ihrer Ruhe zu versündigen. Ich kenne keine Ruhe beym Stillstande meiner Erkenntniss. Sie mögen zu besitzen wähnen, was ich suche; glauben, was ich erforsche. Ihr Leben mag sich so wenig durch Unthaten als durch Thaten auszeichnen, so dass sie nicht, wie Felix; vor der Zukunft erschrecken dürfen: so sind sie doch Sclaven des Augenblicks, und ein ephemerisches Leben, ohne ein Vordringen in die Zukunft, ist mir kein *Menschseyn.*

Ia, was mich an diesem Vordringen in die Zukunft hinderte, das hinderte mich an der Erweiterung meiner Natur, an der Vervielfältigung meines Lebens. Ich wäre thörigt so etwas zu wünschen, und sollte es auch die Wahrheit selbst seyn. Sie hat nach dem grösern oder geringern Mase meiner Erkenntnisskräfte ihre verschiedenen Grade für mich. Nie kann sie mir, dem Wesen was noch auf der Mittelstufe seiner Verstandesbildung steht, ihr volles Licht zuwerfen. Dies würde mich blenden. Aber so weit ich sie erkenne, gibt sie mir Leben und Lust, Wärme und Kraft, ihr immer näher zu kommen. Ich fühle dabey die Bedingung meiner Vollendung, die edelste *Selbstthätigkeit.* So bey der stufenweise von mir völliger erkannten Wahrheit im allgemeinen; so bey der stufenweise von mir richtiger, sicherer, zweyfelsfreyer erforschten Wahrheit *von meiner Fortdauer* insbesondere. Wer mir hierüber solche Resultate mittheilen könnte, die mein eigenes Geschäfft auf ein bloses *Nachdenken* im besondern Sinne des Worts; auf ein bloses *Wiederdenken*

des von andern Gedachten, einschränkten: wer sich so ganz in jedes mögliche Gefühl meines Herzens, in jede mögliche Situation meines Lebens hinein versetzen könnte, wobey die grose Aufgabe: *Seyn oder Nichtseyn?* so leicht, so lebhaft, so wichtig, so neu, als wäre sie noch nie erörtert, nie entschieden, vor meine Seele tritt: wer alsdann durch evidente Gründe, alle, auch die leisesten Bedenklichkeiten auszuschliessen vermögte, die sich noch bey jener Frage in mir regen: kurz, wem es sein übermenschlicher Verstand gegeben hätte, Alles zu erschöpfen, was von irgend einem Sohne der Vernunft, für und gegen sie, gedacht und empfunden werden möchte: den Mann müsste ich anstaunen, aber danken könnte ich's ihm nicht, dass er mir durch die Reihe seiner unwidersprechlichen Beweise, und durch eine völlige Enthüllung aller meiner Aussichten, den Raum, und damit auch das Interesse für eine Angelegenheit entzogen hätte, worin ich bisher die liebste, die würdigste, und wegen gewisser ernster und dunkler, dagegen noch in mir aufsteigender Gefühle, auch die *dringendste* Beschäfftigung für Verstand und Herz gefunden habe.

Vorausgesetzt, dass in dem Menschen überwiegende Gründe für unsere Fortdauer liegen; Gründe die wir zum Theil nur fühlen, nicht erklären können, in so fern sie nähmlich aus der Natur des Wesens hergenommen sind, was alle empfinden, und was doch der tiefsinnige Forscher, als einen *sich selbst darstellenden* und *würdigenden* Gegenstand, nicht von Grund aus erklären kann: vorausgesetzt, dass alle unsre natürlichen Empfindungen, und wäre nie das Licht eines wohl in einander gefügten systematischen Wissens zu

ihnen hinabgedrungen; regten sie sich nur als dunkle, heilige, wohlthuende Ahndungen in unserm Herzen; uns auf die Zukunft hinweisen und vertrösten: vorausgesetzt, dass die moralische Welt, so weit wir sie erkennen; und der gesunde Menschensinn kennt viel davon, wenn er nur von den beiden Wesen, *höchste Vernunft* und *Menschenvernunft*, Begriffe hat: vorausgesetzt endlich, dass auch die ganze sichtbare Natur zum Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode leitet: so ist das Helldunkel, was unsre Aussicht dahin umgibt, unstreitig höchst wohlthätig für uns. Es ist wahr, auf Augenblicke lässt es wohl Zweyfel, bedeutende, und da wo die Vernunft nicht ungehindert wirken kann, wirklich beunruhigende Zweyfel zu, aber doch nur auf Augenblicke.

Und auf der andern Seite: welch eine herrliche Schöpfung geht dem geistig sinnlichen Menschen gerade in diesem Helldunkel auf! Wie geschäftig, wie gefällig arbeitet die Einbildungskraft daran, durch ihre Zusammenstellung reizender Bilder dem armen Sterblichen, der sich doch im Tode so ungern von seiner menschlichen Natur, von seinen menschlichen Genüssen und Verbindungen ganz lossagen möchte, im Voraus einen befriedigenden Ersatz für seinen Verlust anzubieten! Ueberall, selbst in seinen Zweyfeln findet sie Stoff zur Verschönerung seines überirdischen Lebens. Er wurde irre in seinem Glauben an *ewige* Fortdauer, weil er sich kein Leben ohne Körper, keinen Körper ohne Zusammensetzung, keine Zusammensetzung ohne Auflösung denken konnte. Siehe da! jene gefällige Freundinn zeigt ihm einen *verklärten* Körper. Lichtstoff soll noch Masse seyn gegen ihn:

er ist *geistig*. Wer sieht nicht, wie offenbar die Phantasie in dieser Schöpfung mit dem Verstande spielt? Nun, wenn ihm das Spiel gefällt; wenn er absichtlich die Täuschung nicht unterbrechen will, weil sie ihm für den Augenblick eine Lücke ausfüllt, die ihm seine reinen Begriffe hier gelassen hatten; wenn er wenigstens nun lernt, sich unter dem Körper nicht immer einen *Teig von Erde* zu denken: mag er doch immerhin träumen! Er wird nicht ferner träumen, wenn der Unterschied zwischen höhern und niedern Erkenntnisskräften für ihn aufhört; wenn Alles in ihm Wahrheit ist. Bis dahin strebe er diesem Ziele, zwischen Licht und Schatten, muthig entgegen! Beides ist hier so für ihn gemischt, dass er den Weg nach höhern, ganz befriedigenden Einsichten überall unterscheiden, aber nie ohne freye Uebung und Anwendung seiner Kräfte gehen und *zurücklegen* kann.

Und wer darf sich einbilden, diesen Weg *zurückgelegt* zu haben, oder in seiner Ueberzeugung von künftiger Fortdauer so weit gekommen zu seyn, dass ihm nun der grose Gegenstand nichts mehr zu denken gibt? Achte auf dein Gefühl, du redlicher und warmer Freund der Wahrheit! Es wird dir sagen, dass dein vernünftiger Glaube an Unsterblichkeit, wenn er gleich unzerstörbar in dir liegt, immer noch eine oder die andere schwache Seite behält, wo ihn Zweyfel und Widersprüche anfechten können. Ehe du die entscheidende Katastrophe nicht selbst erfahren hast, die dich vom Glauben zur Erfahrung führt, ist deine Untersuchung nicht zu Ende. Du kannst noch immer am ruhigen Besitze dessen, was du mühsam erforscht hattest, gehindert,

du musst noch immer, zur fernern Sicherung deiner Erkenntniss, durch eigene und fremde Einreden geweckt werden.

Ich frage die gründlichsten Weltweisen über die wichtige Angelegenheit des Menschen, und erstaune über ihre mannichfaltigen, von einander abweichenden, einander aufhebenden Versuche, zur Entscheidung derselben. Hier schränkt man sich auf Beweise aus dem *Begriffe des vollkommensten Wesens* für des Menschen Fortdauer ein: dort soll *die Natur* dafür die einzige Bürgschaft leisten: dort stutzt man mit dem grösten Aufwande des menschlichen Tiefsinns, Beweise aus der *physischen Beschaffenheit, aus der Einfachheit und Unkörperlichkeit der Seele* auf, während der Seelen-Verkörperer seine Zukunft in der *Ewigkeit der Materie*, im Kreislaufe der Natur findet: dort gründet man sich, ausschliessend auf die *sittliche Natur* des Menschen, auf ihre Kräfte und Zustände, und je nachdem man gewisse Grundtriebe als überwiegend in ihr annahm, wählte man auch in diesen Grundtrieben Beweise für ihre Fortdauer. Bald eignete man der *Selbstliebe*, bald dem *Ehrgefühle*, bald dem *Glückseligkeits*- bald dem *Vollkommenheitstriebe*, bald dem *gebietenden Pflichtgefühle* die gröste Kraft in der menschlichen Seele, und zugleich die gröste Beweiskraft für ihre Fortdauer zu. Alle denkenden Köpfe fühlten die Unmöglichkeit einer *unmittelbaren* Einsicht der Wahrheit von unserer Zukunft, wenn man die Monadologen ausnimmt, welche bey ihrem Argumente schwerlich etwas anders fühlen konnten, als die *Kunst* ihrer Theorie. Alle schlossen, und die meisten so zuversichtlich, als ob nie gegen ihre Vordersätze, gegen

ihre Folgerungen Etwas eingewandt werden könnte. Und doch — wie würdigt unser Zeitalter die hochberühmten Systeme älterer Weisen in Rücksicht ihrer Verdienste um die Unsterblichkeitslehre? Wie man vielleicht nach Jahrhunderten unsere Systeme in Beziehung auf sie würdigen wird. Gewiss ein solcher Wandel und Wechsel menschlicher Begriffe warnet jeden geübten Denker, seine Ansicht der Wahrheit, seine Aussicht in die Zukunft, nie für völlig unverrückbar zu halten, und bey seiner gründlichen subjectiven Ueberzeugung, ohne Unduldsamkeit auf Andere hinzusehn, die ihrem Glauben nicht gerade die Bestimmungsgründe des seinigen unterlegen, und in einer Angelegenheit, die ihnen so heilig ist, mit eignen Augen sehen wollen. Wie verschieden auch ihre Kräfte, wie verschieden ihre Standpuncte dabey sind: in so fern sie Wahrheit suchen, verdienen sie Aufmunterung. Mögen sie der Vernunft allein, oder auch dem Gefühle folgen, und nicht selten ihre Vernunft durch Gefühle bereden, das für wahr zu halten, was sie so gern aus der Reihe der Möglichkeiten und Wünsche zur Wirklichkeit erhoben sähen: mögen sie selbst Bilder der Phantasie, leere optische Täuschungen für Realitäten erklären: mögen sie tiefer oder flacher aus der Quelle menschlicher Erkenntniss schöpfen, mit kühnem, isolirtem Blicke in die Gründe unsers Denkens hinabdringen, oder in den blumigten Gefilden der Natur, den Zwecken aller Schönheit, alles Lebens, aller Vollendung nachforschen, um darin den Zweck ihres Seyns zu finden: oder mögen sie sich von dem unbekannten Reiche der Geister Aufschlüsse versprechen, die sie, weder in sich, noch ausser sich, in dieser Körperwelt, über ihren

grosen Gegenstand glaubten finden zu können: sie suchen *Wahrheit*, und in ihr *Beruhigung*. Niemand störe sie, dem selbst Wahrheit und Ruhe des Menschen heilig ist. Nein, freundlich belehre sie der Verstand des Weisen, wo sie des Weges verfehlen, der ihn zu einen festen Glauben hinführte; und ist ihre Absicht rein, so werden sie gern mit dem Manne gehn, der ihnen neue Gründe zu neuen eignen Versuchen über ihre Fortdauer anbietet, und es ihnen erleichtert, einen sichern Grund zu finden, worauf sie dem Strudel menschlicher Systeme, Urtheile, Meinungen und Träume gelassen zusehen können, sich über das traurige Gefühl ihrer Blödigkeit, wie über die Furcht vor dem herabwürdigenden Tone unbilliger Absprecher erheben, und den Gegenstand ihrer seligsten Hoffnungen selbst so weit zu erkennen suchen, als er für sie erkennbar ist; überzeugt, dass jedes Resultat ihres Nachdenkens darüber ein neuer Grund des Trostes, der Zufriedenheit, der Achtung gegen sich selbst, der Freude über die Welt, der Anbetung des höchsten Wesens, des reinsten Tugendsinns, für sie werden könne und werden müsse.

Mich dünkt, ein Schriftsteller, der solche Zwecke hat, und sich nicht ganz unfähig fühlt, sie auch bey andern zu befördern, bedarf keiner Schutzschrift für seine übrigens anspruchslose Unternehmung. Sein Gegenstand verschmäht den Witz, demüthigt die Eitelkeit, gebietet der müssigen Speculation Stillstand, und bestimmt der Einbildung, die sich selbst dabey nur gefallen will, ihre Schranken. Aber freundlich ladet er jeden ein, der sich ihm *mit dem Bedürfnisse der Wahrheit* nähert. Und keiner von denen, die eine

ähnliche Sehnsucht fühlten, und von jenem erhabenen Ziele menschlicher Wünsche Licht in ihrer Dunkelheit, Trost in ihrem Kummer empfingen, wird es dem Schwächern verargen, dass auch *er* versucht, was *ihnen* gelang: dass er sich schmeichelt, für andere gefunden zu haben, was für ihn selbst wirksam war, wenn es gleich nicht als *allgemein wahr* und *wichtig* gelten sollte.

Besonders in unsern Tagen, wo in den Revolutionen der philosophischen Systeme manche Grundsäulen wanken, auf welche sich bis dahin die Hoffnung der Zukunft so sicher hingelehnt hatte: wo denkende Männer sich noch so wenig darüber vereinigt haben, welche neue Stützen sie uns dafür als ganz unerschütterlich wieder empfehlen können: jetzt muss uns jeder Wink über unsere Fortdauer doppelt willkommen seyn.

Ich bin fest überzeugt, dass jene Revolutionen von den scharfsinnigsten Wahrheitsfreunden veranlasst und geleitet, im Ganzen höchst wohlthätig für die Menschheit bereits geworden sind, und in ihrem Fortgange noch mehr werden müssen. Sie regen den Geist des eignen, freyen Forschers auf, geben ihm neue Kraft, neues Leben, dass er nun selbst sehen kann, selbst sehen will; dass er ungefesselt und thätig da selbst zu wählen versucht, wo er bisher nur andere für sich hatte sehen und bestimmen lassen. Sie sondern bey ihm Wissen vom Glauben, Wahrheit von Wahn, und erheben ihn von der ersten ängstlichen Empfindung, womit er seine bisherigen untrüglich geglaubten Grundsätze dahin sinken sah, bald zu dem freudigen Gefühle seiner *ewig unauflösbaren Urtheilskraft*; des Vermögens sich nun neue Wege

zur alten Wahrheit zu bahnen. Ja, dies waren, und sind, und bleiben unschätzbare Folgen der grosen Umwandlungen in der Philosophie, welche unser Zeitalter nicht weniger, aber gewiss weit *würdiger* auszeichnen, als seine blutigen Umwälzungen der Staaten. Dies waren und sind sie für Männer, die Ruhe und Kraft haben, sie sich zuzueignen.

Wie äuserst beunruhigend indessen ihr Anblick für solche sey, welche ganz unvorbereitet darauf, ohne ein besouders glückliches Denkvermögen, unter der Last von Geschäfften, unter empfindlichen Leiden, ihre bisherigen Trostgründe darin verloren, und nun den Zweyfeln, deren sich auch wohl der geübteste Wahrheitsfreund nicht ganz erwehren kann, gar nichts entgegen zu setzen haben: wie sie, diese Märtyrer der Verbesserungen ihres Zeitalters, so gern Alles auffassen, was ihnen einiges Gewicht gegen ihre peinlichen Besorgnisse zu haben scheint: dies fühle ich so lebhaft, als man seinen eigenen Zustand empfinden kann. Desswegen forsche ich, ungeleitet von dem tiefen Sinne, der in das Innerste des Menschen hinabdringt, um in der ersten Bedingung unsers *Ich* einen haltbaren Beweis für unsere Fortdauer zu ergründen, nach der Wahrheit die doch allen Parteien heilig ist.

Viele traurige Abwechselungen meines Lebens: der Tod eines vortrefflichen, hoffnungsvollen Iünglings, den ich sieben Iahre geleitet hatte; der Tod zweyer edler Freunde; die Trennung von einer mir unvergesslich theuren Gemeinde; ein schmerzhaftes, abzehrendes, jetzt aber völlig gehobenes Brustübel: dies alles, Leiden einer kur-

zen Zeit, gab meiner Seele eine Stimmung, worin der Gedanke an Grab und Zukunft so natürlich, so allerfüllend, so wohlthuend für uns ist. Ich verfolgte ihn auf verschiedenen Wegen, und überredete mich endlich auf einen Punct gekommen zu seyn, wo ich mich nach Mitgefährten umsehn, und nun ausruhen könnte, bis es mir eine günstigere irdische Lage möglich machen würde, die gewissern Schritte unserer Weisen aufzusuchen, oder — bis mir der ungefürchtete Augenblick käme, der für den Sterblichen, über die grose Frage: *Seyn oder Nichtseyn?* auf immer entscheidet. Hätte mich *hierin* meine Einbildung getäuscht, so wüsste ich freylich selbst dieser Schrift keine andere Empfehlung zu geben, als die des *guten Willens;* und dieser allein kann ja nie, als Erscheinungs-, Handlungs- und Hoffnungsgrund im Publicum gelten.

Zweyte Betrachtung.

Ein Stein des Anstosses.

"Rühre den Vorhang nicht an! Eine grose verborgene Macht hat ihn gezogen. Du darfst ihre Anordnungen jenseits wohl ahnden: wünsche und wage es nur nicht sie zu durchschauen, ehe du abgerufen wirst aus diesem Vorspiel. Ietzt hast du noch deine Rolle darin. Spiele sie fort mit Lust und Ehre, ohne dich stören zu lassen durch das, was einst für dich kommen wird. Die letzte Scene des Vorspiels ist die erste in der Feyer der Zukunft. Da fällt die Decke: das Unbegreifliche wird dir begreiflich, und milde wird für dich das Licht, was jetzt dich blenden würde; was alle Sterbliche suchten und keiner sah, so lange er sterblich war."

Die Stimme ist mir vernehmbar. Ich habe sie oft gehört. Ia, ich kann es mir nicht verbergen, welch ein undurchdringliches Dunkel den Zustand umgibt, an dessen gewisser Erwartung gleichwohl meine ganze Ruhe hängt. Ungewiss und furchtsam, wie alle, bey denen im Nachdenken darüber die menschliche Schwäche ihr Recht gegen die Vernunft behauptet, suche ich eine Ansicht davon. Wie ungenügend sie mir auch seyn mag: wenn ich dadurch nur *einen* Grund mehr für meine gröste Hoffnung; nur *eine* Kraft mehr zum stillen Ausharren unter meinen Bedrängnissen, zur Zurückweisung peinlicher

Zweyfel, zur redlichen Erfüllung meiner Pflichten, erhalten sollte; so hätte ich nicht umsonst gesucht. Diesen Zweck heiligt der Urheber meiner Natur durch alles, was er in mich legte von Kraft und Schwäche, wie durch die ganze Verbindung, in welche er mich setzte, mit sich und der Welt. Ich kann der Ahndung eines künftigen Zustandes, bey dem niedrigsten Grade menschlicher Bildung, nicht ausweichen. Dieses frühe, unvertilgbare, dunkle Gefühl von meiner Zukunft ist für mich die stärkste Aufforderung, den Gründen nachzuforschen, woraus es entstand, wodurch es befestigt wird. Zu oft getäuscht durch leere Einbildungen, bin ich misstrauisch gegen alle Eindrücke geworden, die ich nicht ins Licht der Vernunft stellen kann. Und je mehr Macht ich bisher einer ungeprüften Regung über mich vielleicht eingeräumt habe, desto dringender wird für mich endlich die Frage: *ob ich meine Freyheit, meine Freude, wohl nicht für ein bloses Phantom aufopferte?* Soll ich diese Untersuchung fahren lassen in der Idee von *einer verborgenen Macht*, von geheimnissvollen Anstalten, deren Entwickelung der schwache Sterbliche mit Ehrfurcht erwarten, aber jetzt, wo sie ihn in der vollen, weisen Benutzung des Gegenwärtigen hindern könnten, wo sie sein blöder Verstand noch nicht fassen würde, durchaus nicht wünschen dürfe? Hinweg mit diesen grundlosen Vorstellungen! Eine Macht, die mich in diesen Prachttempel der Natur hinsetzte, wo Alles was ich wahrnehme Heiligthum ist, und mich hinleiten muss zum Gedanken an das *Allerheiligste, an sie selbst*, will und kann mir nicht verborgen bleiben.

Sie, die mir das Vermögen gab, hinauszudenken über das Gegenwärtige; dieses als *Bedingung*, die Zukunft als *das Bedingte*, oder auch beides im entgegengesetzten Verhältnisse gegen einander anzusehn; gab mir auch das Recht, hinzuschauen zu dem *Undurchschaulichen*. Ein Blick dahin, wenn er nicht nothwendig ist zur Hervorbringung meines Pflichtgefühls, belebt und verstärkt es gleichwohl unwidersprechlich. Indem er mich über das Gegenwärtige erhebt, gibt er zugleich diesem Gegenwärtigen einen doppelten Werth für mich. Ich darf, ich muss ihn wagen, diesen Blick in die Zukunft! Das Grose, was sie verbirgt, ist nicht zu gros für mich, *zur Ansicht*. Und mehr suche ich ja nicht. Eine *Einsicht* in die Plane des höchsten Wesens ist selbst in Rücksicht auf die Natur, wo sie uns doch so nahe liegen, nur in dem *eingeschränktesten Sinne* dem Menschen möglich. Eine Einsicht in die überirdischen Anordnungen Gottes: o rühme dich ihrer, du Schwärmer! wenn dir deine entflammte Phantasie, dies Geschöpf der Kraft und Schwäche, der Vernunft und Sinnlichkeit, deinen Gott vermenschlicht, dass er will und wirkt, *wie du:* man wird deine Träume belächeln. Könntest du die Millionen Zungen ausser dir, jeden einzeln abhören; verständest du alle Zeugnisse *in dir selbst*, die dir jener Erhabenste von sich aufgestellet hat: nimmer dürftest du dich auch dann berechtigt glauben, von deinem Staube aus unendliche Plane des Unendlichen in einer überirdischen Welt völlig enthüllen zu wollen. Nur hinaufblicken dürfen wir zu ihnen, um, geleitet durch die Natur überhaupt, durch *unsre* Natur insbesondere, des Glaubens voll und froh zu werden: *Hier sey nur Vorspiel für uns.* Wir müssen es, Kraft eines Gefühls,

das sich im Anfange, im Fortgange, am Ende unsers Lebens, stärker oder schwächer, aber doch unvertilgbar in uns regt.

Wir konnten die Frage: *Wer bin ich?* kaum früher an uns thun, als die: *was werd' ich seyn?* Lange vorher, ehe uns der Gedanke unsers ehemaligen Nichtseyns begegnete, den doch so viele Gegenstände in uns wecken mussten, sahen wir schon ein Bild unsrer Zukunft vor uns, das sich unserer jedesmaligen Erkenntniss-Stufe aufs genaueste anpasste, und, wenn es sich nach allen seinen Modificationen wieder reproducirte, den Stand, den Gang unsrer Cultur sehr deutlich bezeichnen würde. Jenes Bild, was sich unter die süsen Träume unsrer Kindheit mischte, und uns im Jünglingsalter oft bis zur Schwärmerey dahin riss, wurde späterhin unsre Brustwehr gegen den trostlosen Gedanken, dass die Linie, *die aus einem Zero hervorgegangen sey, auch wieder in einem Zero ausgehen werde.* Nicht wie so viele andere Vorstellungen, deren Entstehung von uns abhängt: die wir heute aufnehmen, morgen vergessen, kam uns der Gedanke an die Zukunft. Wir haben ihn nicht gewählt: *er ist uns aufgedrungen.* Wir können uns seiner nicht erwehren, ohne uns die unnatürlichste Gewalt anzuthun. Und dieser Zwang, diese Verdunklung der ersten, allgemeinsten, grösten Idee der Menschheit, dies Stillschweigen auf eine Frage, die wir durch nichts als durch trifftige Gründe zurückweisen können; dies wäre *Geduld?* So hat sie auch der Angeklagte, den man schweigen heisst, indem er sich verantworten will. Er fordert Gerechtigkeit, und soll Gnade erwarten, schweigend erwarten — aus Ehrfurcht vor seinem Richter.

Wahrlich, eine solche Ehrfurcht gebietet die Gottheit ihrem freyen Menschen nicht! Sie gab ihm Gründe gegen sein *Vernichtungs-Urtheil.* Er soll sie gebrauchen, und keine Ruhe heucheln, wenn es bey ihm auf *Seyn* oder *Nichtseyn* ankommt.

Weiset nur die *Vorwitzlinge* in ihre Schranken, die mit einer zügellosen Einbildungskraft so gerne ins Unendliche hinüberschwärmen, und dort Zustände sehen wollen, worin man freylich, hie und da eine Erde wiederfindet, aber eine Erde ohne Menschen; eine Erde mit *Halbgöttern* besetzt, deren Glanz den armen Sterblichen blendet, und ihn, wenn er sich im voraus schon unter ihnen zu erblicken wähnt, so leicht gleichgültig und träge in der Uebung seiner *menschlichen* Pflichten macht. Eine solche Täuschung mag den berauschen, der sich ihr überlässt. Den Menschen der seinen Adel kennt, und es fühlt, er könne auch in einer fähigen, thätigen, freyen, Liebe gebenden, Liebe empfangenden, im Tode veredelten Menschennatur, ohne Sinne-Betrug und Last des Irdischen, selig seyn unter andern seines Geschlechts: — ihn ärgert diese Demüthigung des Menschen: dies Spiel mit der heiligsten Angelegenheit desselben. Willkommen ist ihm dagegen eine Anweisung, die sein Nachdenken über Fortdauer mit der reinen Absicht näher verbindet, seinen Sinn für das Gegenwärtige, besonders für den wahren, würdigen Genuss der Natur, dadurch zu veredeln: überstandene Leiden weise zu beurtheilen, zukünftige getrost zu erwarten: seine sinnlichen Kräfte in ein richtiges, *untergeordnetes* Verhältniss zu seiner sittlichen Kraft zu setzen: den Unbegreiflichen nicht nach vorübergehenden, für Augenblicke, Tage, Iahre bestimmten Erwei-

sungen, sondern nach einer, sich ins Unendliche, freylich jetzt noch dunkel für seine Blicke, fortschlingenden Kette von wohlthätigen Planen, zu beurtheilen, zu verehren.

Eine solche Anleitung; wenn sie von richtigen Gesichtspuncten ausgeht, und durch Wahrheitsliebe und gültige Gründe unterstützt wird, muss uns mehr, als aller Genuss des Gegenwärtigen auf eine Bekanntschaft mit unserer Natur, wie mit dem Zwecke unsers Hierseyns hinführen. Und indem sie sich an die Frage wagt: *Was werde ich seyn?* darf sie die, für Pflicht und Ruhe des Menschen, noch wichtigere Frage: *Wer bin ich jetzt?* so wenig umgehen, dass sie vielmehr einen Aufschluss hierüber, allen Bestimmungen der Zukunft zum Grunde legt.

"Glaubst du nicht über die Frage, über die schwerste philosophische Frage: *Wer bin ich? Was ist mein Ich?* hinweggehen zu können, um deines Glaubens an Fortdauer gewiss zu werden: so dürftest du wohl nie finden, was du suchst; denn nie wirst du das Wesen, das im Innersten deiner Organisation verborgene unbegreifliche Wesen, was nach der Auflösung deines Körpers allein übrig bleibt, so ganz ergründen, um bestimmen zu können: *ob* und *wodurch* dir *seine Natur* ein Fortleben *verbürge?*"

Die Unergründlichkeit meines Geistes verwirrt mich nicht. Sie beruhigt mich, indem sie mich auf seine Abgesondertheit von allen Gegenständen des Erkennens schliessen lässt. Ein reiner Begriff kann er mir nie werden. Warum? Weil er nicht aus sich selbst heryorgehen, seiner Erkenntniss als Gegenstand da stehen, *zugleich* den-

ken und *gedacht werden* kann. Was wäre dann mein *vorstellbarer* Geist? doch in dem Augenblicke der Vorstellung nicht das *Ich*, was ihn sich vorstellte? dies *Ich* nicht *mein Geist*, und was denn? Genug dass ich davon aufs völligste überzeugt bin, es liege in mir, allen Vorstellungen die ich empfange, ein abgesondertes Etwas zum Grunde. Dies Etwas begreifen wollen, wie ich irgend einen andern Gegenstand begreife, hiesse eine Unmöglichkeit fordern, meine *stete* Denkkraft zu der Reihe *unsteter* Erscheinungen herabwürdigen, und dadurch das Bewusstseyn meines Selbst, meiner Persönlichkeit aufheben wollen, welches ja *in der Anerkennung meines Getrenntseyns von allem, was ausser mir da ist, allein bestehet.*

Bedarf es denn auch zur Beantwortung der Frage, die dieser Schrift voran steht, des unergründlichen Begriffs von unserm *absoluten* Ich? Ist es uns dazu nicht genug, dass wir wissen, es sey unwidersprechlich eine *lebende, immer lebensfähige, lebenfordernde*, von der Masse des Vergänglichen *unabhängige Grundkraft* in uns? Nichts von allem, was Menschen denken und durchdenken, hat mehr Gründe für sich, als dieser Satz. Iede Vorstellung, jede Empfindung, deren wir uns bewusst sind, spricht dafür. Der gemeine Menschensinn setzt ihn daher längst als etwas, was keine vernünftige Einrede zulässt, voraus, und der Sonderling, welcher sich etwa bemühete, seine Denkkraft zu verkörpern, oder sie doch als Frucht der Organisation darzustellen, dürfte schwerlich einen andern Zweck hierbey erreichen, ausser den, der Welt einige mit Witz verbrämte Paradoxien mehr zu zeigen, und, in-

dem er auf *reine* Demonstration dringt, wo es etwas zu *erkennen*, zu *empfinden*, aber nichts zu demonstriren gibt, in Verlegenheit zu setzen. *Sind reine Vernunftgründe* das Einzige, was man als entscheidend bey der Untersuchung über unsere innere Natur anerkennen will, so setzt man ja schon eben dadurch das Daseyn *der Vernunft*, folglich auch das Daseyn eines Wesens, *dem Vernunft zukommt*, voraus, und in diesem Falle fordert man freylich nichts, was der Philosoph als Dollmetscher der Vernunft nicht leisten kann, und leisten muss. Soll dagegen über Daseyn und Vollgültigkeit der denkenden Natur, an deren Ausspruch man sich gewandt hat, erst abgeurtheilt werden, so entsteht natürlich die Frage: *in welcher höhern Instanz* das geschehen könne? Ist es die, *der Empfindung*, an welche sich der gemeine Menschensinn hält, und wobey er völlig beruht, so ist auch die Sache bald ausgemacht: so tritt ein unvertilgbarer *Glaube* an die Stelle einer, wo es auf das Princip des Denkens, als auf eine Einheit ankommt, *unmöglich reinen Erkenntniss*, und man streitet offenbar mit sich selbst, wenn man bey der Hypothese: *des Menschen erste Lebens- und Denkkraft* ist *körperlich*: auf *reine Vernunftgründe* dringt, oder aus Vernunftgründen seinen Satz behaupten will. Eine *mit sich selbst übereinstimmende* Einwendung gegen unsere geistige Natur kann desswegen nicht Statt finden, denn diese gewährt uns, *weder für, noch gegen sich, eine reine Erkenntniss*. Unser *Gefühl* aber beharrt auf der Aussage: *Ich bin als denkendes Wesen unkörperlich*.

Wollte Jemand die ganze Körperwelt leugnen; allen sichtbaren Wesen ihre Realität absprechen;

überall Erscheinungen sehen, ohne Etwas anzunehmen, das Erscheinungen veranlasste, so wäre dies arg. Indessen bliebe doch dabey der Glaube an sein *Selbst* unversehrt. Ja er müsste in dem seltsamen Egoisten dadurch gar sehr verstärkt werden, dass er nun *in sich* die Gründe aller Erscheinungen fände, die er *ausser sich* leugnete. Seine Denkkraft aber in die Reihe körperlicher Dinge setzen, sie zu einer unsteten Erscheinung der Aussenwelt herabwürdigen, das *empfindende Subject* mit dem *empfundenen Object* gleich stellen: das hiesse doch eigentlich, an sein *Wirklichseyn* nicht glauben. Könnte wohl die Unmöglichkeit, uns bis zur reinen Erkenntniss unsers Denk-Princips zu erheben, ein solches Paradoxon entschuldigen? Gehört etwa mehr Glauben dazu, was in Absicht unsers Seyns, unsers Denkens und Empfindens das gemeine Gefühl sagt, als dazu gehören würde, sich vom *Hylozoisten* eine in allen Theilen lebende Natur, vom *Spinozisten* eine übersinnliche, in allen Naturwesen, wie im Menschen webende und wirkende Weltseele: als sich eine *denkende materielle Organisation*, einen *empfindenden Mechanismus* einzureden? Kann wohl solchen Verirrungen eine *reine Erkenntniss* zum Grunde liegen?

Du kannst dich nicht von der Unkörperlichkeit der Seele überzeugen. Das ist noch kein Grund sie zu leugnen, denn um dies zu können, musst du erst Alles gegen einander gehalten, gegen einander abgewogen haben, was dafür und dagegen spricht. Willst du sie aber bestreiten, so gib deine Gegenbeweise an! Lass uns Begriff gegen Begriff, Gefühl gegen Gefühl, Erfahrung gegen Erfahrung setzen!

"Von dem, was Körper heisst, kann man sich einen Begriff machen, nicht so vom geistigen Wesen."

Das darf dich nicht wundern. Deine Seele ist gleichsam der Spiegel, worin die übrigen Dinge ihr Bild abdrücken. Was könnte aber *ihr Spiegel* seyn? Wie kann sie folglich von sich selbst einen so vollständigen Begriff haben, wie vom Sinnlichen? Und — wenn du dir sagen kannst, was Körper ist: verstehst du dich denn auch, so bald du vom denkenden Körper sprichst?

"Du findest nirgend ein *Analogon* für das seynsollende einfache, denkende Wesen."

Freylich nicht in der Sinnenwelt, aber über dem Sinnlichen hinaus, findet jenes Wesen sein erhabenstes Urbild. Vermag es sich, *als etwas Materielles*, über die Sphäre der Materie zu erheben?

Wo ist aber in der Natur eine Aehnlichkeit für die *denkende körperliche Substanz?*

"Ein *einfaches* Wesen kann doch unmöglich Eindrücke und Begriffe von *zusammengesetzten* Objecten erhalten."

So scheint es dir. Muss es dir nicht auch unmöglich vorkommen, dass ein *zusammengesetztes* Denk-Princip von *einfachen* Substanzen Begriffe erhält? Denke dir nur den Begriff von Gott!

"Der Körper stirbt, das Denken hört auf."

Wenn wir nach Erfahrungen urtheilen wollen, so dürfen wir die letzte, welche wir machen werden, *den Tod*, nicht voransetzen. Auf den Erfolg dieser Veränderung können wir immer nur

schliessen, und wir schliessen mit groser Beruhigung darauf, wenn wir die Abgesondertheit, die Unabhängigkeit unserer denkenden von unserer sinnlichen Natur, durch alle frühern Erfahrungen unsers eigenen Lebens bestätigt gefunden haben.

Dass sich Etwas in mir regt, indem ich hier sitze und sinne, lasse ich mich nicht erst beweisen. Ist es mein Körper? Kein Glied bewegt sich, kein äusserer Sinn ist geschäfftig. Mein offenes Auge sieht nicht, und der nächtliche Sturm unterbricht meine Stille keinen Augenblick. Ich empfinde weder Kälte noch Müdigkeit, denn — *ich denke*. Und so unbedeutend auch die Gedanken seyn mögen, die mich umkreisen, wie den Archimed seine Cirkel, so bringen sie doch meine Körpermaschine zum Stillstand.

"Zum Stillstand? Schlägt nicht dein Herz? Jagen nicht deine Pulse! Stösst nicht mit steigender Kraft deine Brust den Athem von sich, bey irgend einer sehr lebhaften Vorstellung? dabey lässt sich doch die Einwirkung des Körpers auf das Denken nicht verkennen. Einen besondern Antheil scheint besonders das Blut daran zu behaupten. Wir denken uns etwas Groses, Kühnes, Edles: wie warm strömt es in unsern Adern? Gegenstände des Abscheus und der Zuneigung; wie erhitzen sie unser Blut? Hat nicht die Begeisterung alle Symptomen der Fieberhitze? die heftige Furcht alle Merkmale der Fieberkälte?"

Einen oft sehr mächtigen Einfluss des Körpers auf den Geist darf man so wenig bezweyfeln, als ohne Voraussetzung eines, an sich, von der äussern Organisation abgesonderten denkenden Wesens, *nennen*. Sollte aber die, durch Vorstellungen, durch

ausserkörperliche Veranlassungen, entstehende körperliche Veränderung, nicht eher *für*, als *wider* die Immaterialität der Seele zeugen? Berühmte Aerzte können sich, wie verlauten will, noch nicht darüber vereinigen, ob der Fieberstoff zunächst im Blute oder in den Nerven liege? Ohne eine mächtige Mitwirkung der letztern wäre ja der Kreislauf und die Verrichtung des Bluts unmöglich. Ich *glühe*, aber ich *bebe* auch vor Freude, Liebe, Zorn.

Was wurde eher und stärker afficirt, das Feste oder das Flüssige? Nerve oder Blut? Beides steht, wie alle Theile unserer Organisation, in der genauesten Verbindung mit einander. Man nenne unser Lebens-Princip Blut oder Nerve, Gehirn oder Rückenmark, und man hat den ganzen Körper genannt. Das Feinere oder Gröbere, Leichtere oder Schwerere, worin man unsere unerforschliche Urkraft zu finden glaubt: es gehört alles einem Körper zu, der ohne Wirkung und Wechselwirkung aller seiner Theile auf einander nicht bleibt, was er ist. Der Physiolog kann mir die Verbindung der Bestandtheile meiner Organisation, und ihre dadurch möglichen Verrichtungen erklären: der Arzt kann sie wieder herstellen, wenn sie irgendwo gelähmt oder zerrüttet ist. Aber ausser der Sphäre aller Beobachtung, aus keiner mechanischen Verrichtung erklärbar, mit keinem physischen Wunder unserer Organisation analog, empfinden wir das *übersinnliche* Wunder unsers Denkens. Tausend Pulsschläge in einer Stunde mehr oder minder, Verbreitung, Absonderung, Verdichtung der Säfte, Wärme und Kälte, Spannung und Erschlaffung, Hunger und Sättigung; und wie die zahllosen Veränderungen

in unserm Körper heissen mögen, deren wir uns täglich bewusst oder nicht bewusst sind: können wir darin wohl das Mindeste finden zur Erklärung *eines* Gedankens, *einer* innern Empfindung*)?

Wie sehr uns auch solche körperlichen Veränderungen oft überraschen, und wenn wir sie

*) Ein, in seiner Wissenschaft hochberühmter Mann, getrauet sich allerdings, das Wunder seiner Gedanken; und sein Geist umfasst grose Gedanken! — aus materiellen Beweggründen, zu erklären. Man muss über sein Glaubensbekenntnis erstaunen, wenn es anders nicht elende Hirnbrut eines gewissen *Sylvain Maréchal* seyn sollte, der in seinem "Dictionaire des Athées Anciens et Modernes, à Paris, chez Grabit" folgenden Artikel abdrucken liès:

"Je ne veux pas, qu'on puisse dire un jour de moi: *Jerome Lalande*, qui ne fut pas l'un des derniers Astronomes de son age, ne fut pas l'un de premiers philosophes Athées."

"Lorsque je fais un calcul, il s'opere dans mon cerveau et dans ma main un *mouvement, qui est sans doute materiel.* Un mouvement quelconque de la matiere peut etre produit par l'action d'une autre matiere agissante, stimulante, attirante, ou repoussante de quelque manieré."

"Concévons que le mouvement du cerveau et de la main, soit excité par une matiere *analogue* et *appropriè* a nos organes, comme le seroit *une epingle* pour irriter une fibre engourdie, et que le meme mouvement soit exoité pas cette epingle, sur les fibres nerveuses du cerveau, *alors certainement le calcul sera parfait. Il n'y a donc pas besoin de l'ame pour faire un calcul*, puisqu'une cause materielle peut le produire. Nous ne saurions jamais concevoir l'action d'une substance immaterielle sur notre matiere."

Unmöglich kann sich ein *Lalande* bis zu solch einem Geschwätze vergessen! Eher war es wohl einem Philosophe Athée möglich, ihn an der Spitze seiner grands Hommes; man denke, auch eines *Luther, Melanchthon, Leibnitz*, eines *Spinozisten St. Paul!* mit einem Zartgefühl und Wahrheitssinne wie er sich zu Canonisationen der Art, eignet, auftreten zu lassen. Mit der, unter einem so grosen Nahmen zur Schau gestellten, seltsamen Philosophie, möchte es übrigens wohl noch weniger auf sich haben, als mit dem lange verschollenen *Pflanzenmenschen* eines Lamettrie.

noch so genau glaubten beobachtet zu haben, wenn wir sie noch so sicher berechnet hatten; wie sehr sie dann oft durch ihren folgereichen, ganz unerwarteten Einfluss auf unser ganzes Wesen uns in Verlegenheit setzen mögen: so ist doch so viel auch dem unkundigsten Beobachter seines Körpers begreiflich, dass sie immer ihre Veranlassungen in der Nähe haben. Mehrentheils entdecken wir sie ohne Mühe, wenn wir Acht auf uns gaben. Wenigstens wird ihnen der Arzt leicht auf die Spur kommen. Und gelingt es ihm, sie zu heben, so hört auch gemeiniglich ihre Wirkung bald auf. Freye körperliche Veränderungen gehören mit ins Register von Bezauberungen, die der Wunderarzt durch Formeln und Kreuzschlagen lösen will. Und dieselbe, bey allen Veränderungen, deren wir uns in ihr bewusst sind, so *durchaus leidende Organisation, sollte sich nun auf einmal zur Denkkraft*, das heisst, *zu einem durchaus freyen, selbst thätigen Wesen* erheben? Welch ein erstaunliches Wunder mag denn zwey, ganz entgegengesetzte Bestimmungen, die der *Passivität*, und die der *Activität* so in ihr vereinigen, dass keine die andere aufhebt? Die Sache ist entscheidend. *Freyheit* ist ein erhabener Begriff, unvereinbar mit dem Begriffe des Körpers, welchen ein Blutstropfen verstimmen, ein Lüftchen umwerfen kann. Wie, wenn jene Freyheit, worauf so unendlich vieles, zur Bestimmung unserer Würde und unserer Aussichten in die Zukunft beruht, nur in unserer Einbildung da wäre?

Dritte Betrachtung.

Bin ich frey unter dem Drucke des Körpers?

"Du nimmst in dem Menschen ein Zweyfaches an, ein Körperliches und Unkörperliches. Das Daseyn und sogar die Fortdauer des letztern willst du dir aus dem Gefühle deiner Unabhängigkeit beweisen, weil du im ersten keine Bedingungs-, keine Entstehungs-, keine Beweisgründe für deine Freyheit findest. Rechne nicht zu sicher auf dein Gefühl. Es möchte täuschen. Es möchte dich, bey genauerer Untersuchung, zweyfelhaft lassen, wenn du doch einmal frey seyn willst, wo mehr Freyheit sey, ob in einer *gedachten geistigen* Organisation, die, ohne die *wirkliche körperliche*, aufhört erkennbar zu seyn: oder in dieser, die alle Vorstellungen in uns hervorruft, erhellet, belebt; aber auch oft durch gewaltsame Einflüsse, verdunkelt, verrückt, vernichtet? Wähnen wir uns frey; und sind wir glücklich in unserm Wahne: so ist die angeregte Frage vielleicht die feindseligste, welche wir aufwerfen können. Moralische und politische Freyheit — beides Heiligthum für den, der ihm nicht zu nahe tritt — beides Phantom für den, der es an allen Zipfeln fassen will. Lass desswegen die missliche Untersuchung fallen! Du glaubst an deine Freyheit, so lange dein Körper so vollständig, stark und gefällig war, dich nur leichte, angenehme Einwirkungen fühlen zu lassen. Da

glaubtest du Alles zu können, was du, *frey* zu wollen, dir einbildetest, und dachtest nicht daran, dass dein Wille vielleicht nur bloses Gefühl, blose *Ankündigung deiner Kraft*, von ihr bestimmt, von ihr *abhängig* sey. Jetzt verlässt dich dein Muth, deine Hoffnung, deine Heiterkeit, deine Thätigkeit. Warum? wenn ein souveräner, vom Körper ungefesselter Wille in dir gebietet? — Iener Unglückliche, auch ein Mensch, aber ohne Gesicht und Gehör geboren: ist er wohl so frey als das Thier mit seinem Instinkte? Kann der abgezehrte Kranke deine Einladung zum Frohsinn annehmen, und in den Ton des Lachers, der strotzend vor Gesundheit, an seinem Leidenslager sitzt, mit einstimmen? Ist seine Vorstellung frey, was zwingt ihn zur Trostlosigkeit?"

"Versuche genug hat man von jeher gemacht, alle sinnlichen Empfindungen unter die Herrschaft des Willens zu beugen. Mit welchem Ernst, mit welchem Erfolg, das mag die Stoische Schule aussagen. *Posidonius* *) setzte seinem Schmerze das grellste Denkmahl, indem er ihn

*) Cic. Tuscul. Quaest. Libr. II.

— solebat narrare Pompeius: se, cum Rhodum venisset decedens ex Syria, audire voluisse Posidonium. Sed cum audiuisset, eum grauiter esse aegrum, quod vehementer eius artus laborarent, voluisse tamen nobilissimum Philosophum visere. Quem et vidisset et salutauisset, honorificisque verbis prosequutus esset molesteque se dixisset ferre, quod eum non posset audire, at ille: Tu vero, inquit, potes: nec committam vt dolor corporis efficiat, vt frustra tantus vir ad me venerit. Itaque narrabat, eum grauiter et copiose de hoc ipso, nihil esse bonum, nisi quod honestum esset, cubantem disputasse. Cumque quasi faces ei doloris admouerentur, saepe dixisse: *nihil agis dolor: quamuis sis molestus, nunquam te esse confitebor malum.*

nicht beym rechten Nahmen nennen wollte. Nenne den Menschen frey! Sein eisernes Ioch wird ihm dadurch vielleicht in der Einbildung leichter. Aber wahr ist es: dass er von Anbeginn seines Lebens bis zum letzten Augenblicke desselben, unter dem Drucke steht. Bedürfnis, Clima, Körpermasse, Ohnmacht, Schmerz, Alter, Verbindung, Beruf: Alles was ihn zum Menschen macht, als Menschen umgibt, beschränkt ihn. Heute ist er fähig die Gesetze der Weltkörper zu ergründen: morgen kann er die Bändezahl nicht mehr nennen, worin er seine Entdeckungen niedergelegt hat. Ein Blutstropfen hemmt die Bewegung des Gehirns, und das Genie erster Gröse raset im Irrenhause. Das ist die gerühmte Freyheit, worauf der Mensch seine Unkörperlichkeit, seine Unsterblichkeit gründen will!"

Ia, diese Freyheit genügt uns, sowohl zum Grunde unserer Selbstständigkeit, als zum Zeugnisse, dass wir nicht *ganz Körper*, nicht *ganz* der Regel des Körperlichen unterworfen sind. Und eine solche Freyheit lassen wir uns nicht streitig machen; weil wir uns ihrer, im Zustande unsrer Völligkeit, in jedem Augenblicke innigst bewusst seyn können. Wer sich zu ihrem Gegner, das heisst, zum Gegner seines *eignen Gefühls* aufwirft, mag nur zusehen, dass er dem Vorzuge, wogegen er klügelt, nicht unvermerkt jene *reine Selbstbestimmung* unterschiebe, die nur dem unendlichen Wesen zukommt: oder dass er seine Menschenzeichnung nicht gerade nach den Verzeichnungen mache, welche die Natur hie und da aufstellt, um uns darauf merken zu lassen, *was wir nicht sind.* Freyheit kann in dem Geiste, der mit dem Körper, und durch den Körper mit

der Welt so genau verbunden ist, nicht *Unbegrenztheit* werden. An ein Ledigseyn von allen Einschränkungen denken wir nicht, es mag nun von physischer oder moralischer Freyheit die Rede seyn. Geist und Körper hängen zusammen, und eine gegenseitige Modification ihrer Kräfte ist nothwendig. Gegenseitige Kraftbestimmung setzt aber ein *abgesondertes Seyn* von beiden voraus.

Der Körperstoff war mit seinen Kräften vorhanden in der materiellen Schöpfung, ehe ihn die Kraft des Lebens in Bewegung setzte; ehe die Kraft des Denkens diese Bewegung leitete. Will man ihn ewig, unbestimmbar nach der Zeit seines Anfangs nennen, so übe man immerhin seine Begriffe an diesem Unbegreiflichen. Als *mein* Körper ist er, weder *allein* durch die todte Natur, noch *allein* durch das vorhanden, was ihn jetzt erfüllt. Mit dem ersten Schlage meines Herzens, mit der ersten Bebung meiner Nerven trat er aus dem Reiche roher Massen in das Gebiet des Lebens herüber. Mein letzter Athemzug wird ihn wieder in den Schoos der mütterlichen Erde zurückstoßen. Ging nun die Zusammenordnung seiner Theile zu jener ersten Bewegung *nothwendig* aus den Kräften seines Urstoffs hervor? War nicht vielmehr seine erste Bewegung das Mittel seinen Grundstoff zu lösen, zu vertheilen, zu verbinden, zu verhärten: ihn zum unförmlichen Embryo, und diesen Embryo endlich zum vollständigen Menschenkörper auszubilden? Woher jenes Leben? Woher die Einwirkung desselben, nicht blos auf den Bau des *thierischen Körpers*, sondern auch späterhin in den ersten Monaten des Säuglings, auf die schlummernde Denkkraft des *Vernunftwesens*? Es muss etwas von der Materie Abgesondertes

zu derselben Hinzugekommenes seyn, oder es gäbe überall keine todte Masse in der Natur. Ia, die Bedingung meines Lebens, meines Denkens war, *von allem Körperlichen unabhängig*, in der Fülle einer ewigen Urkraft vorhanden, aber sie war noch nicht *mein Ich*. Da erst, als ihr Begleiter dem Zustande der Desorganisation entrissen, Form und Kräfte und Fähigkeit empfangen hatte, alle Verrichtungen des animalischen Lebens auf sich wirken zu lassen, begann meine *Persönlichkeit*, und mit ihr die stete Wirkung und Rückwirkung meines Körperlichen und Unkörperlichen auf einander, die mir meine Freyheit eben so fest verbürgt, als sie mich die Begrenztheit dieser Freyheit fühlen und anerkennen heisst.

Ia *ich bin frey*. *Frey ist mein Denken, frey mein Wollen*. Die erste Kraft dazu wurde mir nicht im Körperstoffe gegeben. Sie beherrschte diesen vielmehr von Anbeginn ihrer Verbindung mit ihm. Je mehr sie sich entwickelte, desto enger wurden ihr die Schranken des Sinnlichen. Anfangs war ihr Wirken ganz unmerklich. Sie schien sich blos leidend in der von ihr belebten Masse zu verhalten. Das Auge des Säuglings erblickte Gegenstände. Sein Vorstellungsvermögen wurde angeregt. Sein Blick wandte sich, und das dunkle, matte, verworrene Bild, was er aufgefasst hatte, verschwand, ohne andere merkliche Spuren in ihm zurück zu lassen, ausser der durch jeden Gegenstand erweiterten Empfänglichkeit für innere Wahrnehmungen. Bald konnte er mehrere Bilder an einander reihen, mit einander vergleichen. Das Object des gegenwärtigen Augenblicks erneuerte ein anderes vom eben ver-

flossenen Momente. , *Erste Ideen-Verbindung* — schwacher Strahl der Denkfreyheit, die sich nicht mehr auf das, jetzt wirklich ausser mir Vorhandene, einschränken lässt, und den zarten Menschen selbst bestimmt, unter mehreren Gegenständen *einen* zu wählen, *einen* mit Zurücksetzung der übrigen zu behandeln, ohne auf das Gegenwärtig- oder Vergangenseyn, auf das Nahe- oder Fernseyn seines Denkstoffs zu achten. Nun erwacht in der Seele des Kindes der Begriff von *ursächlicher Verbindung*. Es ist der Wahrnehmung mehrerer, auf einander zu beziehender Gegenstände gewohnt, und fühlt, wie eine leise Ahndung, bey der Ansicht des Gegenwärtigen das nothwendige Daseyn eines Vergangenen, welches Beziehung darauf hat, die *nächste* Beziehung, indem es den Grund seiner Entstehung enthält. Auf die Frage *Was?* dringt sich bey ihm eine andere hervor: *Warum? Woher?* Könnte denn wohl in dem erkennenden Subject, als *materielles*, als unter die Gesetze des Körperlichen, des Mechanismus, oder auch des Animalischen, gezwungenes Wesen gedacht, die Bedingung einer solchen Frage liegen? Zeigt sich nicht vielmehr in dieser Frage ein Wesen, was seinen Gegenstand, wie den Sinn wodurch er wahrgenommen wird, vor einer innern, *über beide erhobenen Kraft* zur Rechenschaft zieht? O, wer diese Kraft, da wo sie sich so äussert, in dem Kinde verkennt: wer die ersten Fragen desselben, über Wesen und Grund der Dinge, desswegen unbarmherzig überhört, mit Kälte zurückweist, mit abschreckenden Unwillen beantwortet, weil sie *kindisch* sind, das heisst, *der schwachen, aber aufzuhelfenden Kraft des zarten Wesens gemäs;* der wird bald finden, was er dadurch vertilgte. Er

wird es finden, wenn nun aus dem Kinde bald ein gleichgültiger, in allen seinen Verhältnissen unfreyer, folglich verächtlicher Mann geworden ist, der es nicht begreifen kann, wie Andere da *erkennen* wollen, wo er *glaubt*, da mit Aufopferung ihrer Ruhe *wirken* wollen, wo er, mit so vieler Gemächlichkeit, alle *fremde Wirkung erwartet?* Soll der Mensch seine Denkfreyheit, unter so manchen Hindernissen die sich ihr entgegenstellen, aufrecht erhalten, so kann der Keim dieser zarten, göttlichen Pflanze fürwahr nicht zu sorgsam gepflegt werden. Aeltern und Aufseher, sowohl des *unmündigen* als des *mündigen* Menschen verschulden unersetzlich viel, wenn sie durch Unweisheit und Härte den Druck der Umstände vermehren, worunter sich ohnehin oft nach langem Kränkeln Kraft, Blüthe und Frucht bey ihm verliert.

Ich übergehe hier die besondern, Kräfte und Rechte des Menschen beschränkenden Umstände; wie sie in der Staatsverfassung, Volksbildung, Lebensart, in der Combination der Zeit- Orts- und persönlichen Schicksale liegen, und beziehe mich blos auf die allgemeinen Schranken der menschlichen Freyheit in unsrer Organisation. Mag sie auch nicht durch krankhafte Zustände auf Kraft und Leben und den Gang unsrer Vorstellungen so nachtheilig wirken, als es jeder erfahren muss, den sie mit irgend einem peinlichen Uebel heimsuchte: so sind doch ihre täglichen Bedürfnisse, Geschäffte; so ist doch die Masse roher, auf einander gedrängter Ideen, worauf sie sich selbst überlassen, immer hinarbeitet, ein Hindernis unsrer wahren Freyheit, was wir uns nur in einem gewissen Grade gefallen lassen dür-

fen. Halten wir uns dabey nicht an einen bestimmten, über die Sphäre des Sinnlichen hinausreichenden Gegenstand, als an den Zweck, den wir unverzüglich nachsetzen und aufopfern, was sich nicht darauf beziehen, damit vereinigen lässt: gebieten wir nicht durch einen solchen übersinnlichen Zweck unserer Sinnlichkeit, so ist ein *gänzlicher Verlust* unsrer Geistesfreyheit unvermeidlich. Wir werden aus freyen Beherrschern unsrer sinnlichen Natur ohnmächtige, willenslose Sclaven derselben, und können gleichwohl, zu unsrer empfindlichsten Strafe, das Bewusstseyn nicht los werden: eine solche Art von Sinnlichkeit sey keinesweges unsre Bestimmung, sie sey *schimpfliche Selbstverschuldung*.

Will man seinen Begriff von Freyheit nach dem bilden, was sie bey ganz gewöhnlichen, das heisst, nicht sowohl von innen als von aussen geleiteten Menschen, und in den verschiedenen Verhältnissen derselben erfahrungsmäsig *ist*: nicht nach dem, was sie seyn *könnte*, seyn *müsste*, wenn diese Menschen, und ihre Verhältnisse menschlicher wären: so muss man fast unfehlbar dem Zweyfel sehr nahe kommen: *ob es auch mit jenem gerühmten Vorzuge, und mit der daraus, für die zukünftige Bestimmung des Menschen abgeleiteten Folgerung, seine Richtigkeit habe?* Denn aus der Zusammensetzung von *Wollen* und *Nichtthun*, von *Thun* und *Nichtwollen*, womit mancher seine Freyheit reimen will, lässt sich so wenig der Mensch, als des Menschen Bestimmung erkennen. Glücklicherweise entscheidet indessen eine solche Unfreyheit nichts gegen den, in einem heiligen Gefühl liegenden Satz: *dass der Ruf der Freyheit an alle ergeht; dass alle Kraft haben, sich zu die-*

sem Vorzuge zu erheben. Wenn verhältnismässig nur Wenige jenen Ruf entschlossen genug folgen: ihren Zweck, durch stetes Hinstreben darauf, ehren, und sich ihres Vorzugs lebendig bewusst werden: sollte er denn dadurch an Wahrheit verlieren? In der That spricht sich jeder, der sie bezweyfelt oder bestreitet, selbst ein strafendes Urtheil.

Denn selbst das Beyspiel solcher Unglücklichen, die man so oft zum Vorwurfe wider die Freyheit des Menschen, aber dann immer zu einseitig, aufgestellt hat, kann uns nicht irren, wenn unser Glaube an Freyheit auf dem Gefühle unsrer, durch sie veredelten Sittlichkeit ruht. Es gibt *Blindgeborene* und *Blindgewordene.* Aber desswegen bezweyfeln wir *unsern* Sinn des Sehens nicht. Mit welchem Rechte dürfen wir denn Blind- und Taubgeborene zu Zeugen gegen unsre Erkenntnisfreyheit aufrufen? Sie ist bey ihnen unentwickelt. Ist sie es desswegen in dem Menschen überhaupt? Wir traun dem Säuglinge unsere Geisteskräfte zu, noch ehe er eine Spur davon äussern kann: denn wir wissen, was ihre Ausbildung aufhält. *Die Organe.* Siehe, daran fehlt es auch nur jenem Bedaurenswerthen. Bis dahin, wo auch sie ihren finstern Kerker mit einer bessern Wohnung vertauschen, wo sie zum Gebrauche ihrer, jetzt *verschlossenen*, aber doch *vorhandenen* Kräfte fähig, wo sie vollständige Menschen werden, verdienen und besitzen sie unser herzliches Mitleiden. Wie würde sich dieses aber mit der Einbildung vertragen können: *dass ihr Mangel auch der unsrige sey?*

Ungleich weniger würden die Beweise bedeuten, welche man aus der, allerdings auffallenden

Einwirkung der kranken, stockenden Organisation, auf unsre freye Erkenntniskraft, für das Uebergewicht der erstern über die letztern, etwa vorbringen möchte. So seltsam und räthselhaft die dadurch entstehenden Erscheinungen auch oft sind, so verdient doch das sichtbare Bestreben des Geistes, sich unter der feindseligen Macht, die er nicht schwächen kann, einen Ideenkreis zu schaffen, *worin er ihrer wenigstens vergisst*, nicht minder unsre ganze Aufmerksamkeit. Hier hat Anhäufung und Verdickung des Bluts den, vorhin so schnellen, fähigen Kopf plötzlich, wie mit einer undurchdringlichen Decke überzogen. Träge, verworrene Begriffe; Ideen aus lauter traurigen und schreckhaften Bildern zusammengesetzt, erfüllen und ängstigen ihn. Der Arzt entdeckt die Ursache bald, und verschweigt sie dem Leidenden, um nicht Unwillen und Widerspruch bey ihm zu erregen. Sonderbar, dass der *gebeugte* Sinn, wann anders diese Benennung einem sich so sichtbar und fortdauernd gegen sein Unglück anstemmenden Wesen eigentlich gehört, sonderbar, dass er sich lieber eine Welt von eingebildeten, traurigen Ereignissen schafft, und so schrecklich erfinderisch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, Nähe und Ferne, Möglichkeit und Unmöglichkeit zusammenstellt, und gegen sich bewaffnet, als dass er sichs einreden lässt, sein Geist leide unter dem Drucke des Körpers! Er kann seinen Kerker nicht durchbrechen, aber er will auch nicht darin *zu Hause seyn*, sondern in *der* heillosen Welt, die *er* wenigstens ganz für *sein* Werk hält. Er konnte der Zerrüttung des Körpers nicht wehren: aber er will diesem gleichsam den Triumph nicht lassen, ihn an dem Gefühle derselben *fest zu halten*

Das vermag die Organisation nicht. Der Leidende behält seine Ruhestunden, wird sich darin, wenige höchst traurige Fälle ausgenommen, völlig seiner bewusst, vergisst seiner Uebel, zerstreut sich durch anmuthige Erinnerungen und Hoffnungen, sammelt frische Kräfte zum Widerstande gegen die Rückfälle seiner Schmerzen, und je presshafter auf die Länge mit dem Zustande seiner Organisation, auch der Zustand seines Geistes; je betäubter und gesunkener sein Denken und Empfindungsvermögen wird; desto stärker regt sich nun in ihm das grose Gefühl: *Du bist doch nicht ganz Körper!* bist nicht sein Sclave! Seine Säfte vertrocknen; seine Kraft verlässt dich: aber mit ihr nicht deine innere Thätigkeit: nicht die Fülle, Lebhaftigkeit, Richtung deiner Ideen: nicht dein Wohlgefallen an diesem und jenem: dein Geistes- und Herzens-Character. Unversehrt frey ist dein *Ich*. *Es wird bleiben.* Kein Grund zu seiner Vernichtung ist gedenkbar, wenn nun der letzte Stos den Tod deines Körpers vollendet!

Ist es wahr, dass man den eigentlichen Helden öfter auf einem langwierigen Siegbette findet, als unter den Waffen; und dass jene reinen, erhabenen, von keinen Launen des Glücks abhängenden Grundsätze, die uns stille und stark machen im Augenblicke der Gefahr, ihre schönste Reife unter schweren, verborgenen Prüfungen erhalten: so zeigt sich in einer solchen Erfahrung die Freyheit unserer Vorstellungen, wie unsers dadurch bestimmten Gefühls, in ihrem vollen Glanze. Da, wo die beiden mächtigen sinnlichen Vorstellungen von *Ruhe* und *Leben* allein gelten, kann unmöglich Zufriedenheit und Stand-

haftigkeit im Leiden gedeihen. Hierzu wirkt ein höheres, *alles Materielle schlechthin ausschliessendes Princip.* Es unterwirft sich, beschränkt und leitet jene Ideen: heisst uns oft Bedrängnis der Ruhe, Tod dem Leben vorziehen, und erhebt uns über unsre äussere Lage, ohne uns jemals, wenn wir ihm folgen, mit unberechneten peinlichen Zuständen zu bedrohen. Dies Princip heisst *Pflicht.* Wo es fehlt, da mögen Thaten glänzen vor der Welt und Nachwelt. Ich sehe nicht den wahren Helden darin, sondern die Früchte irgend eines sinnlichen sehr zufälligen veränderlichen Umständen untergeordneten Bestrebens. Wie zaghaft würde nicht vielleicht der Ehrgeizige im Elende der Verachtung, der Habsüchtige im Leiden der Dürftigkeit, da stehn! Sie, die so wenig Werth auf ihr Leben setzten, so lange die Umstände ihren sinnlichen Neigungen günstig waren. *Wahrer Muth muss unter allen Umständen bleiben*, und folglich eine, auf alle Umstände berechnete, darin ausreichende Grundlage haben. Ich kenne nur *eine* solche Grundlage — *meine Pflicht.* Ihr Gebot: unter allen äussern Hindernissen, meiner Bestimmung gemäs, als freyes, *der Vernunft angehörendes Wesen*, zu handeln: unter allen Bedrängnissen, meiner Bestimmung gemäs, als freyes, *einer ewigen Welt angehörendes Wesen*, zu leiden: dies Gebot vernehme ich, gleichviel, ob in religiöser oder philosophischer Einkleidung, kraft meiner Freyheit. Ich sondere mich ab in meiner Vorstellung von dem, was mich umgibt, und schmerzhaft auf mich wirkt: finde nun meinen wahren Standpunct, und halte es nicht mehr für einen leeren heroischen Gemeinspruch, sondern für Ausdruck des freyesten, zur Freyheit führenden Sinnes, was man

mir jetzt öfter als jemals zuruft. "*Handle deiner Bestimmung gemäs, und wenn auch die Welt darüber in Trümmern zerfallen sollte.*"

Und indem ich diesen Grundsatz als wahr anerkenne, indem ich den Muth habe ihn thätig auszudrücken, unter den Trümmern, nicht des *unzerstörbaren* Universum, sondern *meiner* so hinfälligen Welt, *meines* Glücks, *meiner* Hoffnungen: wie könnte da die Herrschaft meines denkenden Princips über das Sinnliche: die unter allen Drangsalen bestehende, und selbst durch Drangsale sich so merklich erhebende Geistesfreyheit, noch eine Frage für mich seyn? Wie könnten dann die Beyspiele von Stumpfheit und Verzagtheit, als Folgen körperlicher Zerrüttung, wie man sie so häufig am Krankenbette bemerkt, mich verwirren?

Freylich äussert der sonst gesetzte Mann in den Zwischenräumen einer heftigen Krankheit oft kindische Schwäche. Er versinkt zuletzt in eine gänzliche Fühllosigkeit, und kann sich nicht wieder aus diesem traurigen Zustande erheben, wenn gleich die Ursache desselben längst scheint hinweggeräumt zu seyn. Gänzliche, oder theilweise Geisteslähmung durch Schlagflüsse und Alter ist so merkwürdig, als gemein. Und doch beweiset sie nichts weiter, *als die enge Verbindung* des Geistes mit seinem Vehikel, wenn man nicht etwa den Beweis daraus führen will, *dass unsere Denk- und Empfindungskraft nicht körperlich seyn könne, weil sie nicht mit dem Körperlichen wieder hergestellt werde.* Ich lasse diese Folgerung auf sich beruhen, weil ich mich bedenken würde, eine Krankheit schon für geho-

ben zu erklären, wenn nur die gewöhnlichen körperlichen Verrichtungen wieder eintreten. Steht der Patient von seinem Lager, mit geschwächtem oder verrücktem Geistesvermögen wieder auf, so mögen Blutumlauf, Ausdünstung, Schlaf, Esslust, bey ihm vollkommen wieder hergestellt seyn: seine *Organe* sind es noch nicht. Sie leiden noch unter einem Krankheitsstoffe, der den Rückfall des nur zertheilten, versetzten, eingeschlossenen Uebels befürchten lässt, wie er bey Krämpfen und Schlagflüssen, die gerade am nachtheiligsten auf den Geist wirken, so gewöhnlich ist. In andern Krankheiten, wie im Alter, entsteht, durch Verhärtung und Abspannung der Organe, eine wesentliche Veränderung im Körper, die nothwendig auch den Geist treffen muss, und allen medicinischen und moralischen Curen oft widersteht.

Geistesfreyheit ist nicht *völlige Unabhängigkeit*. Zerbrich die Flöte des Virtuosen, und du setzest ihn eine Zeit lang ausser Thätigkeit. Seine Kunst hast du indessen nicht zernichtet. Bald wird er ein anderes Instrument ergreifen, und dir zeigen, er habe sie nicht für *eine* Flöte gelernt.

"Aber jener, unter der schrecklichen Folter der Krankheit, so plötzlich bis zur gänzlichen Muthlosigkeit herabgerissene Mann! Unterliegt er nicht offenbar dem gepeinigten und nun *unbedingt* über ihn gebietenden Körper?"

Es leugnen wollen, dass die Organisation, selbst ausser dem Zustande einer gewaltsamen Verletzung, uns im freyen und frohen Gebrauch unserer geistigen Kräfte täglich hindere, hiesse

einen Satz wider alle Erfahrung, wider alles Gefühl behaupten, und unser *Ich* durchaus isoliren: kurz die derbste Ungereimtheit begehen. Aber *gebieten* kann die Wuth der Krankheit dem Geiste eines Mannes nicht, welcher nicht vorher seinem Herrschafts-Rechte über den Körper entsagt hatte, und als Weichling leidet. Ihn *betäuben*, den Gang seiner Vorstellungen, sogar sein Bewusstseyn *unterbrechen*, das kann sie, wie jede äussere Gewalt. Allein ist es wohl die allgemeine Empfindung *Schmerz* und *mehr als diese vermag ein Körperübel an sich nicht vor unsere Vorstellungskraft* zu bringen; — ist es nicht vielmehr die höchstverschiedene Bearbeitung einer so rohen Empfindung; also abermals *Wirkung unserer freyen Denkkraft*, welche die Grade solcher Leiden bestimmt? Derselbe Schmerz äussert sich bey diesem Leidenden kaum durch eine Klage. Er trifft auf ein gesetztes, durch edle Grundsätze befestigtes Gemüth, das nicht seinen physischen Eindruck, wohl aber seine moralische Tendenz zu ermässigen weiss. Einen andern bringt er zur Verzweiflung. Lebhafte, Alles bey ihm geltende durch keine höhere Principe begränzte und geordnete Bilder, drängen sich ihm vor. Druck und Reibung der Materie *an sich*, konnte sie nicht erzeugen. Sie werden geweckt und fürchterlich vergrössert von dem schwachen Geiste, der sich *ein* Uebel nicht ohne *alle* Uebel zu denken gewöhnt hatte. Banges Hinsehn auf eine, seiner zaghaften Seele gewisse, leidensvolle Zukunft, auf Grab und Verwesung, auf das trostlose Weib und die verlassenen Kinder, auf bedrohete oder vernichtete Lieblings-Plane; der unwillkürliche Uebergang seiner Gedanken in ein Gebiet, wo er sich, in gesunden Tagen, niemals

gern umgesehn hatte; und was ihm desswegen jetzt als ein unbekanntes, ödes Exil erscheint: solche und ähnliche Eindrücke, nicht des gefolterten *Körpers*, sondern der gewaltsam aufgeregten *Phantasie*, erzeugen seinen elenden Zustand. Verdränge jene peinlichen Vorstellungen! Erfülle ihn in Beziehung auf sein besonders Bedürfniss, mit den Gedanken: *Genesung*, *Zusammenbleiben*, *Versorgung*, *gewisses seliges Fortleben;* und siehe ob nicht, im gleichen Zustande seines Körpers, die, bis dahin durch traurige aber selbstgewählte Ideen, bezeichnete Freyheit seines Denkens nun glücklicher gerichtet, auch glücklicher auf den Leidenden wirken wird!

Hätte jedoch der Unglückliche, den man beruhigen will, vorher seinen Glauben an Freyheit ganz aufgegeben, so dürfte seine Umstimmung vielleicht schwer werden; denn in diesem Falle fehlte es ihm *an allen Character.* Kaum lässt sich etwas Traurigeres gedenken, als die Einbildung: man vermöge nichts über den Körper und müsse jeden Druck, jedes Unbehagen, das er uns fühlen lässt, als unabwälzbar für unsere Kraft, blos der Zeit überlassen. Die durch eine solche Einbildung gekränkte Freyheit rächt sich unausbleiblich. Sie will geachtet und benutzt seyn, zu thätigern Widerstande gegen die Macht des Sinnlichen. Bey jedem Versuche, sie zu vertilgen, oder sie uns selbst wenigstens durch Sophistereyen auszureden, liegen und leiden wir *unter dem Urtheil unseres eigenen Herzens:* dass wir Verräther an unserer Selbstständigkeit werden: *dass wir nicht wollen, was wir* können. *Wir können* uns losmachen von dem Gedanken des sinnlichen Schmerzes, wenn wir der frohen Vorstel-

lungen des Vergangenen, Gegenwärtigen und Zukünftigen Raum geben, *aber wir wollen nicht. Wir können* Grundsätze ergreifen, auf Mittel denken, Entschliessungen fassen, Hoffnungen wecken, Beyspiele standhafter Leidenden um uns herstellen, um dadurch die schwarzen Gruppen unserer Phantasie zu entfernen, aber *wir wollen nicht.* Unser Ziel sollte *Würde* seyn. Wir *erjammern* nur *Mitleiden.* O, der schimpflichen, selbstverschuldeten Schwäche, gegen welche doch die höchste stoische Uebertreibung immer ihren entschiedenen Werth behält!

Ein groser Begriff vom Menschen lag bey ihr zum Grunde. Nicht als einen *Mitbewohner,* sondern als einen *Gott* sezte sie ihn in die Welt. *Unbedingte* Beherrschung des Sinnlichen sollte sein Zwek seyn. Aufhebung aller Gemeinschaft mit selbigem, in so fern es auf moralische Kräfte hinwirkte, seine Pflicht. Dies war fester Grundsatz, gegen den sich aber natürlich der Körper mit seinen, durch die Sinnenwelt modificirten, und sodann mehr oder weniger auf das Sittliche zu beziehenden Gefühlen mächtig erhob. Seine Einreden durfte der Stoiker nicht achten. Körperlust und Körperleiden musste er, von seinem erhabenen Standpuncte aus, als *Täuschungen* ansehen. Streng beherrschte er seine sinnlichen Neigungen, wenn sie ihn dazu herabzuziehn droheten; und vermogte er ihrem Andrange nicht zu widerstehn, so begrub er sich stolz unter ihren Ruinen, um nicht von ihnen überwältigt zu werden. Dies war *Ueberspannung.* Kein Knabe sollte indessen darüber lachen. Kein Verständiger es übersehn, dass der Satz: *der Mensch müsse unbedingt dem Sinnlichen gebieten,* im Stoi-

schen Ernst vorgetragen, das sehr wahre und edle Gefühl voraussetze: *der Mensch vermöge überaus viel*, und in den meisten Fällen mehr, als er sich selbst zutraue, *über die Macht des Sinnlichen.* Nur einen Schritt weiter, und man huldigt dem Stoicismus mit allen seinen Härten: denkt sich den Menschen als *rein übersinnliches* vollendetes *Vernunft-Ideal;* versucht es, *alle* materiellen Eindrücke unter seinen Willen zu zwingen, sondert die Tugend von *allem* Naturgenusse ab, *spielt* mit den Begriffen von Schmerz und Freude, und geräth zuletzt in die völlige Apathie, wovon uns die Geschichte philosophischer und christlicher Anachoreten so merkwürdige Beyspiele aufstellt. Diesseits jenes einen Schrittes führt aber eine vernunftmäsige, practische Anwendung des angeführten Grundsatzes zu der glücklichen Abhärtung gegen Schmerz und Lust, ohne welche alle Ansprüche auf Würde, alle Wünsche zur Zufriedenheit eitel wären.

Allmacht unserer Vorstellungen über die Sinnlichkeit ist Einbildung. Ein entschiedenes Uebergewicht unseres Uebersinnlichen über das Sinnliche, und das Vermögen, es anzuwenden, es zu vergrösern oder *die moralische Freyheit muss* dagegen jeder anerkennen, der seine Ideen, unabhängig vom Körper entstehen und fortwirken fühlt. Dies Gefühl aber dürfen wir nicht weit suchen. Es zeigt sich in der gemeinsten Erfahrung. Kann denn etwa unsere Organisation dieselbe Empfindung in demselben Augenblicke *erwirken* und *vernichten?* Da würde es wahrlich schlecht um unsere ganze *thierische Oekonomie* stehn! Krankheit und Genesung, Hunger, Schlaf, und alle ihre übrigen Zustände und Wirkungen sind uns

körperlich. Wir nehmen sie sinnlich wahr. Gewöhnt wegen der Bestimmtheit und Stetigkeit der Gesetze, nach welchen sie erfolgen, versuchen wir es selten, sie willkürlich zu unterbrechen, und befinden uns wohl dabey, wenn wir unsere sinnlichen Natur ihre Rechte ungekränkt lassen. Immer dürfen wir es indessen nicht. Der Schlaf will uns bey einem dringenden Geschäffte überfallen. Wir wissen uns seiner zu erwehren. Und übt er gleich seine Gewalt nachher, gewöhnlich desto strenger aus, so war sie doch gehindert. *Wodurch?* Es wäre wohl ungereimt zu sagen, durch eben die *körperliche Kraft*, welche uns zur Unzeit damit bedroht hatte. Wir sind uns eines andern Grundes bewusst und damit eines Wesens, das sich nicht immer den animalischen Gesetzen fügen darf; folglich ihnen nicht unterworfen, nicht körperlich ist. *Geniesse der Ruhe!* sagt uns die Schwere unserer Glieder, die Erschlaffung unserer Organe, während uns ein ander Gebot zuruft: *vollende dein Tagewerk!* O, dass man uns doch solche alltägliche Erfahrungen erklären möchte, wenn die Freyheit unseres Geistes täuschende Einbildung heissen soll! Dass man uns doch, indem man mit diesem trostlosen Spruche unsere ganze Moralität, unsere ganze Hoffnung zertrümmern will, nur einiges Licht über die *Welt von Ideen* gäbe, die sich uns öffnet, wenn alles Sinnliche an und um uns ruhet!

Vierte Betrachtung.

Bin ich frey? Stehe ich nicht als intelligentes Wesen unter einer unbedingten Einwirkung sinnlicher Gegenstände auf mich?

Iene Ideen-Welt ist für mich ein wichtiger Beweis dafür, dass ich, als erkennendes und denkendes Wesen, nicht unter der Macht des Sinnlichen stehe, sondern dieses Sinnliche beherrsche. Als ein Glied in der grosen Körperkette ist der Mensch auf einen sehr kleinen Raum eingeschränkt. Die gröste Mannichfaltigkeit von Objecten umgibt ihn. Kein Grund ist *in ihr* vorhanden, warum sie nicht *zugleich* auf ihn wirken sollte: keine Kraft ist *in seinen Sinnen* gedenkbar, ihre Einwirkung auf ihn zu ordnen, zu mäsigen, zu leiten. Gesetzt nun, alles sinnlich Empfindbare dränge auf das sinnlich Empfindende, auf den fingirten blos körperlichen Menschen ein: würde es nicht als ein ungeheures Chaos sein ganzes Empfindungsvermögen erdrücken? Er könnte nicht alles auf einmal auffassen. Er würde den Wald vor Bäumen nicht sehen, und, in seiner unauflöslichen Verwirrung, von der ihn umgebenden Welt nichts wahrnehmen. Um also consequent zu urtheilen, so muss jeder Eindruck, den wir von aussen empfangen, uns ein Beweis von unserer Uebersinnlichkeit seyn: denn jeder Eindruck deutet auf eine Kraft,

welche das Sinnliche *vereinzelt*, *willkürlich* zur besondern Empfindung *auswählt*, *willkürlich festhält* und sich von der grösten Mannichfaltigkeit des Sinnlichen immer nur *eines* Gegenstandes dergestalt bemächtigt, dass alles Uebrige ausser diesem Einen, während ihrer Beschäftigung damit, entweder für sie *gar nicht*, oder doch *nur in Beziehung auf dies Eine*, da ist. Vermöge dieser Kraft wandeln wir ruhig im Strome des Sinnlichen. Wohin wir treten, theilt er sich. Nur so viel davon fliesst auf uns ein, als wir gerade zum lebendigen Gefühl, zur Erfrischung und Befruchtung unsers innern Sinns brauchen. Und während die Natur von allen Seiten gleich mächtig auf uns wirken will; während sie unsere schwachen, so leicht gefüllten, Organe zu überladen droht, gebietet ihr unsere Vernunft stille zu stehn zur Beschauung, sich zu enthüllen; nicht zu erscheinen, wie sie *ist*, sondern wie sie für uns *seyn muss*, um erkannt, empfunden, und nach unserer innern Regel, der Vollkommenheit gemessen, zu werden.

Nein, es ist nicht das Auge, das Gehör, der äussere Sinn, welcher die Folge der Objecte auf einander bestimmt, ihre Berührungspuncte erforscht, ihnen Verbindung und Verstärkung zu einem Totaleindrucke gibt. Es ist nicht das Körperliche an mir, was von allem Körperlichen ausser mir immer nur Eins ergreift; dies Eine heraushebt aus der Reihe des Wirklichen, und es zusammenstellt mit Wesen der vorigen, der abwesenden oder auch der idealischen Welt, dass es schöner erscheine, als in seiner gegenwärtigen Verbindung. Es ist nicht ein sinnliches Individuum, angewiesen auf ein Räumchen in der Na-

tur, unfähig, mehr als die Oberfläche, nicht mannichfaltiger, sondern einzelner Gegenstände, zu einer Zeit aufzufassen: nicht ein solches materielles Etwas, was — nicht allein die Körperwelt, sondern auch ihre Ursache, ihren Zweck erkennt; was sich selbst, im Augenblicke ihrer Wahrnehmung, als fähiges freyes Wesen fühlt; die Vergangenheit an das Gegenwärtige knüpft; das hier Vorhandene mit dem Abwesenden; dieses Schauspiel mit andern Scenen in seiner Vorstellung vereinigt; und so seinen Ideenkreis bis ins Unendliche erweitert. Der Mensch, als materielles Wesen, wäre ein lebender Punct auf der Erdfläche. Könnte er die Bedingung seines *Lebens* in der Masse finden, die sein Fus betritt, oder in Etwas, der ähnlichen: nimmermehr fände er doch darin die Bedingung seines *Denkens*.

Selbst die einfachsten sinnlichen Vorstellungen stehen im offenbaren Widerstreit mit der Abhängigkeit des Geistes vom Körper. Ich sehe ein Buch; ich vernehme einen schallenden Körper; jenes durchs Auge, diesen durch den Sinn des Gehörs. Meine Begriffe davon sind nicht *diese Gegenstände an sich*. Jenen liegt etwas zum Grunde, das sich freylich in so fern gegen das Sinnliche leidend verhält, als es die ersten Eindrücke davon empfängt. Befindet sich dies, von allem Sinnlichen abgesonderte, Wesen im Zustande der Ruhe; das heisst, *des Nichtgebrauchs seiner höhern Denkkräfte;* ist es nicht gerade mit Vorstellungen umgeben, die ihm, ihrer Natur nach, gar keine Uebergänge zu materiellen Ideen erlauben, so ist es um so williger, äussere Eindrücke anzunehmen, je unvereinbarer eine gänzliche Unthätigkeit mit seiner Natur ist. Hat es

jedoch einmal äussere Vorstellungen empfangen und nach seinem Gesetze der Thätigkeit empfangen müssen, so ist die Behandlung derselben, ihre Gegeneinanderhaltung, Verknüpfung, Erhebung zu Begriffen; so ist das Festhalten dieser Begriffe, ihr Uebertrag zu der Summe seiner bereits vorhandenen Erkenntnisse, lediglich *sein Werk*. Bey ihm steht es, der Bewegung des Sinnlichen, mit vollem Bewusstseyn seines Selbst, seines Zwecks, es auf sein selbst zu beziehen, gleichsam entgegen zu gehn; sie von allen Seiten zu beobachten, und als zweckdienlich, für sich, zu seinem Eigenthum, aus der Reihe der Erscheinungen heraus zu heben. Nun bleibt ihm das sinnlich Wahrgenommene. Es ward *gedacht durchdacht* und kehrt hernach in der Reihe der Ideen, an welche es zuerst geknüpft wurde, gewöhnlich wieder. Kurz es ist ein fester, vollständiger Begriff. *Was schuf ihn?* doch nicht die Materie, welche sich, als unfreyes Wesen, keine Beziehung auf unser Erkenntnis-Vermögen geben konnte. Frey und thätig bildete ihn das unsinnliche Wesen, dem er, vermittelst des Körpers, nicht als Begriff, sondern als rohes, materielles Bild, zur willkürlichen Behandlung angeboten war. Manche Eindrücke von aussen lässt es eben so schnell wieder fahren, als es sie empfing. Es weiss ihnen entweder keine Berührungspuncte mit seinen vorräthigen Begriffen, keinen merklichen Bezug auf seine Gedankensumme zu geben: oder es hatte schon einen Kreis von Ideen um sich hergezogen, den es erst mit möglichster Anwendung aller seiner Kräfte ausschliessend bearbeiten will, ehe es sich Zeit lässt, neu hinzukommende, vielleicht ganz fremdartige, sinnliche Anstösse gehörig zu würdigen. Wie in der Auf-

nahme, Aufhellung, Anknüpfung, so auch in der Entfernung, Verdunkelung, Vergessenheit empfangener Eindrücke, zeigt sich die Freyheit unsers Geistes, als intelligenten Wesens, gleich merklich.

Ietzt steht ein Object vor ihm, gros und vielseitig und anziehend: werth, dass er seine ganze Kraft darauf richte, um es zu durchdringen, zu umfassen. Er will, er muss mit ihm allein seyn. Nichts sieht, empfindet, denkt er, ausser diesem Object. Nur in Beziehung darauf fühlt er sein Daseyn. Alles was um ihn ist, und durch stete, vielleicht durch die heftigsten Anregungen, ihn in die Sphäre des Sinnlichen zurückziehn will, achtet er nicht. Seine Welt liegt in dem Gegenstande, woran er haftet: darin *vertieft er sich*, wie hier ganz richtig der Sprachgebrauch aussagt; vertieft sich so lange, bis er sie entweder völlig aufgehellt vor sich sieht, sich ihrer ganz bemächtigt hat; oder bis er, nach genauem Vergleichen dessen, was *in ihm* ist mit dem was *vor ihm* steht, empfindet, seine Begriffe haben keine Berührungspuncte für jenes Object. Nun vermag er nicht, sich so eng daran zu schliessen, dass nicht allmälig heterogene Ideen eindringen sollten. Ihre Gewalt wächst mit seiner Erschöpfung. Er wird verwirrt, und mit Unwillen stösst er selbst den Gegenstand von sich, den er nicht erreichen konnte. Ist unsere Gemüthsstimmung während eines solchen *Vertiefens* fühlbar verschieden, je nachdem wir mit oder ohne Erfolg unsere Kraft anwenden; so ist sie es nicht weniger, wenn wir aus jenem *prüfenden* Zustande zurückgekommen sind. Seht, mit welcher Heiterkeit senken wir uns wieder in unsere Empfindungs-Sphäre herab: wie wohl thut uns die Ruhe, wenn wir die neue, vielleicht gefürchtete Vorstellung glücklich erran-

gen, dass sie nun eingreift in die Harmonie unserer Gesammtbegriffe! Wie gern treten wir da aus unserer Bestimmung als *handelnde*, wieder zu der Bestimmung als *leidende* Wesen über, lassen das Sinnliche von neuem auf uns wirken, und freuen uns dessen, dass auch für uns die Sonne noch scheine, die Sternensaat noch glänze, wenn wir gleich Kraft und Bedürfnis fühlen, uns über die Pracht der Natur zu erheben.

Ganz verstimmt, im lästigen Gefühl unserer Ohnmacht, werden wir dagegen den Kreis unserer gewöhnlichen Empfindungen und Ideen wieder suchen, wenn jenes Object, womit wir uns isolirten, unsere Bemühung vereitelte. *Unsere Freyheit wurde da eingeschränkt.* Das was wir sind, was wir wissen, hinderte uns in dem, was wir seyn und wissen *wollten.* Wir fühlten uns berechtigt zur Herrschaft über den Gegenstand, der sich uns aufdrang. Unser Anspruch darauf wurde ungestüm. Unsere Kraft versagte uns. Alles was sonst unsere Vorstellung schnell und ganz umfassen mag, schien uns nun unbedeutend. Wir möchten vielleicht in der ersten Anwandlung unserer Indignation das Meiste davon hingeben für dies *Eine*, was uns unergründlich blieb. Oft noch werden wir dies Räthsel, freylich nicht ohne Misstrauen gegen uns selbst, wieder vor uns stellen, und oft mit verstärktem Unwillen wieder davon ablassen, ehe es durch die Macht und Menge anderer Vorstellungen völlig bey uns in den Hintergrund gedrängt wird, oder ehe wir ihm von ungefähr irgend eine zugängliche Seite abgewinnen. Finden wir da endlich was wir suchten, so kann das frohlockende *Land! Land!* des ungewissen

Seefahrers nicht mehr ausdrücken, als wir empfinden. Das ist doch nicht die Geschichte eines Wesens, was Alles annimmt, *wie es ihm äussere Sinne anbieten?* was nur die Bestimmung hat, ewig unter dem Drucke des Körperlichen zu seufzen? O, wenn ein solcher Druck, wenn ein plötzliches Geräusch, ein an sich unbedeutendes Gliederweh, oder irgend ein anderer roher Eindruck, den Verstand im stillen, ernsten Nachsinnen gewaltsam unterbricht: wie das ganze Nervensystem erschütternd, gibt dann nicht oft die gereizte *innere Kraft* den erlittenen Stos zurück! Ist es da der Mückenstich, der Schall an sich, was so wirkt? Entstehen nicht ähnliche Erschütterungen *von innen heraus?* Bedarf es zum Auffahren aus einem tiefen Nachdenken immer einer äussern Störung? Auch die Schwäche der zartesten, für das Auge des geschickten Zergliederers zu feinen Nerven, in so fern sie jenes Auffahren erklären sollte, wäre noch immer eine äussere Störung. Aber die Kraft, die hier so gewaltsam auf das Nervengewebe wirkt, die hier, indem sie das Bild eines Epileptischen auffasst, in Epilepsie, dort bey schreckhaften Nachrichten in gefährliche Krankheiten, in tiefe Melancholie, in den Tod stürzt: diese Kraft ruht doch wohl nicht unter der Macht des Körpers, *den sie vernichtet?* Man gewönne nichts dadurch, wenn man sie zur Erklärung solcher, nicht ganz seltenen Fälle, sogar selbst *körperlich* nennen wollte. Denn es ist doch wohl eben so unbegreiflich, wie das Bild des Epileptischen, das traurige Wort, folglich ganz unkörperliche Dinge, auf die *verkörperte* Denkkraft wirken, als es unbegreiflich bleibt, wie die *unkörperliche* Denkkraft unsere Nerven erschüttern könne.

Doch warum führe ich hier gerade solche fürchterliche Wirkungen der Phantasie an? *Phantasie!* Wer nennt deinen Nahmen, liebliche Schöpferinn unserer Freude und Hoffnung, ohne des Glaubens voll zu werden, das Wesen, dem du angehörest, könne nicht *verfeinter Erdenstoff*, nicht unauflöslich an diesen gebunden seyn! Der Mensch räumt dir unter seinen Denkkräften die unterste Stelle ein, und vergisst oft dabey, wie mächtig du in allen seinen Vorstellungen mitwirkest, wie öde und todt und peinlich jede Regung seines Verstandes seyn würde, wenn du ihr dein Licht, deine Anmuth versagtest. In dem ganzen unübersehbaren Kreise unserer Ideen, vom Bilde des Blümchens an, das sich im Unmündigen entwickelte, bis zur Vorstellung des unendlichen Wesens, woran der tiefsinnige Weise im Gefühle seiner Unmündigkeit hängt, verbreitest du überall dein mildes Leben. Schwesterlich geleitest du die Vernunft auf ihrem Wege; schaffst ihr durch deinen Zauber, in allen Einöden, zwischen allen jähen Aufgängen, die sie antrifft, erquickende Ruhethäler; leitest sie ab von unaufhaltbaren Ansichten, und lässest sie in schönern Formen geniessen, und wieder geniessen, was sie erforscht hatte. Wie bist du so lieblich, so edel in einer solchen Gesellschaft! Wie kündigst du uns da so laut deine Bestimmung an, mit der Kraft, die dich empfing und ohne dich veröden würde, aufzusteigen zu einer endlosen Höhe: dieser Kraft allein zu dienen; dich nicht herabziehen zu lassen durch die blinde Macht des sinnlichen Gefühls, zu Geschäften, die dich zur Empörerinn gegen die sittliche, zur Zerstörerinn der sinnlichen Natur machen müssen!

Ist nun ein stetes Wechseln und Wegdrängen, ist ein steter Kreislauf wesentlicher Character der Materie: wie und wo steht denn in dieser sich unaufhörlich bewegenden Welt *das eine Beharrliche*, was ihre Eindrücke empfängt, und dem Strome der Vergänglichkeit entzieht? Woran heftet es seine Bilder, dass sie nicht verschlungen werden mit ihren Anlässen? Ein Menschenalter mit tausend und wieder tausend Veränderungen kann das Werk nicht zerstören, was unsere jugendliche Einbildung schuf. Sie setzte es zusammen in der Blüthe und Wärme und Fülle unseres Wesens. Unter erwachenden und erfüllten Hoffnungen, mit einem Sinn, der nur der Freude offen war, verbargen wir es. Unser Körper stirbt ab, unser Muth sinkt; Schreckens- und Trauerscenen umgeben uns. Plötzlich erscheint uns die liebliche Gestalt der Vergangenheit. Dieselbe Empfindung, womit sie der Jüngling sah, regt sich auch im Greise wieder, überwältigt die Eindrücke des Gegenwärtigen, und erhält ihn Stunden lang in der süsen Vergessenheit dessen, was er jetzt für die Welt, was die Welt für ihn ist. Nun ist er nicht verlassen. Er zieht einen Kreis von Lieben um sich her, die noch so ganz *in ihm* leben, *in ihm* wirken, wie sie einst *mit ihm* und *für ihn* lebten. Alles ist noch nicht an ihm alt geworden, *Alles wird auch nicht mit seinem Körper sterben!* Wie entzückt ihn dieser Glaube! Wie mächtig wirkt der Zauber der Zukunft auf ihn! Sein Blick, seine Sprache, seine Bewegungen deuten sichtbar auf ein Wesen hin, das in den Trümmern des Irdischen Materialien zu seinen herrlichen Schöpfungen findet. Durch das Gegenwärtige beengt, hinabsteigt in die anmuthigen Gefilde des Vergangenen; sich zu seligen

Regionen der Zukunft erhebt, und in seiner beharrlichen Kraft das Zeugnis seiner Fortdauer fühlt. Durch sie ergriff der Unmündige das Bild, das Wort; durch sie kann es der Greis wieder, noch lebhafter und kräftiger, in sich erneuern. Körperstoff und Stetigkeit sind zwey sich widersprechende Begriffe. Dass wir also Gegenstände noch sehen, wenn sie längst aus der Reihe vorhandener Dinge verdrängt sind, lässt sich unmöglich aus den Bestandtheilen unserer äussern Organisation erklären, die sich wie alles Materielle immerfort aufreibt.

Gewiss, der glückliche Schwärmer, welcher jeden lebhaften Gedanken unmittelbar vom Himmel ableitet, würde mit seiner Inspirations-Lehre nicht so viel Glauben finden, wenn's dem gesunden Menschensinne minder schwer einginge, wir können auch da mit Lebhaftigkeit und Wärme denken, Erscheinungen sehen, entzückt werden, wo alle Sinne unsers Körpers abgespannt sind, wo vielleicht ein eiserner Schlaf unsere Glieder fesselt: wir können dies Alles kraft unserer äusseren Bestandtheile! Kommt es darauf an, ein Wunder zu wählen, so wählte man lieber eine himmlische Eingebung, als diese unbegreiflichste Unbegreiflichkeit, und übersah das natürliche Wunder, was zwischen beiden Extremen in der Mitte liegt, und übersah es, dass das Wesen, welches zu dem einfachen Gedanken: *ich bin*, fähig ist, auch zu allen Vorstellungen fähig seyn müsse, die den Zustand der Begeisterung herbeyführen; wiewohl wir die Entstehungsart dieser Vorstellungen eben so wenig ergründen können, als die Entstehungsart jenes ersten Gedankens.

Materie denkt nicht. Der erste Eindruck, den eine Sache, eine Person auf uns machte, blieb nicht in unserm äusseren Menschen hängen, sondern durchdrang ihn bis zu dem Uebersinnlichen, was ihn aufnahm, mit andern Vorstellungen verwebte, und nun eine Zeit lang in Ruhe setzte. Materie kann keine Bilder, keine Begriffe und Empfindungen in ihrer ersten Form wieder hervorbringen. Sie bleibt nicht was sie war, indem *ich*, oder in manchen Fällen *sie*, die ersten Anstösse davon bekam. Das *Kind* verwundete sich. Was sagt es dem *Manne* wieder? Die Narbe? Dabey tritt eine Ideen-Verbindung von Ursach und Wirkung ein, womit die Narbe an sich nichts zu thun hat. Das verwundete Glied ist seitdem, wer weiss wie oft, in seinen Bestandtheilen verändert, vielleicht gar durch die Hand des Wundarztes abgetrennt. Die Erinnerung seiner Verletzung dauert fort. Warum aber kehrt damit nicht der erste Körperschmerz, so lebhaft in der Idee, als bey der Verwundung, wieder? Warum vermag die Organisation nie zu erneuern, was sie doch ausschliessend empfand? Die Vorstellung des Schmerzes ist nicht der Schmerz selbst. Die Veranlassung, die Umstände desselben erkennen wir historisch. Unsere Einbildungskraft mahlt ihre Geschichte aus, und bedingt unser allgemeines Urtheil: *wir haben Schmerz empfunden.* Endlich, statt alles weitern Räsonnements: *Ich will!* da steht das Bild vor mir. *Ich will!* es entfernt sich wieder. Was gebot hier meiner Phantasie? Es war die mächtige innere Stimme, die dem Künstler seine Idealen hervorruft, dem Geschichtsforscher die Völker und Thaten der Urwelt, dem Leidenden das Andenken an genossene Freuden, an die Wonne

der Zukunft, dem Sterbenden die Scenen einer bessern Welt.

Nicht immer sind wir uns gewisser bestimmter Zwecke klar bewusst, worauf wir unser gesammtes Geistesvermögen; worauf wir auch unsere Phantasie hinrichten. Da wählt sie ihren Gang, ihre Gegenstände selbst. Ihre Verrichtungen werden alsdann regelmäsiger oder regelloser, edler oder unedler erfolgen, je nachdem wir sie im Zustande unserer völligen Besonnenheit strenger oder nachgebender beherrschten. Sie wird auch dann den gesetzten Mann selten durch alberne Bilder zum Unwillen reizen, da sie hingegen den trägen, den sinnlichen Menschen in solchen unbewachten Stunden mit matten oder üppigen Vorstellungen überhäuft. Selbst ihre, wie es scheint, *aber nicht ist*, ganz von ihr abhängende Traum-Schöpfung entsteht im Ganzen nach der Regel, an welche sie im Zustande des Wachens gewöhnt wird; wenn anders keine gewaltsame Dazwischenkunft des Körpergefühls, der Schwere, Schwäche, des Krankheitsstoffes, ihre freye Wirkung hindert; Anlässe, denen die Einbildungskraft, auch unter der strengsten Leitung der Vernunft, nicht immer widerstehen kann, weil sie im Verhältnis der Seelenkräfte gegen die Organisation, nicht der *Abhängigkeit* aber auch nicht der *unumschränkten Herrschaft*, steht.

Schwer, und nur durch anhaltende Uebung möglich, ist uns überhaupt die stete Aufsicht über unsere Phantasie. Gelingt es uns aber einmal, sie durchaus an einem bestimmten Gegenstande so fest zu halten, dass sie, mit Verläugnung ihrer Lieblingsgänge, im freyen Gebiete der Ideen, nur

auf den einen Zweck, der unserer Vernunft vorschwebt, alle Stärke, alle Fülle ihres Lebens, die ganze Summe, den ganzen Schmuck ihrer Erfindungen verwendet, so thut sie Wunder. Was wäre ein dichterisches, ein musikalisches Genie ohne eine solche Haltung der Phantasie? Gerade sein kühner, leichter Schwung, und der Reichthum von Ideen, die ihm zu Gebote stehn; gerade sein schnelles Durchschauen des Denkbaren, und die Rastlosigkeit, womit es von einem schönen Gegenstande zum andern forteilt, müsste es bald verwirren und durch Verwirrung abstumpfen, wenn es der Phantasie *ohne Regel* folgen wollte, anstatt sie durch Regel zu leiten. Es würde, wie der Sohn der Clymene, die Sphären messen, die Welt erleuchten wollen, aber, von der unbändigen Kraft, der es die Zügel liesse, dahin gerissen werden, wo es weder Höhen noch Licht fände — von *Geniewerken* zu *Geniestreichen*.

Sey behutsam, nicht ängstlich misstrauisch gegen die herrliche Kraft, welche der Schöpfer in deine übersinnliche Natur legte! Anmuth und Würde soll sie dir geben: soll deinen forschenden Sinn, wenn er sich im Suchen nach Wahrheit über seine jetzigen Schranken zu weit hinauswagt: wenn er das Unendliche umfassen, das Mögliche bedingen, das Vollkommene erschöpfen will, wieder zurückrufen zum milden Genuss des durch sie verschönerten menschlichen Lebens, oder auch durch ihren Zauber die Prachtbilder des Sinnlichen hinübertragen in das Gebiet des Undurchdenklichen, wo sie den Tiefsinn eine Zeit lang durch unerwartete Resultate täuschen, bis er das eine, gewisse Resultat gefunden hat: *Der Mensch lebe nicht für blosse Speculation: die Rechte*

seiner Empfindung seyen so heilig als die seines Verstandes, und dafern er ihrer nicht achten, sondern das Schöne absondern wolle vom Wahren, komme er, von Abstraction zu Abstraction, unvermerkt wieder dahin, wovon er ausgegangen sey. Denke, erforsche mit vordringendem Wahrheitssinne, was deinen freyen Empfindungen angemessen ist, was sie erhebt und veredelt! Empfinde nicht, als freyer Mensch, was wider die bewährten Grundsätze deiner Vernunft streitet! Deine Phantasie findet sodann von selbst ihre Stelle in der Harmonie deines Geistesvermögens. Sie schliesst sich an die Vernunft, um derentwillen sie da ist. Diese heisst dich, dir unter Allem was du denkst *eine* grose Idee als Hauptziel setzen, was dir am ersten einfällt wenn du erwachst, und am letzten im Sinne bleibt wenn du schlafen gehst: dessen du dich nie, ohne völlige Billigung deines Herzens bewusst wirst. Hieran halte und übe, hiemit vergleiche die Bilder deiner Einbildungskraft! Bringe ihre Schöpfung an das Licht des Wahren, Guten und Schönen, was deinen Strebpunct umgibt! Bald wird deine Herrschaft über sie gegründet seyn, und du wirst inne werden, dass jene, von Unverständigen verrufene, von Lüstlingen geschändete Seelenkraft, in Verbindung mit Genie und Herzensadel, den Menschen über sich selbst; die Erde zum Vorelysium erhebt.

"Denken *soll* der Mensch, was seinen freyen Empfindungen gemäs ist: empfinden, was er sich getrauen darf, auch auf klare Begriffe zurückzuführen. Sollte das nicht bloses Wortspiel seyn? Auch der Gedanke ist ja Empfindung. Denken und Empfinden ist Aeusserung *eines* Wesens. Ob diese Aeusserung frey sey: ob sie von einem, ausser der

Materie vorhandenen Willenstriebe, und nicht vielmehr lediglich von dem Verhältnisse der Körperwelt zu unserem Körper, von dem Drucke der Erscheinungen auf unser Ich *als Erscheinung* bestimmt werde? darauf kommt es an, und sich bey dieser Frage auf die Phantasie berufen, heisst beynahe die Frage aufgeben. Denn *sie* ist doch wohl im sinnlichen, und daher unfreyen Menschen das Sinnlichste und Unfreyeste. Man sehe nur, ohne selbst durch ihr Spiel zu ätherischen Visionen hingerückt zu werden, auf ihre Entstehung, auf ihre Wirkungen, wenn sie in ihrem Elemente ungehindert walten kann. Wo ist die Kraft, wodurch sie erregt wird? *Im Körper!* Seine Zustände bestimmen den Grad ihrer Lebhaftigkeit, ihrer Stärke und Dauer. Fülle und Feuer der Organisation schafft und nährt sie. In keinem Menschenalter zeigt sie sich schnellen, gewaltiger, überströmender als in den Jahren des Jünglings. Wie sträubt sie sich da gegen Alles, was sie einschränken will! Wie trotzt sie dem Sittengesetze! Wie spielt sie mit der Vernunft! Und dies Geschöpf des Bluts, dieser *Dämon*, der so wenig die Thierlust des Bachus und der Venus vulgivaga, als die Götterlust des Apoll verschmäht: der ewig zwischen sinnlichen Gestalten umherschwebt, und wenn man ihm freyes Spiel lässt, den ganzen Menschen endlich zur leeren sinnlichen Gestalt, zum elenden Gespenst macht: er sollte als Bürge für unsere *Selbstständigkeit* gelten?"

Die Phantasie bleibt im Gebiet des Sinnlichen, entlehnt ihre Formen daraus, und rechtfertigt ihren Nahmen, indem sie ihre Erscheinungen nach den Erscheinungen der wirklichen Welt bil-

det. In so fern wir sie bey uns und andern nur nach der Summe ihrer Bilder würdigen, nennen wir sie uneigentlich ein sinnliches Vermögen, vermischen ihr Grundwesen mit den Materialien die sie bearbeitet, und gerathen in Versuchung, sie bey der Ansicht des schimpflichsten Missbrauchs ihrer Kraft wohl gar aus dem Gebiete der Thierheit abzuleiten. Sie kann dahin verfallen, aber ursprünglich gehörte sie nicht der todten Naturkraft des Menschen, nicht seinem thierischen Wesen an, wenn sie gleich dadurch oft eben so widrig modificirt wird, als sie, verlassen von ihrer göttlichen Mutter Vernunft, den ganzen Körper verunstaltet. Ist sie denn sinnlich, weil sie mit dem Sinnlichen in Verbindung steht, dadurch wirkt, und um so glücklicher wirkt, je unversehrter, zarter, frischer unsere Organisation ist? Und wenn die Zeit unserer Iugend auch die Zeit ihrer Blüthe war, wo sie sich unerschöpflich an reizenden, starken, auf einander gedrängten Bildern zeigte, wissen wir denn nicht, es gehöre mehr zu ihrer Vollkommenheit als ein *Reichthum*, ein *grelles* Colorit, ein für den ersten Augenblick berechnetes Interesse? Iene sanfte Mischung der Farben, jene natürliche Haltung von Licht und Schatten, jene richtige Gruppirung, worin die einzelne Figur ihr Interesse behält, ohne dem Ganzen dss seinige zu entziehn: jener Abdruck der Natur, nicht der, blos *mit Wärme empfundenen*, sondern mit geübtem Sinn *beobachteten Natur;* worin man das Original, nach seinen eigenen Gesetzen verschönert, wiederfindet: mit einem Worte, das Werk der Phantasie, was nach Regeln eines richtigen, edeln Geschmacks angelegt und ausgeführt wurde, was uns seine Schönheit und Wahrheit mit stiller, steigender Lust empfinden

lässt: erforderte wahrlich mehr als ein bilderreiches, im hohen Kraftdrange übersprudelndes Genie. Rufe immerhin der junge Dichter einen *jugendlichen Phöbus*, als den Gott der schaffenden Phantasie, an! Bald wird er finden, er hätte auch des *Vater Apollo* bedurft, um nicht, gerade in einer convulsivischen Begeisterung, zu lernen, wie er Dichtung mit Wahrheit, Schönheit mit Würde, Erhabenheit mit edler Simplicität, verbinden müsse.

Nicht also der Körper leitet ausschliessend den Gang der Einbildungskraft, wenn sie sich ihm nicht, *wider ihre* Bestimmung, hingibt. Sie soll zwischen dem thierischen Gefühl und der höhern Denkkraft des Menschen ihre Stelle behaupten. Ienes setzt sie in Bewegung, führt ihr rohe sinnliche Gegenstände zu: diese prüft, ordnet, verbindet ihre Erscheinungen, erhebt sie aber auch nicht selten über die Region der Sinne, lässt sie kühne Schöpfungen versuchen, und je nachdem sie die Bedingung der Existenz für oder wider sich haben, beurtheilt, billigt, verwirft sie selbige als möglich oder unmöglich. Mit der Gedankenfreyheit steht und fällt auch die Unabhängigkeit der Phantasie. Dass sinnliche Erscheinungen ihr sinnliche Formen eindrücken, würde nur dann gegen ihren Rang als freye Grundkraft etwas beweisen, wenn sie nicht in der Auswahl, Ausschmückung, Umstaltung solcher Formen eine Willkür bewiese, die uns oft in Verwunderung setzen muss. Sie fordert, sie empfängt ihren Stoff vom Sinnlichen, aber sie nimmt und bearbeitet ihn nicht, *wo* und *wie* er ihr gegeben wird.

Ietzt bietet sich ihr die Natur mit den seltensten Reizen an. Vielleicht erblickt das Auge

nie wieder eine solche Mannichfaltigkeit von Wundern. Vielleicht erging nie dringender die Einladung der Sinnenwelt an die Sinne, an den ganzen Menschen, ihrer ganz zu geniessen. Hier fände die Einbildung ihre höchsten, ihre liebsten Ideale von Naturschönheit verwirklicht und übertroffen. Hier dürfte sie nur alles auffassen wie es vor ihr läge, um sich hernach zu überreden, sie habe alle Möglichkeiten von Anmuth und Pracht zusammengefasst. Aber es ist nicht ihre Zeit. Sie hängt an Bildern, die ihr jetzt mehr sind als das Wirkliche: sie reisst die Sinne mit sich fort, dass sie nichts empfinden von dem was für sie da ist, und vernimmt in ihrer Ferne nichts von dem lauten Rufe der Natur. *Könnte sie körperlich seyn, und sich gleichwohl so absondern von der Körperwelt?* Sie ist doch nicht etwa *nothwendig* gerade mit sinnlichen Eindrücken so überfüllt, dass sie desswegen des Gegenwärtigen nicht achtete?

Ja der Sturm, wie der junge Baum, der mit seinen lieblichen Erstlingen von ihm zur Erde geworfen wird: die Sonne in ihrer Verfinsterung am Mittage; dies sind *sinnliche Wahrnehmungen.* Aber dein Bild, hoffnungsvoller Jüngling, den ich aufblühen sah für ein glückliches, thatenvolles Leben, auf den mit unbeschreiblicher Lust die edelsten Eltern, mit frohen Erwartungen so viele nahe Zeugen deiner seltenen Talente, deines frühen, *festen* und liebenswürdigen Ernstes, deiner Selbstbeherrschung, deiner unwankenden reinen Grundsätze, deiner jugendlichen Vollendung hinsahn: dein Bild unvergesslicher *Bussche-Münch**),

*) *Ludw. Ernst Friedr. Iohann von dem Bussche, genannt von Münch*, designirter Ritter des Iohanniter-Ordens, ein

was so viele mit Sehnsucht, mit Thränen betrachten, denen du mehr warst als mir: aber du warst auch mir viel, und wirst viel mir wieder werden, da wo uns die Gottheit das Unerforschliche deines frühen Todes aufschliesst: — ist es sinnlich wie die Anschauung des sterbenden Fruchtbaums, oder der zugleich aufbrechenden und entblätterten Rose? Welches von den tausend Anlässen, die mich damit erfüllen, bedarf es denn besonders, dies Bild um mir erscheinen zu können? Meine Sinne mögen ersterben, meine enge Verbindung mit der Körperwelt mag aufhören, und dennoch kann und wird jene feyerliche Erinnerung nicht in mir erlöschen. Sie haftet in meinem Innern. Da wird sie nicht durch Zufall, durch die Macht und Gesetze der Aussenwelt erregt, erneuert, verstärkt. Da stösst sie vielmehr, um allein zu bleiben, und mein denkendes Selbst ganz zu beschäftigen, alle äussern Eindrücke von mir zurück, verwandelt mir das Lustgebüsch in einen stillen Todtenhayn, wo ich den Hügel meines *Ernst* suche, während andere überall Sinnbilder und Reize des Lebens finden. Da erwacht sie, wenn meine sinnliche Natur unter den Fesseln des Schlafs ruht, und zeigt mir den treff-

Sohn Sr. Excellenz des Königl. Grosbritannischen Cammerherrn *von dem Busche, genannt von Münch, zu Hannover*, starb auf dem Königl. Pädagogium zu Halle im Frühling 1797, 16 Jahr alt.

Frage nicht, wenn du einen *solchen* Jüngling, mit *dem* richtigen, hellen Blicke, mit *der* Unverdorbenheit des Herzens und der Sitten, mit *den* Anlagen zum *grosen* Manne; aus einer so glücklichen irdischen Verbindung; zur Bestürzung so vieler die ihn liebten und auf ihn hofften, durch den Tod hinweggerissen siehst: frage da nicht, ob es ein Leben im und nach dem Tode gebe? Wo bliebe bey dieser Frage dein Glaube an eine *Vorsehung*, und an einen ewigen *Vernunftzweck?*

lichen Jüngling wieder; um mich's nachher desto schmerzlicher empfinden zu lassen: nur im Traume könne ich ihn, schlafend oder wachend, auf der Erde noch erblicken.

Will man unser Vorstellungsvermögen, und die besondere Aeusserung desselben, die Einbildungskraft für sinnlich halten, so versuche man, ob man nicht dadurch, anstatt das Unbegreifliche in den Verrichtungen desselben zu vermindern, eine Menge neuer Unbegreiflichkeiten anhäuft. Wie ein Körperliches auf das andere wirke, es bewege, einschränke, verändere, das erfahren wir durch sinnliche Anschauungen. Nach unserer Empirie entwerfen wir Gesetze, oder helfen uns doch, wenn wir zu diesem und jenem, was wir sinnlich erfahren, keine zureichende Analogie anderer, durch solche Gesetze glücklich bestimmter Wirkungen antreffen, und wenn wir die Erscheinung an und für sich zu wenig kennen, um aus ihnen selbst ihre Wirkungen auf andere Gegenstände mit Gewissheit bestimmen zu können, durch Hypothesen. So zum Beyspiel bey der Bewegung des Lichts. Sind wir ausser Stande, für die Entstehung sinnlicher Veränderungen allgemein anzuerkennende Gründe fest zu setzen, oder zu finden, so haben wir immer unsere besondern Erklärungsgründe, und müssen sie haben, so bald wir uns ein Urtheil anmasen wollen.

Nun aber liegt in der *Bildung* einer innern Vorstellung, vermittelst der Anregung äusserer Organe, *an und für sich* nichts, was uns das *Wie?* nur einigermasen erklärte, und ein bestimmtes *Urtheil*, oder auch nur eine vernünftige *Meinung*, zuliesse. Mein junger Freund starb. Diese

Thatsache vernahm ich unter heftiger Bewegung meiner sinnlichen Natur. Der Anblick des tief gebeugten, bebenden Vaters; der edle Ausdruck seines Schmerzes: "es ist ein hartes Schicksal, was mich die Vorsehung leiden lässt, aber ich will mich darin zu fassen suchen." Die Trostlosigkeit der zärtlichsten Mutter, die Bestürzung einer ganzen, bis dahin so glücklichen Familie: waren mir die ersten *Zeichen* davon, der beste Jüngling sey in eine höhere Laufbahn übergetreten. Sie waren es für Jeden, der ihn auch nicht vorher hatte beobachten können, der ihn nur dadurch erst — und etwa durch den Brief, den er sterbend dictirt hatte, kennen lernte. Ich sage *dadurch*. Der Sprachgebrauch darf uns aber nicht irre machen. Durch jene Zeichen *an sich*, könnte sich der Begriff *von einem entschlummerten, seltenen Jünglinge* doch wohl nicht bilden? Welche Summe von Ideen gehörte dazu! Sie können nicht durch sinnliche Zeichen hineingetragen seyn in die Vorstellungskraft der Mittrauernden. In jenen Zeichen lag nicht ihr Grund. Unzählige andere äussere Bewegungen hätten denselben Begriff erweckt. So viele Ideen, so viele Wunder, wenn sie Bewegungen eines sinnlichen Wesens heissen sollen, die ihren Grund in sinnlichen Veränderungen von aussen haben. Wer kann sich etwas dabey denken, wenn gesagt wird, das Verhältnis eines fallenden Blatts zu meiner materiellen Denkkraft bringe es mit sich, dass dadurch die sinnliche Bewegung des Gedankens erzeugt werde: "so musst auch du einst zur Erde kommen." Ganz natürlich sind doch hierbey die Fragen: In welcher besondern Beziehung stehe ich zu dem fallenden Blatte? Meine allgemeine Relation, als beobachtenden Wesens zum beobachte-

ten, erklärt hier nichts. Was ist *materielle* Denkkraft? Was sinnliche Bewegung *als Gedanke?*

Ia, was ist materielle Denkkraft? Wo finden wir in der ganzen Körperwelt etwas ihr Aehnliches? Wollen wir sie mit dem feinsten, uns bekannten sinnlichen Stoff vergleichen, so müssen wir doch erst Einiges von ihr begriffen haben. An sich ist sie aber nicht erkennbar. Kann man denn etwa aus ihren Verrichtungen den Begriff entlehnen, den uns Alles, was wir ausser ihr materiell nennen, bisher noch nicht gegeben hat? Sinnliche Anschauungen erhält unser Erkenntnisvermögen durch Organe. Dies ist *Thatsache des Gefühls*, und hierbey liesse sich noch vielleicht Materialität des erstern annehmen. Wir nehmen nicht Alles an, was uns die Sinne anbieten; Manches bemerken wir nicht, wenn es ihnen gleich am nächsten liegt; Manches entfernen und verdunkeln wir; Manches wählen wir uns, halten wir fest, und setzen es zu Gegenständen unserer vorzüglichen Aufmerksamkeit. Es wird uns klärer, verbreitet sein Licht über andere Gegenstände. Dies sind *Thatsachen des Gefühls*, die unmittelbar auf das Urtheil hinleiten: *Wir denken;* aber geradezu den Begriff von Materialität aufheben. *Materie ist begrenzt* sowohl von aussen durch den Raum, als von innen durch gewisse Bestimmungen, wornach sie ihre Kraft äussert. Diese sind stetig, sind ewig das Gegentheil von der freyen Selbstbestimmung, die uns das Bewusstseyn, als das Unterscheidungszeichen unsers Denkens vom Mechanismus, aufstellt. Unser Bewusstseyn, wie konnte sich wohl das Körperliche dazu erheben, da es sonst überall im unermesslichen Gebiete der Schöpfung, als durchaus bewusstlos erkannt

wird? Endlich, ist es ja Zeugnis unsers Gefühls, Glaube der Menschheit, dass wir uns vermöge unserer Selbstbestimmung durchaus unter das Vernunftgesetz begeben, und darin die Gründe unserer Wahl, unsers Wirkens, bey der Aufnahme und Anwendung unserer Vorstellungen finden können. Wie verträgt sich der Materialismus mit dieser Wahrheit? Durch welchen unerhörten Proces der Natur lässt er seine Denksubstanzen, nicht nur das Daseyn, sondern auch die Ursache, auch den Zweck der Dinge, auch wirkliches und sogar mögliches Verhältnis zu dem Menschen erkennen? Je unbegreiflicher uns hier Alles ist, um desto stärker dringt sich uns die Ueberzeugung von unserer rein *übersinnlichen, denkenden Natur* auf, wobey wir wenigstens die Ordnung der Körperwelt nicht verwirren, und nicht in Versuchung gerathen, Wesen unter einen Begriff zu zwingen, die sich in dem, was von ihnen erkennbar ist, zu einander verhalten, wie Leben und Tod, Licht und Schatten.

Es ist indessen noch leichter einzusehen, wie die Unmöglichkeit, sich einen klaren Begriff von unserer *einfachen* Denkkraft zu bilden, zu dem Versuche hinführen könne, sich eine *materielle* Seele vorzustellen, als es zu begreifen ist, wie sogar einsichtsvolle Männer im vollen Ernst an diese materielle Seele glauben, oder wenigstens alle eigene Untersuchung über den verborgenen aber doch höchst wichtigen Gegenstand aufgeben; alle fremde Bemühungen, ihn einigermasen aufs Reine zu bringen, für unnütz halten können, in der schüchternen Einbildung, es lasse sich so wenig *für die geistige*, als *für die materielle Denkkraft* Etwas bestimmen. Fern von der engherzi-

gen, gehässigen Folgerung, dass der Glaube an menschliche Freyheit, an menschliche Fortdauer im Tode, den Glauben an unsere Geistigkeit *nothwendig* voraussetze, dass ein psychologischer Indifferentismus, *unmittelbar* und *nothwendig*, zu einem moralischen verleite: verschmähe ich doch auch das Gewicht nicht, was die gegründete Ueberzeugung von einer Uebersinnlichkeit jenem Glauben, und damit zugleich meiner Bestimmung zur Tugend beylegt, und freue mich des herrlichen Gewinns aus der jetzigen Läuterung unserer Erkenntnisgründe, der für mich in dem Satze liegt: *des Menschen Spiritualität, lasse sich freylich nicht zur klaren Einsicht bringen, aber sie bleibe immer Gegenstand eines ehrwürdigen, unaustilgbaren Glaubens.*

Und fürwahr, geschwächt kann dieser Glaube nicht werden durch den Missbrauch höherer, geistiger Kräfte. Hier hemmt ein thierischer Trieb zur Trägheit den Fortgang des Denkens. Alle Reize der Erkenntnis sind verdunkelt durch den sinnlichen Reiz der Ruhe: dort erdrückt die von Genüssen zu Genüssen hinleitende Lüsternheit den Sinn für eine reine freye *menschliche* Lust: der selbstständige Mensch wird unterjocht vom rohen Naturtriebe. Seine thätigen Kräfte sind abgespannt, seine leidenden Kräfte erheben sich. Er kehrt die Ordnung seiner Natur um, damit die rohe Masse der Materie frey werde, und die lebendige Kraft seiner Vernunft ersterbe. "Nur die Thierheit redet aus dem schwimmenden, ersterbenden Auge, aus dem lüstern geöffneten Munde, aus der erstickten belebenden Stimme, aus dem kurzen geschwinden Athem, aus dem Zittern der Glieder, aus dem ganzen erschlaffen-

den Bau. Nachgelassen hat aller Widerstand der moralischen Kraft, und die Natur in ihm ist in volle Freyheit gesetzt." "Das seelenstrahlende Auge wird matt, oder quillt auch *gläsern* und stier aus seiner Höhlung hervor, der feine Incarnat der Wangen verdickt sich zu einer groben und gleichförmigen Tüncherfarbe, der Mund wird zur blosen Oeffnung, denn seine Form ist nicht mehr Folge der wirkenden, sondern der nachlassenden Kräfte, die Stimme und der seufzende Athem sind nichts als Hauche, wodurch sich die beschwerte Brust erleichtern will, und die nun blos ein mechanisches Bedürfnis, keine Seele verrathen *)." Ist denn *das* der Mensch, nach dem wir die Menschlichkeit würdigen können? Soll uns der Träumer lehren was *Denken*, der entnervte Lüstling was Selbstbestimmung, Selbstbeherrschung, der ohnmächtige Sinnensclave was edle Phantasie sey?

*) *Schiller* in der Thalia 1793. Heft 2. *Ueber Anmuth und Würde.* S. 174 folg.

Fünfte Betrachtung.

Nicht leidend, sondern thätig empfinde ich.

Die Welt wirkt auf uns. Wir vermögen ihre Eindrücke weder von uns zu entfernen, noch, wenn sie da sind, nach besondern Absichten zu verändern. Auf der Stelle, die unser Körperliches einnimmt, ist es allen Einschränkungen und Veränderungen der Materie unterworfen. Wie es an Ausdehnung und Festigkeit zunimmt, sich nährt und erhält von den Kräften zerstörter Naturwesen, und, so viel an ihm ist, an ihrem Untergange fürchterlich arbeitet, um den seinigen aufzuhalten, so wird es zuletzt wieder von rohen Massen aufgerieben und als entbundener Stoff unter tausend rohe Massen vertheilt. Unser Sinnliches ist leidend, es mag nun seine Veränderungen mit Behagen oder Schmerzen empfinden. Druck und Freyheit, Bedürfnis und Befriedigung, Verletzung und Bestand der Organisation, erregen in *demselben Körper*, in so fern er als Wesen *für sich* gedacht wird, Gefühle der Abhängigkeit. Nun gibt es zwar keine zwey Körper und am wenigsten zwey, aus unzähligen Bestandtheilen zusammengesetzte menschliche Organisationen, die einander in allen Theilen gleich wären: so gros ist indessen ihre Passivität, dass man es für unmöglich gehalten hat, die nach ihren Abweichungen nothwendig verschiedenen Grade der äussern Eindrücke auf sie genau durch Worte zu bezeichnen. Wie so

ganz ins Allgemeine hin schliesst der Greis auf seine Jahre; auch von dem geringern Grade der innern und äussern Wärme die er empfindet! Mehr das Urtheil und die Ansicht jüngerer Personen, die ihre Kleidung abwerfen, wo er die seinige verdoppelt, als die Angabe seines Körpergefühls lässt ihn auf die Veränderung seines Bluts merken. Wo noch einiges Leben in seinen Organen ist, hält er sie für fähig, über ihre Gegenstände, über Farben, über Salze und Säuren, Gerüche, Töne, so zu entscheiden, als sie weyland kraft ihrer jugendlichen Völligkeit darüber entscheiden durften. So mächtig wirken materielle Bewegungen auf uns, dass wir uns der stärkern oder schwächern Gegenwirkung unserer, in unendlichen Abstufungen davon ergriffenen Organisation, oft gar nicht, oft nur sehr unmerklich bewusst bleiben.

Bey dieser Reaction selbst, sie mag nun auf Zueignung oder Abstossung sinnlicher Reize gehen, verhalten wir uns leidend. Sie geschieht nach Gesetzen des Mechanism, wovon wir viel reden und wenig verstehn, weil er im Innern der Erscheinungen spielt, und in unserm materiellen Wesen immer im unermesslichen Abstande unter unserm *Bewusstseyn* bleibt. Nur so viel wissen wir von ihm, dass er auf dem ihm von Anbeginn des Sinnlichen angewiesenen Wege unverrückbar fortgeht, dass er schafft und zerstört, die Geschäfte des Lebens vorbereitet; die todte Natur mit der lebenden verbindet, und indem er kein Leben selbst hervorbringen kann, kein Leben selbst vernichten kann, auch von den Kräften des Lebens durchaus und ungehindert und unabhängig fortwirkt. Die Vernunft, gewöhnt und berechtigt, sich mit ihren Fragen über

Caussalität und Zweck an das Gröste, wie an das Kleinste zu wenden, bleibt als eine schüchterne Beobachterinn des Mechanism der Natur von fern stehn, tritt sich ein Räumchen von seinem unermesslichen Gebiet ab, sammelt einzelne Data darin, vergleicht sie sorgfältig unter einander, ergrübelt Gründe, aus denen sie möglich seyn können; und entwirft *ihre Mechanik* der Natur. Sie handelt darin ihrer Bestimmung gemäs; nur wähne sie nicht *begriffen* zu haben oder begreifen zu können, was sie blos zu verstehen suchen kann.

Einer solchen blinden Gewalt ist unser Körper gänzlich untergeordnet. Sie bedingt seine rohen Gefühle, und weiss selbst von keiner Bedingung, ausser der, die ihr ein uns unbekanntes unwiderrufliches Gesetz gegen die animalische Organisation auferlegt. Käme es also schlechthin darauf an, dieser Naturmacht zu widerstehn, ihre Eindrücke auf unsere Sinne zu beschränken; so könnte von keiner andern, als von einer *leidenden Empfindung* des Menschen die Rede seyn, weil hier aller Widerstand, alle Beschränkung unmöglich ist. Durch Bewegung sondert sich die Materie ab, und vertheilt sie sich: Unsere körperlichen Formen werden in Freyheit gesetzt, oder sie leiden Druck und Reibung; und werden gewaltsam zerrissen. Stärker oder schwächer fühlen sie die Annäherung und Berührung des Sinnlichen. Alle Erfolge solcher mechanischen Verrichtungen sind für uns unabänderlich. Schwäche, Erschöpfung, Regsamkeit, Schmerz, Sinnenlust des Gesichts, Gehörs, Gefühls, leidender Mann wie der Säugling, der Weise wie der Wilde. Hier ist der Mechanismus in seiner Region. Als

todte Kraft wirkt er auf todte Kräfte. Das thierische Leben trotzt ihm nicht. Es will *in Ruhe bleiben*, und gibt desswegen mit aller Fülle seines Vermögens dem Drange der bewegten Formen nach. Es beugt sich unter den Naturzwang, und passt ihm seinen Instinct — den Trieb *übereinstimmend mit* sinnlichen Formen zu handeln — so genau an, dass man dadurch leicht verleitet wird, die Thierheit für ein Werk des Mechanism zu halten, das Leben im Tode zu suchen.

Auch du suchst dein Leben im Tode, deine Freyheit in der Sclaverey, unglücklicher Weichling! indem du nur nach behaglichen Reizen für deine grobe Organisation strebst, und dich jeder materiellen Lust hingibst, als könnte sie dein höchster Zweck seyn. *Sie kann es nicht.* Ein Augenblick gewährt sie dir, und vielleicht derselbe vernichtet sie wieder. Durch keine Erfindung vermagst du sie fest zu halten. Ihr Gesetz ist Bewegung. Und welche Thorheit, die rohe Natur zur Schöpferinn deines Glücks zu machen! Wird sie mit dir einen Vertrag eingehn, dich nicht zu zerstören, wenn dich ihre Reihe trifft? Gerade das Werkzeug deiner Lust macht sie ja zum Werkzeuge deines Verderbens. Du glaubst den Becher des Vergnügens erst bis zur Hälfte geleert zu haben, und schon musst du ihn fallen lassen vor Ekel und Ohnmacht. Besinne dich! *Du bist Mensch.* Bist nicht bestimmt die Ketten des Naturzwangs zu tragen, wie sie das Instinctwesen tragen muss, oder gar sie dir selbst anzulegen, und dich ihrer zu rühmen. Eine göttliche Kraft liegt in dir, dich zu erheben über den Schutt des Sinnlichen, mit voller *Thätigkeit* zu *empfinden*, mit *Würde* zu *geniessen*

und zu *entbehren;* in einer Welt von *unsteten* Erscheinungen *unverrückbar selbstständig* zu stehn. Diese Kraft heisst — *Willensfreyheit.* Eng verknüpft mit der Natur stellt gleichwohl der Mensch die Natur vor sich hin. Sie ist nicht *sein* Wesen, er nicht das *ihrige.* Er ist Wesen für sich. So fühlt er sich, und dies Gefühl treibt ihn zu Thaten, das heisst zu Kraftübungen, deren Bedingungen nur in ihm, als Individuum, liegen.

Er will. Erster Act seiner Selbstständigkeit. Er will Lust, nicht etwa weil sich seine Sinne, und darunter verstehe ich hier alle empfindungsfähige Theile seines Körpers, dazu mechanisch hinneigen; nicht blos weil die Fülle des Geniesbaren in der Aussenwelt ihn an seine Empfänglichkeit für das Angenehme erinnert, und sein Streben darnach anregt: sondern weil nach freyer Ueberlegung sein übersinnliches Princip Befriedigung *des* Bedürfnisses fordert, welches unbedingt von der Materie *in ihm* liegt. Als Werkzeuge, nicht als *Grundkräfte;* als Beförderungsmittel, nicht als Zweck der Lust, stellen sich ihm die Sinnen dar. Die Körperwelt ladet ihn nicht zum Genusse ein; er bestimmt sich selbst dazu, *wenn* und *weil er wahrnimmt, dass ihre Reize seiner Empfindungsregel angemessen sind.* Den Geschmack selbst kann ihm die Welt weder geben noch nehmen. Die Bedingung des Genusses liegt in ihm, unabhängig vom Körperlichen. Sie erregt das Bedürfnis, dieses weckt die Begierde, und so wird der Mensch bald von der Begierde zur That übergehn, ohne den Grund seines Willens in etwas anderm setzen zu dürfen, als in seiner geistigen Natur. In jenem Gefühl: *ich will,* unterschied er sich schon von dem Ob-

jecte seines Verlangens. Nun unterscheidet er in seinem Selbst eine zweyfache Beziehung.

Zweyter Act seiner Selbstständigkeit: Er betrachtet sich im Verhältnis zum *Sinnen-* und zum *Sittengesetze.* Er beurtheilt seinen empfundenen und begehrten Gegenstand, in so fern er von *jenem*, oder von *diesem* oder auch von *beiden* gebilligt oder verworfen wird. *Geniesse der Lust! Meide den Schmerz!* heischt sein sinnliches Gebot. *Strebe nach Würdigkeit!* Suche Lust, oder gib sie auf! Meide Schmerz, oder dulde ihn! Suche ihn, halte ihn fest; je nachdem du dadurch im Guten fester und völliger werden kannst, so gebietet ihm das Sittengesetz. Welchem von beiden er gehorchen müsse, das wird ihm auch dann nicht zweyfelhaft seyn, wenn er nur die Vorstellung von Lust und Schmerz bey sich habituell, klar und kräftig werden lies, und dagegen den Begriff, das Gefühl von Recht und Unrecht geflissentlich zu schwächen sucht. Unausbleiblich wird ihn, diesen sinnlichen Menschen, bey seinem ungemäsigten Hange nach Lust, auf seiner feigen Flucht vor dem Schmerze, das Gefühl bestrafen: er handle *wider seine Bestimmung.* Es wird die Selbsttäuschung unterbrechen, als ob die Erfüllung der sich ihm so mächtig und schmeichelnd andringenden sinnlichen Forderung das Mittel sey, sich in ein sanftes sicheres Verhältnis zu der Welt zu setzen; indem es ihm vorhält, dass er nie ganz — denn auch die erinnernde Kraft ist ein unverleugbarer Theil von ihm — der Welt sich hingeben könne, so wie die Welt — als eine Summe unsteter, unaufhaltsam fortströmender Kräfte, ihm als *geniessenden* Wesen nie ganz zu Gebote stehen

könne. Es wird ihn demüthigen durch den Vorwurf: er verdiene keine glückliche Stelle in einer solchen Welt, und werde sie nie darin finden, so lange es seine Maxime bliebe: *zu geniessen* ohne *zu handeln, oder zu handeln um zu geniessen.*

Nur auf unsere gemeinsten Erfahrungen dürften wir achten, um unsers Berufs: uns *nicht nach sinnlichen Antrieben, sondern nach moralischen Gründen zu bestimmen*, gewiss zu werden. Fühlten wir wohl jemals da, wo wir im Streben nach Recht, nach sittlicher Würde, eine Sinnenlust verschmähten, Reue hierüber? Blieb uns der Schmerz noch Schmerz, wenn wir ihn im Gefühl unsers edeln Willens, auch darin unsere Pflicht zu thun, empfanden oder absichtlich suchten? Nichts in der Welt kann unsere Freude vernichten, als sittliche Menschen gehandelt zu haben. Aber als *blos sinnliche* Menschen leben, das heisst, uns unter den Sturz des Vergänglichen stellen, eine schimpfliche Erschöpfung, und die peinlichste Selbstverdammung wünschen.

Ist dies gleich verwerflicher Missbrauch, so liegt ihm doch immer des Menschen herrliche Grundkraft, die *Freyheit des Willens*, zum Grunde. Auch bey einer solchen Verrückung ist seine Empfindung nicht blos leidend. Er ist sich seiner, als *genussfähig:* er ist sich der Welt, als *genussgebend*, bewusst. Er denkt sich die Art der Lust oder der Unannehmlichkeit, die sein Gefühl erregt, vergleicht beide mit andern Zuständen die er erreichen konnte; wählt nach Ueberlegung, kämpft mit seiner moralischen Grundkraft; setzt die Phantasie wider sie in Be-

wegung; und nach und unter solchen innern Veränderungen erhebt sich seine Empfindung, sein Verlangen. Es ist thätig, wo es blos leidend erscheint, und *in Vergleichung mit reinern menschlichen Gemüths- und Willensrichtungen* blos leidend ist.

Anders empfindet das Thier. Es wird nach eben den Gesetzen, und oft noch stärker und anhaltender von der Sinnenwelt afficirt, als unsre sinnliche Natur: allein kaum ist der äussere Eindruck da, als es auch schon von innen leidet, durch den Trieb, dessen Gründe und Zweck es nicht kennt; der es unbedingt zur Zueignung oder Entfernung seines Gegenstandes aufregt. Es *muss* diesem Triebe folgen und *ohne allen Verzug*. Hier regiert ein eiserner Zwang, und drückt die Thierseele bis an die Schranken der rohen Materie zurück. Jetzt erwacht sein Bedürfnis: sein Instinct dringt ungestüm auf Befriedigung: die Gelegenheit dazu ist noch nicht da: es kann indessen seine Aufmerksamkeit nicht wegwenden von dem, was ihm fehlt: es weiss nicht, warum es ihm fehlt. Seine *innere* Einschränkung macht ihm nun die *äussere* doppelt peinlich. Und die Befriedigung, die Lust der belebten Fleischmasse, wie armselig! Keine Verlängerung durch ein lebendiges Erneuern ihrer Eindrücke: keine Erweiterung durch ein Zusammenhalten mit ähnlichen Zuständen: keine Verstärkung durch den Reiz der Neuheit; ein stieres Hinblicken aufs Object des Augenblicks; dasselbe Wohlbehagen, dasselbe dumpfe, schwere Gefühl der Sattheit, und unmittelbar darauf dasselbe gierige, trotzende Bedürfnis!

"*So scheint es.* Und wer möchte gern den Preis der Menscheit herabsetzen, um den der Thierheit zu erhöhen? Sollte man aber nicht vielleicht am besten thun, beide für sich, und ohne Vergleichung mit einander zu würdigen? Diese kann doch nie zutreffen. Will man indessen einmal Vergleichungs-Puncte willkürlich ausmachen, wo die Natur keine verstattet, so dürfte wohl gar der Vortheil auf der Seite des Instinctwesens seyn. Es wird in seiner Empfindung eingeschränkt von Innen und von Aussen. Von Innen durch einen unbiegsamen Trieb, von Aussen durch die Körpermasse. Der Mensch dagegen fühlt sich beengt, indem er fordert, durch ein *zweyfaches* Gesetz, der *Pflicht*, und der *Sinnlichkeit*, während ausser und an ihm die todte Natur ihre vollen, unabdinglichen Rechte ausübt. Der Trieb des Thiers steht doch mit sich selbst nie im Widerspruche. Im Menschen hört das Gegenstreben des Sinnlichen gegen das Uebersinnliche nie auf. Das Thier fordert heftig, denn es fordert *nur Eins:* es geniesst mit allen Sinnen, denn es geniesst *nur Eins*, wird nicht zerstreut, folglich auch nicht gestört im Genuss. Es fühlt nur die gegenwärtige Lust, aber auch nur das gegenwärtige Uebel. Ist es, mit dem unersättlichen und doch dabey nur auf einzelne Objecte der Empfindung hingewiesenen, mit dem, nie reine Lust geniessenden, sondern mitten im Vergnügen durch die Vorstellung von der Kürze desselben, von künftigem Mangel, durch unzeitig eindringende Bilder des Uebels, beunruhigten Menschen: ist es, mit ihm verglichen, wohl unglücklicher?"

Es befindet sich wohl im Zustande seiner Unfreyheit, und der Mensch befindet sich besser

bey der Anwendung seiner Freyheit. Diese wird eingeschränkt durch innere Gesetze. Wer ist aber der Gesetzgeber? *Er selbst.* So lange der Determinismus nicht beweisen kann, dass die Gründe unsers Willens in uns hineingetragen werden: so lange er zugeben muss, dass die Veränderungen, die unsere Empfindungen, unsern Willen erzeugen, ihre erste, einzig unverrückbare Bedingung in unserm übersinnlichen Princip haben, welches sich selbst, so wie die auf uns wirkenden Erscheinungen, wegen jener Veränderungen zur Rechenschaft zieht, ehe es wählt, das heisst nach dem Uebergewicht *seiner* Entscheidungsgründe *selbst* handelt: so lange sind seine Einwendungen gegen unsere Selbstbestimmung nichtig. Auch das Thier hat den Grund seines Handelns in sich. Allein es fühlt ihn nur in dem Augenblicke der Handlung. Ausser der Handlung kennt es seinen Trieb nicht, kann ihn folglich nicht nach Absichten richten, mässigen, verstärken. Es wird bestimmt durch Zwang, der Zwang hat seine Bedingung in der Materie. *Es will, weil es muss:* es muss, weil seine Sinne ihm gebieten. Sein inneres Triebwerk ist vorher Instinct. Empfinde es kraft desselben seine Lust im höchsten Grade den sie zulässt, und vielleicht nicht einmal für die menschliche Organisation haben mag: es bleibt doch nur leidend dabey; und ein menschliches Uebel mit menschlichen Kräften, zu ihrer Veredlung, im Gefühle menschlicher Würde, menschlicher Bestimmung übernommen und ertragen, hat unstreitig, selbst wenn es noch in seiner ganzen Gröse da ist, Reize für uns, die wir nicht für thierische Wollust hingäben. Wir empfinden, *wir leiden thätig.* Der äussern, uns treffenden Gewalt wirkt unsere innere

Kraft entgegen. Wir würden uns dieser nicht so lebendig bewusst seyn, ohne jene erfahren zu haben, und sind im Voraus davon versichert, dass unsere moralische Natur den Schmerz der physischen endlich besiegen, um so rühmlicher besiegen werde, je heftiger er war. Wie herrlich strahlt in einem solchen Kampfe des *sittlichen* mit dem *sinnlichen* Menschen die Freyheit, die Thatkraft des erstern hervor!

Und wie herrlich in dem Sträuben der auf blose Lust abzweckenden Neigungen wider das heilige Pflichtgebot! Wir fühlen und beklagen darin unsere Schwäche. Aber deutet nicht unsere Klage hin auf ein Wesen, das sich fähig und berufen weiss, zur Reinheit und Freyheit von *unedlen* sinnlichen Neigungen? Handle nur o Mensch: anstatt zu klagen! Suche dich überall, wo du begehrst, wirkst und leidest, bey völliger Besonnenheit zu erhalten: bleibe dich deines Zwecks bewusst: vergleiche das Object damit, was jetzt deine Kräfte anregt: regiere diese so, dass sie *deine* Kräfte bleiben, dass sie *für* dich und deine Bestimmung, nicht *dagegen* wirken, und bald wird der furchtbare Widerstand, den dir anfangs die Macht des Sinnlichen entgegen setzte, schwächer werden. Ganz aufheben kannst du ihn nicht. Du wirst noch immer, und fügtest du dich mit der edelsten Selbstbeherrschung unter das Tugendgesetz, viel von ihm zu fürchten und zu leiden haben. Aber Vollendung kann hier ja deine Erwartung nicht seyn. Wenn du nur *so* dahin strebst, als wäre sie schon hier für dich erreichbar!

Ohne ein solches Bestreben sind des Menschen Ansprüche auf Würde und vollständige

Freude eitel; denn die Unterlage von beiden, die Harmonie seiner Kräfte und Empfindungen, kann nur bey einem richtigen, das heisst untergeordneten Verhältnisse seiner Sinnlichkeit zu seiner Sittlichkeit bestehen. Der *bessere* Mensch ist, seiner Bestimmung nach, auch der *frohere* Mensch. Sein Sinn des Guten, weit entfernt Gefühle der Lust zu ertödten, gesellt sich vielmehr gern zu ihnen, richtet sie immer mehr auf seinen Zweck hin, und indem er, als strenger Richter, Achtung dafür gebietet, Verschuldungen dagegen ahndet, stellt er ihnen seine nothwendige Ordnung auch zugleich so milde, so anziehend vor, dass sie sich bald freywillig darunter begeben, und ihrer nicht mehr entrathen können, ohne mit sich selbst zu zerfallen.

Das Gebiet *sinnlicher Schönheit* scheint unseren *sinnlichen Empfindungen* ganz anzugehören. Indessen werden wir auch darin dem moralischen Sinne seine Provinz nicht streitig machen können. Iene Menschen, welche mit dem herrlichsten Adel ihrer Natur

"— gebildet
Aus feinerm Stoff, von reinem Feur erwärmt
Für hohe Zwecke da stehn, um die Welt,
Der Allmacht Prachtwerk, ihnen schön entfaltet,
Im vollen Anschaun innig zu umfassen:
Erhabne Schönheitszüge überall:
Im Sonnenraume, auf der bunten Wiese,
Im sanften Mondesschimmer, und im Lächeln
Des holden Mädchens, rein und zart zu fühlen,
Als sie der Seligste zuerst empfand —" *)

*) Nach *Akenside.*

— jene Eingeweihten der Natur achten wir doch nicht etwa blos wegen ihrer glücklichen *Anlagen?* nicht etwa blos wegen des günstigen Verhältnisses, worin sie, ohne alles eigne Verdienst, durch ihre physische Beschaffenheit, zu dem Sinnlichen gesetzt sind? Wir nehmen, dünkt mich, indem wir ihnen noch einen ganz andern Werth beylegen, als den des zarten Schönheitsinns, auch eine edle *Selbstthätigkeit* bey ihnen an, wodurch sie die Absicht der Natur, so viel an ihnen ist, unterstützen. Wir vermuthen, dass in ihnen die ganze Menschheit in einem hohen Grade ausgebildet seyn müsse, oder dass sie sich wenigstens zur glücklichsten Vervollkommung derselben des Vermögens, unter dem Sinnlichen *übersinnliche Zwecke* und *Gesetze* lebendig zu erkennen, mit grosem Vortheil bedienen können. Sehen wir uns in dieser Erwartung getäuscht: ist der Mann, welcher die schönen Formen der Natur so leicht auffasst, so glücklich in der Nachbildung wieder gibt; der dadurch bis zur Begeisterung hingerissen wird, und sich in diesem Augenblicke die Bedingung solcher Formen, dies übersinnliche Ideal, *wodurch* und *wofür* sie wurden, nicht ohne inniges Interesse vorstellet: ist er ein praktischer Verächter und Zerstörer dieser Bedingung *bey sich selbst*, so müssen wir freylich seine Kraft, sein Leben der Empfindung, als Werk der Natur noch immer bewundern, aber ihn selbst *als Person* zeihen wir nun eines zweyfachen Hochverraths: *gegen die Natur*, deren herrlichste Wirkung er muthwillig vereitelte; und *gegen die Menschheit*, die er um ihren Glauben an die moralische Tendenz, gerade der lieblichsten Seite der Menschennatur, bringen will.

Feststehn wird indessen unser Glaube, wenn wir ihn nicht nur auf die Beyspiele gefühlvoller und zugleich edler Naturfreunde, sondern noch mehr auf unsere eigne Erfahrung des engen Zusammenhangs zwischen unsern sinnlichen und sittlichen Empfindungen gegründet haben. Und solcher Erfahrungen sind wir alle fähig. Schönheit der Natur ist nicht ausschliessendes Eigenthum *weniger Auserwählten*. Sie spricht sanft und eindringend auch dem gemeinen, nur nicht verwahrloseten Menschensinn zu. Als Bedürfnis, als Genuss, als Triebwerk für unsere Kräfte, als Urbild für unsere höhere Natur, wirkt sie schnell und mächtig auf unser ganzes Wesen. Aber fühlen wir nicht, indem wir uns ihr völlig hingeben, und uns einbilden, sie sey unendlich und unerschöpflich für uns, ein gewisses Widerstreben unserer Geistigkeit, unserer Freyheit gegen jene Einbildung; eine, anfangs leise, bald aber stärkere und entscheidendere Regung in uns: dass zum höchsten Genuss auch die herrlichste Natur für uns noch zu armselig sey? Vermittelst dieser Regung wird uns in der That bald das eingebildete Unendliche wieder beschreiblich. Wir begnügen uns nicht mehr an dem Sinnlichen was vor uns liegt: wir dringen hin mit unsern Empfindungen zu seiner Bedingung, zum Gesetze, zum Zwecke seines Seyns. Wir *empfinden* nicht blos sinnlich mehr, wir *betrachten*. Gegenstände unserer Betrachtung sind, die erhabne Weltordnung, der Plan nach dem ihre Pracht entstand, das Gesetz wornach sie besteht, gegenüber unserm übersinnlichen Wesen, was sich fähig fühlt, jene Weltordnung zu würdigen, und in seiner Fähigkeit schon dann den einzigen Quell seines Entzückens fühlt,

wenn es noch ganz an der Aussenwelt zu hängen scheint.

Ia du bist unendlich gröser als die Natur, o Mensch! Sie mag deine stärksten Kräfte von allen Seiten anregen und beleben, deine Empfindungen mit ihrer Herrlichkeit füllen, deine Vorstellungen mit ihrem Zauber bedecken: dennoch kann sie dir das Gefühl deiner Individualität nicht rauben, deine Forderungen an dich als moralisches Wesen nicht aufhalten, deine Erwartung einer übersinnlichen Fortdauer nicht schwächen! Du gehörst ihr an, nicht wie ein Leben was sie an ihren Brüsten entwickelte, um es unter ihren furchtbaren Kräften wieder zu erdrücken, sondern als ein Sohn, den sie sich *zu ihrem Beherrscher* erzieht: der *sie* fühlen, und *sich* fühlen, *sie* und *sich* richten soll, und in dessen unzerstörbarer Kraft sie ewig, als Ideal der mildesten Vollkommenheit, fortwähren und fortwirken will, wenn sie einst als eine ewig fruchtbare Mutter, nicht mehr durch ihre *thätigen*, sondern durch ihre *leidenden* Kräfte, *in ihrer Auflösung*, eine Reihe neuer Schöpfungen veranlasst.

Im ersten Moment sinnlicher Anschauungen sind wir uns unseres moralischen Sinns nicht deutlich bewusst. Die stärksten, die vollkommensten derselben, aus der Region des Schönen, müssen um so mehr zunächst ausschliessend auf sinnliche Kräfte treffen, je mannichfaltiger, reichhaltiger, reizender durch Neuheit und Verbindung ihrer Formen, sie sich dem Organ darstellen. Allein die Art, wie wir die anziehenden Wahrnehmungen machen, hängt gleichwohl von unserm sittlichen Gefühl gröstentheils mit ab. Es ist hier vorbereitend. Lassen wir es seiner Bestim-

mung gemäs auf uns wirken, so wird es uns *jene Unbefangenheit* geben, ohne welche jede Lust so unvollständig bleibt. Wir sind dann immer mit uns selbst fertig, und tragen das beschwerliche Gefühl versäumter oder verletzter Pflichten nicht in die Stunden mit hinüber, die wir einem recht freyen stärkenden Genusse gewidmet haben. Dieser Genuss selbst, oder der *Uebergang des sinnlich Angenehmen auf unser Vorstellungs- und Empfindungsvermögen*, ist *ungemischt*. Die Anerkennung und Aneignung des Guten, wie die Misbilligung des Unwürdigen, wurde uns nothwendig. Und kommt es bey der Beurtheilung des Schönen auf die subjective Beschaffenheit unsers Geschmacks an, so kommt es bey der Zueignung des Angenehmen eben so gewis auf das besondere Verhältnis an, worin wir *mit uns selbst, mit unserm gebietenden Pflichtgefühl* stehn. Als sittlich gute Menschen dürfen wir uns bey der Ansicht einer mediceischen Venus nicht erst fragen: was hier unsere Lust erregen dürfe? Unser geübter Sinn hatte längst darüber entschieden: unsere sinnliche Neigung kennt ihre Schranken, und rein, wie im Anblick einer keuschen Madonna, stehn wir vor der Nische der Göttinn, an welcher die überraschte Sittlichkeit des ungeübten Iünglings erst einen harten Kampf mit seiner sinnlichen Lust zu bestehen hat, und diesen Kampf hinter seiner erröthenden Wange ankündigt, wo der Preis gegebene Wollüstling in seiner Phantasie, in seinem unterthierischen Triebe, den erhabnen Zweck der Natur und Kunst durch *seinen Zweck* schändet.

Was liegt auch im Grunde daran, ob gerade die oberste Kraft unserer Seele durch sinnliche

Anschauungen unmittelbar in Thätigkeit gesetzt wird? Sie ist da nicht müssig, wo es auf die Erhaltung der Ordnung, der Harmonie unserer sinnlichen Gefühle ankommt. Bey der ersten Bewegung der Materie auf unser Empfindungsvermögen wird diese Ordnung aber noch nicht gefährdet: warum sollte sie denn ihren sinnlichen Zögling durch unzeitige Postulate am freyen Empfange äusserer Eindrücke verhindern? Sinnlich nenne ich ihn und immer sinnlich, weil ich seine Fähigkeit, den Erscheinungen der Aussenwelt eine Beziehung auf sich zu geben, nicht kürzer zu bezeichnen weiss. Ich fühle indessen die Unbequemlichkeit dieses Ausdrucks, der uns leicht die absolute Verschiedenheit des lebendigen, freyen, schöpferischen Subjects von der, an sich schlechthin ruhenden und Nichts bestimmenden Sinnenwelt, konnte vergessen lassen. Ja, wir mögen noch so stark ihre Reize empfinden, noch so leicht im mächtigen Andrange ihrer Bilder zu dem, unser eigenes Selbst als blos leidend darstellenden Urtheile gestimmt werden: sie entzücke so, dass wir ihren Eindrücken nicht widerstehn können; so ist *sie* es doch nicht, es ist *unser übersinnliches Princip*, was unser Entzücken begründet, und sich darin thätig beweiset. Ohne Vorbildung unserer Beurtheilungskraft bliebe sie auch für uns, die an sich so prachtvolle Welt, nur todte Masse. Ietzt ruht die Herrlichkeit der Natur für uns in jenem Thale, und noch vor wenigen Iahren, als es eben so anmuthig da lag, und eben so helle unser Auge seine Schönheit auffasste, gingen wir ohne merkliche Rührung vorüber. Wie eine dunkle Ahndung lag damals das Ideal des Schönen noch in unserer Brust verschlossen, was wir

nun herausgebildet und vollendet fühlen. Wir wussten der Natur noch keine Regel unter zu legen: die äussere noch nicht an die innere Anschauung zu knüpfen; desswegen schwanden die herrlichsten Objecte, als unhaltbare, ungeordnete Bilder vor uns über. Nun ist eine solche *lebendige Regel* da. Sie fordert Anwendung. Dieser Gegenstand vor uns stimmt mit ihr in allen Theilen überein. Wir finden ihn sinnlich vollkommen. Er entzückt uns. Merken wir denn nicht, dass das Vollkommne, dass die Bedingung unsers höchstens Wohlgefallens nicht *ausser*, sondern *in* uns liege? Unsern eigenen Geschmack, unser eigenes Schönheits-Ideal bewundern wir im Geschmack der bildenden Natur, und es ist ein wahres Glück für unsere Bescheidenheit, dass wir unmöglich bestimmen können, *wie viel*, oder *wie wenig* wir selbst durch ein verdienstliches Studium zur Ausbildung unsers Talents gethan haben: ein wahres Glück, dass wir nie zum vollen ruhigen Bewusstseyn desselben gelangen können, weil wir seinen Vorzug nur bey der Anwendung empfinden, und während dieser Anwendung die Würdigung äusserer Bilder uns ausschliessend beschäfftigt, so dass wir für unsere Selbstbeschauung, da wo ihr eigentlicher Zeitpunct einträte, keine Musse behalten. Scheitert nicht demungeachtet unsere Bescheidenheit gewöhnlich, wenn es darauf ankommt, wer in streitigen Fällen Recht habe: die *Natur*, die *Kunst* oder *unser Geschmack?* Ist er da nicht eben die unbeugsamste Kraft unserer Seele? Gerade sein Beharren auf einem Urtheile, was ihn sogar in ein gemeines Sprichwort verflochten hat, lässt mit Zuverlässigkeit auf seinen für sich bestehenden, vom Sinnlichen ursprünglich unabhängigen Character

schliessen. Und was *Selbstständigkeit des Geschmacks* in den Augen des Künstlers sey, der sich seiner am völligsten bewusst ist, das ergibt sich aus seinen sehr bestimmten Behauptungen, und noch deutlicher aus seinem — in Sachen des Schönheits- und Kunstgefühls, so reizbaren Ehrtriebe. Es ist wahr, der Geschmack verändert sich. Das günstigere oder ungünstigere Verhältnis, worin wir zu seinen Objecten, das heisst zu der ganzen Sinnenwelt, stehn, und welches uns mehr oder weniger Entwickelung, Uebung, freye Anwendung unsers Verstandes, wie unserer Einbildungskraft gestattet, modificirt ihn, und die Individualität unserer Naturanlagen mag vielleicht nicht mehr Verschiedenheit im Geschmack bewirken, als unsere besondere menschliche, bürgerliche, häusliche Lage. Iedes Menschenalter und jedes Zeitalter, jeder Himmelsstrich, jedes Volk, jeder Ort, jede Familie hat einen eigenen Geschmack, eine eigene Art das sinnlich Schöne und Hässliche, Angenehme und Widrige zu beurtheilen. Selbst das fähigste, ausgebildetste Genie behält nie *dieselbe* Regel, *dasselbe* Ideal zur Würdigung des sinnlich Empfindbaren. Was ihm heute vollendet scheint, wird vielleicht bald als sehr mittelmässig von ihm erkannt und empfunden werden. Es ging mit schönern Formen der Natur um; es fühlt den Kreis seiner Ideen erweitert; sein zarter veredelter Sinn bildete sich ein höheres Muster zur innern Anschauung; es thut höhere Forderungen an die Erscheinungswelt. Bleibt denn, bey so unzähligen zufälligen und unserer Willkür nicht unterworfenen Einwirkungen des Aeussern auf unser Empfindungsvermögen, gleichwohl diese Empfindung *frey*? Wenn wir die Frage so stellen: hängt die Art unserer Vorstel-

lung sinnlicher Gegenstände; hängt die Erregung des Wohlgefallens oder Missfallens daran, schlechthin von der sinnlichen Welt ab? Oder sind wir uns, während ihrer Eindrücke auf uns, gewisser innerer Kräfte bewusst, nach denen wir unser Urtheil über das Aeussere bestimmen, und die, sie mögen nun stärker oder schwächer, freyer oder eingeschränkter, geübter oder versäumter seyn, in beständiger, thätiger Beziehung auf die Körperwelt bleiben? Wenn so die Frage lautet, so hört sie auf vernünftige Frage zu seyn. Denn sie schwebt zwischen der Alternative: *Entweder der Mensch kann, vermöge seiner gesunden äussern Organe, für das Gute, gegen das Böse, Entschliessungen fassen; für das Angenehme, gegen das Widrige, Neigungen erwecken: oder in seinem Sinnlichen liegt kein möglicher Grund zum Begriff, zum Wollen des Guten, zur Beurtheilung und Aneignung des Schönen: sein moralischer und ästhetischer Sinn, die Bestimmungskräfte seines Willens, sind übersinnlich und frey: seine Schöpfungen des Schönen und Anmuthigen sind ganz Ausdrücke seines eigenen innern Ideals.*

Sechste Betrachtung.

Ich bin selbstständig.

"Wie lange willst du dich noch winden in den Irrgängen der Empirie? und dein Wesen, und deine Hoffnung aus Gründen ableiten, die du dir selbst doch nimmermehr rein anschaulich machen kannst? *Erfahrung:* ihr Schauplatz heisst *Welt*, ihr Aggregat *Menschenleben*. Was ist Welt? Vermagst du dies geradezu zu bestimmen? Du kannst nur wissen, was sie nicht ist. Sie ist nicht, was sie scheint. Du greifst in deiner Verlegenheit nach einem Nahmen, der dir wieder Viel zu denken, Nichts zu verstehen gibt. Materie ist dir der Urstoff des Sinnlichen. Das heisst so viel als ein Etwas, was keine weitere Bestimmung zulässt. Diese Welt wirkt auf *dich*, desswegen glaubst du an dein Daseyn: Du wirkest auf *sie* durch Kräfte, die du ihr nicht beylegst, weil du sie in ihr nicht wahrnimmst: desswegen eignest du dir Individualität zu. Noch mehr: du wirkst *mit Bewusstseyn deines* Zwecks: du *handelst*. Diesen Zweck erkennst du nicht in ihr. Sie soll ihn mit befördern, der ihrige geht dich nicht an. Das sind die Sätze, worauf du den Glauben an dein *Menschseyn* bauest, und die Erwartung, du werdest als ein von ihr unabhängiges, für sich bestehendes, Wesen *fortdauern*, wenn sie nicht mehr *diese* Welt heisst. Würdest du aber wissen, dass du da wärest, wenn sie dich nicht umgäbe? Und dafern dich diese

Frage verwirren muss: darfst du dann mit Gewissheit auf deine Fortdauer *ohne sie* rechnen?"

Ein äusserst schwermüthiger Gedanke! der mir aber, ungeachtet ich bisher immer Rücksicht darauf genommen habe, noch viel zu früh kommt. Meine Untersuchung, kann noch nicht zu Ende seyn, will ich sie nicht ganz vergebens angestellt haben. Mein Glaube an Menschennatur und Fortdauer im Tode beruht nicht blos auf der, meiner Unkörperlichkeit. Indessen hat meine Immaterialität auch ihre unverwerflichen Gründe für sich. Freylich nur Gründe aus der Analogie der Natur: aber wie unbarmherzig wäre es, sie aus der wichtigsten Untersuchung, worin auf speculativem Wege keine absolute Gewissheit erreichbar ist, desswegen durchaus verbannen zu wollen, weil auch sie uns jene unbedingte höchste Ueberzeugung versagen! Wissen wir denn Nichts von der Welt? Dürfen wir Nichts von ihr, als Bestimmungsgrund unserer Urtheile gelten lassen, weil wir ihre ersten Urstoffe nicht unterscheiden können? Nach den verschiedenen Empfindungskräften und Organen der sie beobachtenden, von ihr afficirten Wesen, muss die Welt verschieden seyn. *Für den Menschen ist sie, was sie ihm zu seyn scheint.* Und wie er sich ihre Erscheinungen; wie er sich die Gesetze, wornach sie erfolgen, auch denken mag, so findet er zwischen ihr und seiner Denkkraft eine gänzliche Ungleichheit, und kann die Behauptung nicht aufheben: sein Princip *sey*, *handele*, *bestehe*, nicht vermittelst sinnlicher Urstoffe. Was diese Elemente *an sich* auch immerhin seyn mögen: sie erklären uns keine Kraft, keine Handlung, keinen Zustand des Menschen. Wäre es nun wohl vernünftig,

so ganz ungleichartige Wesen *einem* Schicksale zu unterwerfen? Hätte man hierzu Gründe, die tiefer aus der reinen Erkenntnis der Dinge geschöpft sind, als die Beweise für das Gegentheil? Bewusst sind wir uns unserer, als *abgesondert* von der Materie. Erzeugt die Materie unser Bewusstseyn? Die Kraft dazu liegt ja, indem sie sich das Sinnliche vorstellt, ausser dem Sinnlichen. Dies kann folglich nicht die Bedingung ihres Seyns enthalten. Sie ist *einfach* im Bewusstseyn, und der Begriff der Zerstörung, der Auflösung, der Elanguescenz *) ist nur auf das *Zusammengesetzte* anwendbar. Ja, wenn zum vernünftigen und eben dadurch beruhigenden Glauben an meine Fortdauer im Tode eine *reine* Erkenntnis meines unsinnlichen Princips, des Princips gehörte, welches sich nur durch Vergleichung seines Selbst mit der Aussenwelt, zum Bewusstseyn seines Selbst erheben kann: so stünde ich da in starrer Verwirrung, kämpfte ohne Erfolg mit der Unmöglichkeit jener Erkenntnis, müsste Verzicht

*) "*Mendelssohn* bedachte nicht, dass, wenn man auch die *einfache* Natur der Seele, mithin das, dass sie keine extensive Gröse habe, zugesteht, sie doch, wie jedes Existirende, eine intensive Gröse haben müsse, und dass dieselbe, wenn gleich nicht verschwinden, doch gleichwohl *elanguesciren*, das ist: durch unendlich viele Grade, ohne das Zero jemals völlig zu erreichen, in allen ihren Vermögen abnehmen könne, welches eben so gut als eine wahre Vernichtung seyn würde." Ich gestehe, dass ich in dieser Aeusserung des sehr gründlichen Erklärers der Vernunft-Critik (Hrn. Prof. *Beck*, Erläuternder Auszug, Th. 1. S. 150.) einen Widerspruch finde. Ist die Seele eine *einfache* Natur, so kann sie nicht in allem ihren (einfachen) Vermögen bis auf ein Zero abnehmen, ohne auch selbst als Zero zu verschwinden. So lange noch Etwas (ein Zero) bleibt, welches die Bedingung des Seelenvermögens enthält, ist auch dies Vermögen selbst nicht ganz aufgehoben. Das elanguescirende Einfache ist eben so unbegreiflich, als das verschwindende, auflösbare, vernichtbare Einfache.

thun auf den Glauben, der mir doch Alles ist, und fluchte der unseligen Wissenschaft, die mir aufs bündigste meine *Kräfte*, meine *Irrthümer*, meine *Pflichten*, meine — *Vernichtung* gezeigt hätte. Aber ich getröste mich des Unterschieds zwischen dem *vernünftigen Glauben*, und dem Alles *durchdringenden Wissen*. Dieses ist nicht für Menschen, jener bietet sich allen an, die darnach fragen. Und herzlich, sehnlich, bestrebe ich mich nach einem solchen Glauben! Ich biete Alles auf, was ihn begründen kann. Ich versuche es, ob nicht auch in meiner Erfahrung Etwas liege, worauf er sich stützen möchte, und sie führt mich auf Data, die allerdings für mich, für meine Ruhe, ein entscheidendes Gewicht haben müssen. Kein ödes sinnverwirrendes Labyrinth, sondern ein Lustweg ist mir die Empirie. Ich wandle darauf fort, und lade unbefangene Leser ein, mich noch einige Augenblicke zu begleiten, und hernach, wenn wir durch alles Nachsinnen über unsere übersinnliche, wie über die uns umgebende sinnliche Natur, das grose Problem nicht *durchaus* lösen können, mit mir zu beruhen auf der Aussage unsers innern, ganz untrüglichen Gefühls: *des Menschen Beruf zur Heiligkeit ist auch Beruf zur Unsterblichkeit für ihn. Er leistet ihm dafür die vollgültigste Bürgschaft.*

Wir sind uns unserer, im Gegensatze von der Welt, bewusst. Unser Wesen kann nicht mit dem ihrigen verflochten seyn. Das *sich Vorstellende* ist nicht eins mit dem *Vorgestellten*. Die Reihe des Sinnlichen *bietet* unserer Denkkraft Materialien zu ihrer freyen Bearbeitung an. Sie kann sie ihr nicht *aufdringen*. Nach *eigener* Wahl empfängt, nach *eigenen* Zwecken ordnet, durch *eige-*

nes Vermögen modificirt unsere übersinnliche Natur die Eindrücke des Sinnlichen. Sie entfernt sich davon, erhebt sich darüber, wird Schöpferinn eigener Erscheinungen, ist nicht den Antrieben der Organisation, nicht den Gesetzen des Mechanism, sondern blos ihrer *Vernunft* untergeordnet, und folgt ihrer Selbstbestimmung als *freye* Kraft. *Selbstständigkeit ist unser Character.*

Sey die Materie *an sich* uns noch so verborgen. Eins wissen wir von ihr; es wird uns in jeder Wahrnehmung, es wird uns durch jede Empfindung unsers Körpers bestätigt: sie ist *unstät*; sie wird in der Zusammensetzung von Moment zu Moment bewegt, verändert, umgestaltet. Besteht der Mensch nur *in ihr* und *durch sie*, so ist er das veränderlichste, characterloseste Geschöpf unter der Sonne: so ist Bewusstseyn seiner Eigenthümlichkeit, eitele Täuschung: so ist seine Erziehung, die allein von dieser Eigenthümlichkeit ausgehen und sich immer darauf beziehen muss, ein Hintappen aufs Ungefähr. Leere Phrase und nichts weiter ist alsdann zum Beyspiel die, bisher von keiner Erziehungs-Reform angefochtene, Maxime: dass das Kind schon den Mann ankündige: das gelehrige, lebhafte, ungestüme, eitelliebende Kind den thätigen, erfinderischen, muthvollen, würdigen Mann und Greis: das schläfrige, gleichgültige, vor seinem Schatten zitternde Knäblein den langsamen, ungewissen, kampfscheuen, subordinirten Mann, den gefühllosen, weinerlichen, verzagten Greis. Was hätte dies Urtheil für einen Sinn, wenn unsere Selbstständigkeit noch zweifelhaft, wenn unser Wesen materiell, das heisst für uns, die wir die Gesetze und Kräfte der Materie mehr errathen, als bestimmen können, blos *zufällig* wäre?

"Kein Materialist wird sich bedenken, so zu urtheilen. Er lässt die Organisation auf Lebhaftigkeit, Muth, Trägheit, Blödigkeit, kurz auf den ganzen Menschen-Character *allein* wirken, und erwartet um so sicherer, dass ihre Wirkung die durch sie einmal bestimmte Character-Richtung bleiben wird, da sie selbst, *ihren Formen nach*, nicht verrückt wird. Sind nicht Bewegung, Absetzung ihrer Substanzen gerade die Mittel zu ihrer Erneuerung und Erhaltung? Und woher das Drängen, Reiben, Loswickeln ihrer Theile? Die Kraft der *Wiedererzeugung* bewirkt es, und ersetzt die abgenutzten Theile augenblicklich durch neue Formen, die mit der Stelle, Verbindung, Kraft, auch die Verrichtungen und das ganze Wesen der verlornen erhalten. Die Organisation besteht durch Veränderung. Der Mensch, den sie bildet, muss seinen wesentlichen Characterzügen nach bestehen, bis — *ihre Reproductions-Kraft erschöpft ist*, und ihr ganzer Bau zerfällt. Betrachte doch das Bäumchen! Vielleicht sind seine jetzt ausgebildeten Formen nach einigen Jahrzehnden in ihre Elemente zurückgekehrt. Dennoch sagen wir dann, der Baum stehe noch. Und das mit Recht! Denn das Vermögen seiner Substanzen, ihres Gleichen, in steten Verhältnissen, zu steten Zwecken hervor zu bringen, schob indessen unaufhörlich neue Theile in die Stelle der abgelöseten. Sie gehörten *im Augenblicke ihres Entstehens* dem Baume an. Sie treten in die Functionen der durch sie verdrängten Formen. Die letzte Frucht des morschen, absterbenden Stammes wird noch die Säfte des Erstlings haben."

Sagen lässt es sich, dass des Menschen Leben, Bewusstseyn und ganze innere Eigenthümlichkeit

aus der Reproductions-Kraft der Organisation entstehe. Lässt es sich aber auch *denken?* Der Pflanzenkörper zieht durch seine Saugröhren gewisse Säfte ein, sondert sie ab, verarbeitet sie vermittelst zahlloser Formen und Verrichtungen zur Frucht. Diese wird bestimmt durch seine besondere Beschaffenheit, und muss mit ihr dieselbe bleiben. Die Pflanze erzeugt ihres Gleichen. Hierin liegt ihr *Zweck.* Ihre Frucht enthält in einer innern Samenkapsel die vollständige Organisation wieder, von der sie getrieben wurde. Unbegreiflich ist uns allerdings dieser Process der Natur. Wir können nur das Product erkennen, nicht die Art wie es entstand. Schon desswegen *erklärt* es uns Nichts von der Erzeugung unseres Denk- und Empfindungsvermögens. Das Pflanzen-Product aber ist der Pflanze selbst durchaus, seinen wesentlichen Bestandtheilen nach, gleich. Es enthält die Quintessenz der Säfte, die in ihr, nur noch ungeläutert von erdigen, wässerigen und andern Beymischungen, gleichsam die letzte Hand der Natur erwarten. Aber *Gedanke*, *Begriff*, *Wille*, herrschender *Menschensinn* von einer: *Nervensaft*, *Hirnsubstanz* und was überhaupt als das Feinste, als ein ätherisches Fluidum in unserem Körper erkannt wird, oder gedacht werden möchte, von der andern Seite: lässt es wohl eine *Vergleichung* zu? Und da der gerade Sinn dies nicht annehmen kann: ist denn die Idee der Erzeugung, der steten Richtung unserer *inneren*, *durch* unsere *äusseren* Kräfte — ich will nicht sagen, scheinbar, sondern nur erträglich?

Ich leugne den Einfluss des Temperaments, dieses materiellen Characters, auf unsern Geist nicht. Da seyn muss indessen Etwas, was tem-

perirt wird; dessen Wille durch die Blutmischung, oder wenn man lieber will, durch die ganze Organisation, da, wo das Bewusstseyn unserer höhern gesetzgebenden Kraft nicht lebendig und stark bey uns ist, mit bestimmt wird. Kein Temperament, kein Körperbau enthält jedoch das Princip meines Denkens, meines Wollens. Dies ist für mich so gewis, als es ausgemacht ist, dass die vollkommenste Pflanze ohne eingesogene Säfte, und Sonne und beschwängernde Luft, keine Frucht hervorbringen kann. Willst du deinen Sohn zum thätigen, muthvollen Manne erziehen, so sorge für seinen Körper. Nur bilde dir nicht ein, die Spartanische Suppe, die Spartanische Abhärtung werde ihn, ohne *Lykurgische Grundsätze*, zum Spartaner bilden. Ein anderes ist die *Kraft*, ein anderes das *Kraftgefühl*. Iene verträgt sich mit der grösten Feigheit, dieses wird nicht durch straffe Nerven und derbe Muskeln erzwungen. Freylich kann die Empfindung körperlicher Stärke zur Vorstellung ihres glücklichen Erfolgs erwecken, und in so fern, also *mittelbar* dazu beytragen, den Mann kühn zu Unternehmungen, standhaft in Gefahren zu machen. Sie *schafft* den Trieb aber nicht. Der Trieb *sucht sie auf*, und stellt sie in die Reihe anderer Vorstellungen, des Vaterlands, der Ehre, der Sicherheit, der Belohnung, die übrigens *ohne das Gefühl von Muskelkraft* denselben Muth geben. Aus diesem Grunde sucht die Kunst ihre Helden gern in einer festen Körpermasse darzustellen. Ein adonisirter Herkules würde schwerlich in der Schule mehr Glück machen, als die Leyer des Phöbus in einer Cyklopenfaust, wenn nähmlich Beides Schöpfungen des Genies, und nicht copirte Einheiten aus der *wirklichen Welt* wären. Denn auch hier ist die

Regel der Natur weiter, als die Regel der Kunst. Leben giesst sie in die schwebende Leichengestalt: Anmuth und Würde in die verzerrte unbehülfliche Körperform. Mit hohem Muth stattet sie die ohnmächtigste Organisation aus, während sie dort eine vollkommne Körperblüte ohne Geist, eine Schönheit ohne Interesse, einen Riesen ohne Herz bildete. Unerklärbare Erscheinungen, wenn mein Ich, *Organisation* hiesse! Kraft und Schwäche, Leben und Tod, Reiz und Widrigkeit, Fülle und Leerheit, diese sich einander völlig aufhebende Attribute, in einem *Körpermenschen* vereinigt! Mich dünkt, man könnte die Natur, und sich selbst, nicht tiefer herabwürdigen, als indem man seine Vernunft gefangen nähme, um auf einem so seltsamen Glauben auszuruhn. Der meinige wird er nie werden! Ich ehre mich als Liebling der Natur. Hat sie gleich meine äussere Form allen Veränderungen ihrer sichtbaren Schöpfung unterworfen: ist mein Körper zerbrechlicher, als der Stab woran er sich lehnt, und pressten mir seine Leiden nicht selten schon den Wunsch ab, dass er schon zerbrochen seyn möchte: so bete ich doch jene erhabne Bildnerinn an, die in diesen schwachen Körper eine *unverwehrbare*, jedem äussern Drucke widerstrebende, ja, durch empfindliche Uebel verstärkte Kraft, legte. Ihr Daseyn, ihr Character kündigt sich im sprechenden Auge des Kindes an, und wirft noch in den letzten Blick des sterbenden Greises grose bedeutungsvolle Züge.

Ia, unterscheide noch so scharfsinnig zwischen Körper und Körper: verfeinere dein Lebensprincip bis zu einem Grade, wo es allen sinnlichen Beobachtungen entgeht: hülle es in die verborgensten, zartesten Gefässe der Organi-

sation ein; soll es Materie heissen, so heisst es immer nur das erste *Bewegliche*, und deutet in so fern auf eine äussere, darauf wirkende Kraft hin, die sein Verharren in *einem* Raume hindert, oder es aus seiner *Ruhe* bringt. Wo ist nun diese *äussere* Kraft? Kannst du ohne Widerrede deiner Vernunft aus der passiven und activen Substanz, die du dir vorstellst, *eine* machen, und sie *Urstoff* des Körpers nennen, so müssten wir nothwendig unsern bisherigen Begriff von der Materie, in welchen ein solches wundersames Etwas ganz und gar nicht passt, aufgeben: aber wir forderten denn auch mit Recht von dir eine klare, bündige Bestimmung der Möglichkeit jener, uranfänglich zugleich absolut ruhenden und bewegenden Kraft. Trägheit und Beharrlichkeit, Unvermögen sich selbst zur Veränderung ihres äussern Verhältnisses zu andern Substanzen, zur Veränderung ihres innern Zusammenhanges, oder wenn sie als Einheit gedacht wird, zu irgend einer Bewegung im Raume, zu bestimmen: dies Attribut der Materie entspricht nicht, es *widersprieht* offenbar dem Character des Lebens, des Denkens und Empfindens. Umsonst zergrübeln wir uns, einen solchen Widerspruch zu heben, und im Körperstoffe die Möglichkeit eines Gedankens, einer Begierde zu finden. Wo ist denn der physische Zusammenhang zwischen dem Gelde, was du begehrst, und der Kraft, womit du es begehrst? Kannst du die Caussalität deiner darauf hingerichteten innern Bewegung, deiner Neigung dazu, aus irgend einer Einwirkung der äussern Masse auf dein materielles Seelenvermögen angeben? Aber die Summe, die du dir wünschest, ist ja nicht da *in Substanz*; sie existirt *nur in deiner Idee*. *Darin* liegt jetzt der Grund deiner Ge-

mithsbewegung. Wurde nun etwa deine Vorstellung durch die angehäufte Münze, die du weyland sinnlich wahrnahmst, und durch sie *unmittelbar*, erzeugt? Prägte sich das Sinnliche im Sinnlichen ab, und hinterlies diesem dadurch den Gegenstand seines Denkens, seiner Zuneigung? So ist doch wieder das *Bild* nicht Substanz, so ist doch die Kraft, welche sich ihm gegenüber stellt, von *der* verschieden, die es auffasste und festhält; und die willkürliche Behauptung: dass die letztere materiell sey, wiewohl sie nicht vom Körper als *Substanz*, sondern als *Erscheinung*, wiewohl sie nicht vom *Wesen*, nur vom *Bilde des Wesens* berührt wird, bahnt dir noch den Weg nicht zu dem unweit gewagtern Satze: *auch die betrachtende gegen das Object vorstrebende, es verlangende* Kraft sey körperlich. Suchen wir genau den Grund unserer Neigungen, ihrer Stärke, ihrer Lebendigkeit auf, so wird uns nicht jener, weniger als instinctmässige, nicht jener blos *mechanische* Drang eines Sinnlichen zum Sinnlichen, wohl aber ein Reihe innerer, auf einander folgender, in einander fortgehender, sich gegenseitig verstärkender Regungen fühlbar, die uns ein höheres unsinnliches Princip als nothwendig *voraussetzen* lassen. Unser Wohlgefallen an Glücksgütern, und die darnach bestimmte Begierde können wir leicht bis zur ersten Quelle verfolgen. Sie verlieren sich in den Ideen: *Auszeichnung, sorgenfreyes* Leben, Unabhängigkeit, *erwünschte Verhältnisse* der *Nachkommen, sinnliches* und *geistiges Vergnügen, wohlthätige* Wirksamkeit: in so fern sich solche Vorstellungen, einzeln oder gemeinschaftlich, dem herrschenden Begriffe von *Recht* anschliessen, begründen sie eine *weise* Begierde nach Gütern. Man

trenne sie: hänge nur denen nach, die sich auf die Vortheile des Besitzes allein beziehen, und verdunkle dabey die Vorstellung, die Lust des *sittlich Guten;* so artet unsere Neigung in Leidenschaft, in üppiges Schmachten, in niedrige Habsucht aus. Können wir es uns verbergen, dass hier unsere Gemüthsbewegung nicht von der Organisation bestimmt werde? Die Idee von Achtung und Wohlwollen anderer erweckt und leitet unser *Kraftgefühl*, erhebt uns zur *Ehrliebe*, zur würdigen Anwendung, zur sorgsamen Ausbildung unserer Vorzüge, auf dem Kampfplatze wie in der Werkstätte; an der Seite des Fürsten und hinter der Herde des Landmanns: so wie der Gedanke der fremden Bemerkung unserer Kraft, *ohne Hinsicht* auf fremde Liebe, leicht den gefährlichsten, den herostratischen Ehrgeitz erzeugt. Sind denn abermals die Objecte dieser beiden verwandten, aber doch höchst ungleichen Triebe: sind ihre im Verstande vorhandenen Anlässe: ist der Verstand selbst, aus dem sie hervorgehen, *materiell?* Und endlich die erhabenste Vorstellung von *Gott*, diese Seele der Menschenvernunft, des Menschencharacters, die im Augenblicke ihres vollen Erwachens alles Sinnliche zurückstösst: die sich zu einer Sphäre erhebt, wo alles Sehen und *Sehenwollen* aufhören *muss:* wo der Mensch zum Erstenmale das Bewusstseyn seiner Einschränkung ganz hinter sich lässt, und in freyer Empfindung des Unendlichen sich selbst unendlich und unerschöpflich fühlt: *stammt sie her von der Materie?* O, wenn sich, nur als eine dunkle Ahndung, in dir der Glaube regt, der den Weisen ins Heiligthum der Religion führt, so halte deinen Wahn an diesen Glauben, und siehe ob er damit bestehen kann! *Wahn* sage ich: denn

unbegreiflich, unmöglich ist mir die Ableitung der höchsten Idee, der reinsten seligsten Empfindung des Menschen aus einer körperlichen Substanz. Hier tritt der Mensch aus der Reihe des sinnlich Empfindbaren, aus der Welt der Erscheinungen heraus; hier erkennt und fühlt er die ewige Ursache alles Seyns, und damit sein eigenes Daseyn, ausserhalb den Schranken einer irdischen Schöpfung. Wo ist das Göttliche im Körperstoff, was ihn erheben könnte zur Empfindung der grösten übersinnlichen Vollkommenheit? Vermagst du es zu finden, dich dabey zu beruhigen, und deinen Glauben an Gott — nicht an den *vermenschlichten* Gott — zu vereinigen mit dem Glauben an die Körperlichkeit deiner Denkkraft, so habe ich gegen dich diese Zeilen nicht geschrieben. Nur lass uns dann eins seyn in dem Glauben, der Mensch lebe nicht blos für dies Gebiet des Sinnlichen, über welches er sich mit seinen Vorstellungen so unendlich erheben kann: nicht blos dazu, um aus der Fülle des Irdischen mit stumpfem Behagen gesättigt zu werden, sinnlichen Genuss für Hauptzweck seines Daseyns zu halten, und unter den Ruinen der Welt liegen zu bleiben. Sein Daseyn müsse nothwendig, wie seine Denk- und Empfindungskraft, über die Körperwelt hinausreichen!

Will man die physische Selbstständigkeit des Menschen nicht gelten lassen, und alle Gründe dafür in die Reihe unfruchtbarer Spitzfindigkeiten setzen, so kann mir das nicht unerwartet seyn. Ein jeder behält ja auf dem Wege zur Wahrheit seine eignen Ansichten, und muss sie behalten. Ich habe die meinige, so wenig neu und unversucht sie auch seyn mag, in keiner Schule ausschliessend gesucht. Eignes Nachden-

ken führte mich dahin, wo ich jetzt stehe. Hätte ich mich jemals hinneigen können zu der Voraussetzung: nicht durch eine andere Kraft, *belebt*, sondern in sich selbst *lebend*; nicht durch ein geistiges Denk-Princip angeregt, sondern *an sich* denkend, sey der Urstoff meines Körpers: ich wüsste wahrlich nicht, was aus dieser Voraussetzung bey der Beobachtung mehrerer Sterbenden, die mir mein Amt zur Pflicht machte, geworden wäre. Oft und lebhaft stand, während dieses Versuchs, das Bild eines in meinem Arm eingeschlummerten Greises vor mir. Sein welker Körper war schon seit einigen Monathen von den heftigsten Krämpfen überwältigt, und zuletzt in einer dreytägigen Agonie, bis zur gänzlichen Unkenntlichkeit, entstellt worden. Ohne Spannkraft, starr, kalt und gefühllos lag er da. Sein Auge war gebrochen, seine gepresste Brust hob sich nicht mehr; er schien ausgekämpft zu haben, und — plötzlich erwachte er noch Einmal auf zehn Minuten. Nie hatte ich ihn in seiner Krankheit so heiter, so ganz seiner mächtig, so lebhaft und geistvoll gesehn, als in diesen feyerlichen Augenblicken. "Mein Körper erstirbt — mein Geist lebt und wird leben — jetzt gehe ich schlafen, ich sterbe nicht wieder" das waren seine letzten Worte. Noch ein merklicher Athemzug folgte und sein Auge schloss sich auf immer.

Solche und ähnliche Thatsachen werden freylich dem Antispiritualisten noch immer seine gewöhnliche Ausflucht übrig lassen. Er nimmt einen Zusammenhang an zwischen der gröbern Körpermasse und der feinsten materiellen Substanz, die er sich etwa als ein Lebens- und

Denk-Fluidum, vorstellt, aber keinen so engen Zusammenhang, um es nothwendig zu finden, *dass die innere und äussere Organisation gerade auf eine Art, in einem Moment afficirt werde.* Eine Hypothese dringt ihn hier zu einer zweyten, welche zur Begründung der ersten, sicher nichts beyträgt. Denn eine Verbindung, die dem angenommenen körperlichen Princip seine erstaunlichen Wirkungen auf das gröbere Körper-Vehikel, die Hinrichtung seiner Kräfte zur Anordnung der Verrichtungen desselben, möglich machen sollten, müsste doch wohl ohne Zweifel die engste und unauflöslichste seyn. So könnte sie aber gar nicht gedacht werden, wenn die totale Lähmung, wenn das völlige Absterben der Organisation, keine, wo nicht ähnliche, doch wenigstens sehr wesentliche Veränderung in der innern, vermeintlichen *Seelenmaterie* nothwendig zur Folge hatte. Fürchterlich sind oft die Vorboten des Todes, nicht blos am äussern, sondern auch am innern Menschen. Man hüte sich aber aus der Gemüthsverwirrung, aus dem Aufrasen oder der Betäubung des Sterbenden, mehr zu folgern, als ein mächtiges Andrängen sinnlicher Schmerzgefühle auf die Empfindungs- und Vorstellungskraft; einen presshaften, bangen Zustand, worin sich der Geist beym gedrohten und gefühlten Einsturz seiner Wohnung befindet. Anlässe wie diese, wozu man noch den letzten Zug der Sympathie rechnen kann, worin der Scheidende mit der Welt stand, noch die rächende Gewalt, welche sein lange verschmähtes moralisches Gefühl über die sinnlichen Täuschungen übt, und ein dadurch verstärktes schauderhaftes Spiel der Phantasie mit dem erschöpften Leidenden: sie sind mehr als hinreichend, uns die Scenen zu

erklären, wie wir sie hie und da in Sterbezimmern bemerken, ohne dass wir an ein Miterkranken und Mitsterben des dafür gehaltenen *materiellen* innern Wesens denken dürfen. Die auffallende Betäubung aber, welche nicht selten die letzten Stunden des Sterbenden bezeichnet, ist auch vielleicht öfter blos scheinbare als wirkliche zeitlange Unempfindlichkeit des Geistes, und es könnte sehr beunruhigend für den, wie in einer tiefen Ohnmacht, ohne Bewegung da liegenden Kranken werden, wenn wir in unserm Tone, in unserm voreiligen Todtengericht über ihn, in kränkenden Aeusserungen, zu sicher auf seine Bewusstlosigkeit rechnen wollten. In keinem Fall ist sie wenigstens für den Geist das, was der Stillstand der Pulse, die Leichenkälte für den Körper ist. Im natürlichen, ohne vorhergehende gewaltsame Zustände erfolgenden, Tode gibt es kein Datum für irgend eine merkliche Veränderung des dadurch entkörperten Geistes. *Unversehrt, frey und gros lebt er im sterbenden Körper.* So wird er ewig den todten Körper überleben. Wir haben keinen haltbaren Grund zu glauben, aber viele Gründe es zu bezweyfeln, dass er aus Elementen des Sichtbaren geformt sey, als Kraft und Bewegung der Materie wirke, nach ihren Gesetzen bestehe. *Immateriell ist unser Geist, indestructibel und selbstständig.*

"Schweige!" lässt einer der geistvollesten Weisen unserer Zeit *) die Vernunft auf diese Aussage erwiedern, "du bringst nichts Neues vor. Aus grobem Baugeräth (Materie) ist deine denkende Natur nicht zusammengezimmert, wenn

*) *Herder Metakritik*, zweyter Band, S. 68 folg.

du diese, einen todten Klotz, mir vor den Richtstuhl führen willst, mit der Frage: "ob auch der todte Klotz, als solcher, zu denken vermöge?" so ist deine Frage keiner Antwort werth. Ob aber deine denkende Natur *keiner Organe* zu ihrem Denken bedürfe? kannst du aus dem, was du aus der Erfahrung weisst, mit dem verhassten Nahmen *Materie* nicht wegsprechen. Nichts, was wir in der Schöpfung kennen, ist unorganisch; in jedem äussern sich Kräfte nach seiner Art, so wie wir gegenseits keine Kraft kennen, die anders als durch Mittel, durch grobe oder feinere Werkzeuge wirkt. Dass deine Seele zu ihren innersten Verrichtungen der Organe bedürfe, weisst du; was sie ohne Organe thun könne oder sey? weisst du nicht. Ich auch nicht."

So aber wird, und darf, wie mich dünkt, *die Vernunft* nicht absprechen. So kann sie uns nicht überzeugen, nicht befriedigen, nicht zum Schweigen bringen. *Wir bringen nichts Neues vor.* Gerade desswegen, weil jene Gründe für die Unkörperlichkeit unserer denkenden Natur, und die daraus zu folgernde Fortdauer, alt sind, weil sie oft von der Vernunft geprüft und mit ihrer Beweiskraft aufgestellt wurden, erwarten wir von der Vernunft Achtung dafür, als für *ihr eignes Zeugniss.* Ein anders ist die Frage: ob unsere denkende Natur *gewisser Organe zum Denken* bedarf? ein anders die: ob sie selbst aus Baugeräth, nicht eben aus dem gröbsten, *zusammengezimmert* sey? Jene wird die Vernunft nie erörtern, diese nie bejahen können, und den Schluss nicht gelten lassen: weil nichts von dem, was wir in der Schöpfung kennen, un-

organisch ist, so sey auch unsere denkende Natur organisch. Sie steht, *als solche* ja nothwendig allein. Sie lässt sich mit nichts, was ausser ihr Kräfte, jedes nach seiner Art, äussert, vergleichen. Und ihre Kräfte, ganz ihre, mit keinem organischen Wesen getheilten Kräfte, ihre innersten Verrichtungen wird Niemand nach Grundsätzen der Vernunft von Organen abzuleiten wagen. Erkennen wir, dass sie nicht ohne Organe wirke, so heisst das, wir erkennen, dass sie jetzt auf Organe, *an sich ein Individuum*, wirke. Ob sie ewig so wirken, ewig gewisser Werkzeuge bedürfen werde, das fragen wir nicht: wenn sie nur unserer gegenwärtigen Organisation einst entbehren, ohne sie fortleben kann. Diese Aufgabe zu beantworten, ist Bedürfnis und Beruf der Vernunft. Sie kann es mit so vieler Kraft, mit so vielem Erfolg, als dazu gehört um sie wegen eines andern, grosen, für sie dermalen unauflöslichen Problems: *was* sie von ihrer jetzigen Hülle entkleidet seyn werde? unbekümmert zu erhalten.

Geben wir indessen den Glauben auf, dass wir allein da stehen, dass wir für uns bestehn, als Wesen die für die Welt von organischen Formen keine Berührungspuncte haben! Geben wir unsere Geistigkeit auf, da wir sie nicht unmittelbar erkennen, sondern nur erfahrungsmässig setzen können! Nun, da sind wir Triebräder im ungeheuren Weltsystem *ohne es zu wissen*. Wir entstanden, wie alle organische Wesen, durch die Schöpferinn Natur. Nach ihren mechanischen Gesetzen leben und wirken wir. Wir sind ganz ihrer Ordnung unterworfen. Unsere Kraft ist die ihrige, und muss, wie alle ihre

höchst verschiedenen, aber doch auf einen Zweck hinarbeitenden Kräfte, allen eigenen Zwecken entsagen. Ietzt veranstaltet jene furchtbare Macht eine neue Generation organischer Formen. Die Sonne vernimmt ihren Willen, der Dunstkreis gehorcht ihm, der Abgrund richtet ihn aus. Alles ist in Bewegung, vom Pflänzchen an, das unter der versengenden Hitze verduftet und zerstäubt, bis zur Wolkenhöhe hinauf, wo sich die Dunstbläschen des welken Blatts in wogenden Dämpfen des Oceans verliert, bis zu der unergründlichen Tiefe herab, welche die Säulen der Erde zu verschlingen droht. Ein Feuer- und Wassermeer vereinigen sich wider die erschrockene Erde. Ihre stille Sphäre geräth in Aufruhr, aber eben der gewaltige Sturm, der für sie zu kämpfen scheint, muss die Absicht der Natur befördern. Hier entwurzelt er Wälder, dort schnellt er den verheerenden Hagel herab: dort wälzt er das Meer über sein Gestade hin. Ebnen und Thäler werden überströmt, nicht zur Vernichtung, sondern zur Verjüngung ihrer organischen Wesen. Bald erheitert sich der Himmel wieder, die Erde saugt das befruchtende Gewässer ein und unzählige Keime spriessen aus der Verwesung eines Körpers hervor. So erreicht der Mechanismus sein Ziel. Die ganze *todte* Natur unterwirft sich ihm. Aeusserst schwach ist der Widerstand des thierischen Instincts gegen seine Anstalten. Verbirg dich! Rette dich! lautet sein Gebot an die Myriaden lebender Geschlechter. Aber es kommt zu spät; es ist mehr *aufschreckend* als aufmunternd; es wird durch keinen weisen Dollmetscher erklärt, durch keinen richtigen Ueberblick der Gefahr, durch keine ihr angemessene eigne Kraft unterstützt. Das

Insect verbirgt sich in der Rinde, der Vogel zwischen den Aesten oder in der Höhlung des Baums, an dessen Stamm das Landthier Schutz sucht. Und gerade dieser Baum, der höchste, und wie es dem Instinct schien, sicherste im Walde, wird zuerst vom Wetterstrahl getroffen. Wird, und kann desswegen der blinde Trieb von seiner Regel abweichen? Wird nicht das Thier zehnmal wieder Schutz in *der* Gefahr suchen, die es zehnmal erlebte? Man führe hier keine auffallende Versuche, Aeusserungen oder, wenn man will, Spiele des Instincts an. Er hat seine Grade. *So viele Geschlechter, so viele besondere Instincte.* Was wir aber von seiner Regel verstehn, ist der Drang, *für den Augenblick* zu handeln, und so entspricht er dem allgemeinen Thiersinn, für den Augenblick. Auch die Vernunft hat ihre Stufen. Sie kann irren; und sie irrt gewiss, irrt öfter als der blinde Trieb, wenn sie nicht Merkzeichen zur Bestimmung der Ursache und Wirkung wahrgenommener Thatsachen auffasst, sich ihrer eignen Kraft lebendig bewusst wird, und sich in ein wichtiges Verhältnis zu der Aussenwelt setzt. Tausende tödtete der Blitz, ehe man die Gesetze der Electricität richtig erkannt hatte: unzählige verschlang die Fluth, bis man auf den Gebrauch und die Leitung des Schiffs gekommen war. Und nie wird der gewaltige Andrang todter Naturkräfte aufhören auch für unser Geschlecht furchtbar zu seyn. Aber wenn wir gleichwohl seine Macht, in den meisten Fällen, höchst sinnreich einschränken lernen: wenn wir in stolzer Sicherheit auf drohenden Fluthen daher fahren: wenn wir dem Blitze seine Richtung anweisen, die Kräfte der Körper aufsuchen, zertheilen, nach unseren Absichten, zu unserm Vor-

theil anwenden: wenn wir hier Wälder anpflanzen, dort ausrotten, hier Berge anhäufen, dort abtragen können: wenn wir die Absicht der mechanischen Natur, unser sinnliches Wesen zu zerstören, durch ihre eignen Heilkräfte oft so glücklich aufzuhalten: handeln wir da als *Naturwesen?* Verfolgen, befördern wir da *mechanische* Zwecke? *Mensch! du darfst dich nicht verkaufen zum Sklaven des Mechanismus! Du sollst ihm gebieten lernen, ihn begränzen, ihm ausweichen; dich von ihm sondern; deinem eignen Ziele zustreben!* Wir können diese starke innere Regung nicht unterdrücken. Wir handeln darnach, und behaupten den Rang den sie uns anweiset, selbst dann, wenn wir ein seltsames Interesse dabey haben, ihn zweyfelhaft zu machen. Unser Zweck ist *Thätigkeit.* Wie heisst das Naturreich, was uns nicht Materialien zur Bearbeitung von allen Seiten anböte? Brodfleiss und Kunstsinn; Hand und Kopf, finden überall ihre Werkstätten, und wo uns unsere Kräfte nicht aushelfen können, bedienen wir uns *nach Willkür* der Kräfte ausser uns. *Wir suchen Ruhm.* Die dankbare Gleichzeit und Nachwelt wird uns gewähren, was wir wünschen, wenn wir die Gesetze der Natur erforschen, ihre Kräfte zu gemeinnützigen weitgreifenden Erfindungen anwandten und anwenden lehrten. Alle die Männer, welche sich als Erfinder in der Geschichte verewigt haben, waren nur sinnreiche und glückliche Auffinder besonderer Zweckbeziehungen der Naturkräfte. *Wir sehnen uns nach Ruhe, nach Lust, nach Wohlleben.* Wie schmeichelt hier das Sinnliche ausser uns dem Sinnlichen an uns! Wie sanft reizt, wie milde nährt es die Triebe, welche es allein befriedigen kann! Die ganze

Natur scheint zu schlummern, um uns zum Schlummer einzuladen. Ihr schwarzer Teppich ermüdet das Auge: das leise Säuseln des Abendhauchs, nur selten durch den eintönigen Ruf eines Nachtvogels unterbrochen, schläfert unser Gehör ein: wir eilen zur Ruhe, denn unser Wachen würde die schlafenden Leben stören. Nach wenigen Stunden steht sie wieder vor uns, hell und herrlich, in ihrer ganzen Segensfülle, unsere milde Mutter. Weise und Thoren drängen sich an ihre Brüste, jene um gestärkt, diese um übersättigt zu werden. Keinen entlässt sie ohne Genuss. Doch sind wir, wie oft sich auch die menschliche Eitelkeit so etwas träumen mag, nicht einziger Zweck der Natur. Ihre Kraftverrichtungen gehen ohne Zweyfel gröstentheils neben und über unserem Standpuncte unermesslich weit hin. Sie ist nicht *blos* für uns da. Sonnen glänzten, ehe eines Menschen Auge ihre Strahlen auffasste, und lieblich schmückt auch da der Frühling die Erde, wo noch kein Sterblicher seine Wunder erblickt hat. Die Phantasie sieht mit Wohlgefallen auf ihr Spiel, indem sie den Menschen zum Zielpuncte aller Kräfte und Formen der Schöpfung macht. Diese Schöpfung gewinnt Nichts dadurch, und Nichts der Mensch. Indem er des Gedankens voll wird, Alles, von der Milbe bis zum Elephanten, strebe zu ihm herauf, und doch so gar Nichts ausser sich findet, woran er sein *Ich*, *im Werden*, erkennen könnte, muss er die ewige Scheidung zwischen Vernunft und Instinct, die ihm sonst so viel werth ist, selbst aufheben, und letzterm im Voraus das zueignen, was doch die einzige Bedingung seiner Veredlung seyn soll. Wir wissen was wir sind. Ob und was wir waren, vor unserer gegenwärtigen Stufe:

was der Instinct ist, und werden kann: davon können wir vieles *meinen*, und wir meinen nicht einmal ganz bescheiden, wenn wir die Menschlichkeit zur einzigen, nothwendigen Vollendungsform für die Thierheit machen. Sollen aber sogar alle todten Naturkräfte blos des Menschen wegen da seyn, ihm ganz zu Gebote stehn, so versuche er es einmal sie schlechterdings unter seine Zwecke zu beugen! Er gebiete dem Dampfe ihn nicht zu ersticken, der Giftpflanze ihn nicht zu versehren, dem fallenden Steine ihn nicht zu zerschmettern! Er heisse die Weltkörper ihre ewige Bahnen verlassen, und er wird inne werden, wie wenig von seiner *unumschränkten* Herrschaft über die Natur die Rede seyn könne.

Indessen bleibt er immer ihr Gebieter. Er allein vermag ihre unverrückbare Ordnung zu erkennen, in ihren Plan einzugreifen, seine Absichten nach den ihrigen mit Bewusstseyn abzumessen, aber auch oft nach ganz eigenen Gesetzen, durch Kräfte auszuführen, die mit dem Sinnlichen Nichts gemein haben, und des Sinnlichen nicht bedürfen. Er überschaut ihre Werke, und bewundert sie, nicht als sinnliche Grösen, sondern als Denkmähler einer übersinnlichen Vollkommenheit, deren Züge lebendig und herrlich *in ihm liegen.* Die nähere oder entferntere Beziehung auf jenes erhabenste Urwesen, so wie auf sein *damit verwandtes Selbst*, ist ihm Bedingung des Werthes sinnlicher Wesen. Das Geprassel des Vulkans erfüllt ihn mit *Staunen*, die Vegetation der Pflanze mit *Lust*. Dort vernimmt er ein wildes Andrängen, Reiben, Sprengen der todten Masse zur Zerstörung; hier ein Auskeimen, Loswickeln lebendiger Kräfte zur

Reife. Er wendet seinen Blick ab von der Pracht des gestirnten Himmels, um ihn ruhen zu lassen auf dem leuchtenden Würmchen, und sich der süssen Täuschung hinzugeben, es empfinde wie er, in der stillen Abendfeyer der Natur. Leben ist ihm mehr als schöne Form; Leben mit *freyer* Kraftäusserung muss er sich als die höchste Hinaufstufung des endlichen Wesens zum unendlichen denken. Nur in seinem Selbst nimmt er dies Leben wahr, und unter allem, was gros und bewundernswürdig in der Schöpfung vorhanden ist, muss er sich als das Gröste achten: achten, nicht als den einzigen, aber als den *Hauptzweck* der irdischen Welt. Nur eine solche Selbstachtung kann seine hohe Schätzung der sinnlichen Vollkommenheit begründen, sein Verhältnis gegen die Naturordnung bestimmen, und ihn geneigt machen auch aus ihr seine Lust zu schöpfen. Dächte er sich als einen Fremdling, auf den die Natur in ihrer ersten Anlage, in ihrer ganzen Oekonomie nicht gerechnet hätte; so würde er weder sie, noch sich begreifen können: die herrliche Uebereinstimmung ihrer mit seiner Vollkommenheit wäre ihm ein unauflösliches Räthsel. Er suchte seine Welt, und fände doch keine, welche seine Ideale von Schönheit, Anmuth und Vollendung so verwirklichte, sein Verlangen nach *vergeistigter* Sinnenlust so befriedigte; keine, die so dem Menschen angehören könnte, als eben diejenige, von der er sich einbildete, sie habe ihn *nur zufällig* aufgenommen und werde ihm nicht anders, als gegen eine gänzliche Entsagung seiner hohen Würde das Bürgerrecht schenken.

Forderte sie ein solches Opfer von uns: sollten wir das Gefühl, und damit die sanfte Lei-

tung der *Menschlichkeit* aufgeben, um den vollesten Antheil an ihren Gütern zu erhalten, o wie unbarmherzig, und zugleich wie armselig erschiene uns nun auf Einmal jene milde, entzückende Natur! Vergebens böte sie uns alles an, was sie an Reizen und Segnungen besitzen mag, sie stillte dadurch unsern innern Sinn nicht, der uns immer stärker und strafender an unsern schändlichen Verrath gegen *uns selbst* erinnerte. Sie bände unsere Leidenschaften los, und hätte doch Nichts, was sie ihnen wieder entgegensetzen könnte. Als eine schwache Mutter würde sie ihr trotzendes Kind mit süssen Früchten überladen, aber sicher nur ungestümer in seinen Forderungen machen. Und indem sie uns selbst bevollmächtigte, unsere Autonomie durch ein wüstes Geschwelge, durch eine schreckliche Verheerung zu bezeichnen; indem sie unvermögend wäre uns zu regieren, wie sie andere Wesen regiert, bestärkte sie uns im Gefühle unserer Selbstständigkeit, unserer Kraft, unsers Rechts nach eigenen Zwecken zu handeln.

Autonomie sagt' ich. Was würde jedoch aus diesem herrlichen Vorzuge des Menschen, nach der Wegwerfung seines *moralischen Princips?* Ein unglückliches Vermögen, den ersten besten sinnlichen Gegenstand zu ergreifen, sich willkürlich, übrigens aber ohne Ordnung und Mas, folglich ganz thierisch, desselben zu bedienen: unabhängig vom Naturzwange, unterjocht vom Naturtriebe, das Geniessbare zu begehren und sich zuzueignen; im Grunde also eine ehrlose Sclaverey, wenn der Mensch, anstatt vor sich selbst und die Sinnenwelt als Zweck da zu stehn, die Welt, welche ihm doch nie mehr seyn darf, als *Mittel zu seinem Zwecke* und Werkzeug zur Ausbildung

seines übersinnlichen Princips, *zu seinem Zwecke* machte.

Wie Viele auch in eine solche Sclaverey gerathen mögen, so ist doch keiner, der sie nicht selbst wählt; keiner, dem nicht sein eigenes Bewusstseyn dabey sagt: er könne edler und seiner würdiger handeln: er müsse nothwendig höhern Gesetzen als denen der Sinnlichkeit folgen, um die Absicht der Natur zu befördern. Diese Absicht gehe durchaus nicht dahin, ihn den Instinctwesen gleich zu stellen, ihn unter einen blinden Zwang zu erniedrigen, weil sie sonst durch das Vermögen unterstützt seyn müsste, seinen Willen zu bestimmen, seine Begierden zu sättigen. Unmöglich wolle die wohlthätige Versorgerinn, die Allem, was lebt, sein befriedigendes Mas von Lust darreicht, ihr erstes Geschöpf darben lassen, und doch höre sie auf, Etwas für ihn zu seyn, so bald er seine Lust nur von ihr fordere. Unmöglich verlange sie von ihm eine Veräusserung der innern Regung, die sie weder *erzeugen*, noch *leiten*, noch *unterdrücken* kann, und die ihn allein abhält, ihr Verwüster zu werden. Nein, zu ihrem Herrn habe sie ihn bestimmt: so behandle sie ihn, indem sie ihm unendlich mehr, als irgend einem andern Wesen von ihren Gütern und Freuden anbiete, so müsse er sich selbst achten; müsse, um seine hohe Bestimmung zu verdienen, seine Herrschaft über die Natur auf *Selbstbeherrschung* gründen, nur nach *der* gesetzgebenden Kraft, sich selbst, und sie regieren, die die *Bedingung ihres Daseyns, ihrer Fortdauer* enthält, die sie in unzähligen Aufstufungen des Instincts so kühn nachbildet, und doch nie hervorbringen kann.

Siebente Betrachtung.

Ich stehe unter dem Sittengesetze.

Naturkraft, als Einheit, als Ursache alles Seyns, alles Lebens, im unermesslichen Weltenraume gedacht: wer vermag den Sinn dieses Worts zu umfassen? Wir geben hier einen Begriff vor, und haben doch Nichts begriffen, und können Nichts begreifen. Ein Tropfen des Oceans ist nicht der Ocean selbst. Und ist der Raum, welchen unser Verstand überschaut, ohne darin auch nur das Kleinste *durchschauen* zu können, gegen den Weltraum mehr als ein Tropfen gegen das Weltmeer? *Menge*, *Mannichfaltigkeit*, *Verbindung*, *Ordnung*, *Harmonie*, *Vollkommenheit* der Naturwesen: lauter Benennungen, womit wir als Unmündige spielen, deren grosen, wahren Sinn wir nie durchdringen können. Werden wir desswegen wohl müde, darnach zu fragen? Und bey unserm Bekenntnisse von der Unumfasslichkeit der Weltordnung, ist es uns da nicht gleichwohl, als ob wir ihr Ideal auszumessen vermögen? Wir entwerfen Regeln und Umrisse; machen aus der Welt was wir wollen, und beweisen in bändereichen Werken, mit geometrischer Genauigkeit, dass sie gerade das sey, was sie seyn müsse. Fordern wir nun dabey unsere Zwecke *von der todten Natur?* Wenden wir uns nicht vielmehr mit unserm Weltplane an ein *übersinnliches Wesen*, das, nach unserer Voraussetzung die *Urzeichnung* des Universum, jenes, für uns

freylich *an sich* unerreichbare, aber doch von unserer Vernunft, im Kleinen, kühnlich nachgebildete Ideal der Weltordnung, in sich trägt? *Hier sucht der Mensch den Schöpfer und hier findet er ihn.* Er würde ihn nicht suchen und nicht finden, wäre nicht die Schönheits- und Vollkommenheitsregel, die höchste Ordnung, deren Grundsätze die Criterien einer reinen, göttlichen und menschlichen Vernunft sind, von ihm zuvor auf die Welt übertragen. Nicht im Daseyn, nicht in der Masse und Mannichfaltigkeit der Weltwesen, sondern in ihrem Zwecke, in ihrer Verbindung zu einem unermesslichen All; kurz in der Anlage, ohne welche kein Entstehn und Bestehn der Welt gedacht werden kann, erkennt unsere Vernunft die Nothwendigkeit des *Glaubens an die höchste Vernunft* *). Und dieser Glaube führt für

*) Liegt nicht in obiger Aeusserung der unschuldig verrufene, und besonders in unseren Tagen, von diesem und jenem, wohl nicht immer aus humanen Absichten, gemissdeutete Satz: *dass auch ohne Glauben an Gott sittliche Güte im Menschen gedacht werden könne?* Fürchte doch Nichts von einer solchen Behauptung, mein ängstlich schwacher Leser! Er hat nur den Schein, nicht das Wesen eines atheistischen Egoismus; wenn es überhaupt eine Vernunftverwirrung der Art beym vernünftigen Menschen geben könnte. Hier ist meine offenherzige Erklärung:

Wir müssen ja nothwendig Etwas in uns anerkennen, kraft dessen, und nach dem wir unsern Begriff vom höchsten Wesen bilden. Wir eignen uns selbst erst einen Character zu, ehe wir mit dem der Gottheit aufs Reine kommen können. Und je gebildeter oder roher, je sittlicher oder sinnlicher sich die Menschheit als Ideal uns darstellt, desto würdiger oder unwürdiger ist auch unser Begriff von Gott. Der Gott des Weisen — etwa eines Sokrates, eines Marc-Aurel — verhält sich zum Volksgott — etwa der Griechen und Römer — wie der Geist und Sinn des Weisen zum Character des Volks. Können wir aber, ohne die Vorstellung des höchsten Vernunft-Ideals, uns der Vernunft, nicht allein in wie fern sie uns zur Einsicht des moralischen Gesetzes leitet, sondern auch in wie fern sie uns mit Achtung dagegen erfüllt,

uns das unumgängliche, *eine* und *unzertrennbare* Gesetz: den Grund unsers sinnlichen Verhaltens

das heisst, practisch ist, bewusst werden, so liegt in diesem Bewusstseyn schon eine unbedingte Nöthigung zur sittlichen Güte. Das Gute müsste uns als gut, als angemessen unserer Natur, als werth unsers Bestrebens, als einziger Zweck unsers Menschseyns erscheinen: es müsste uns da, wo es uns gelang, Selbstachtung und Freude gewähren, wenn wir auch blos in Beziehung auf das Tugendgesetz handelten, und den Gesetzgeber, das höchste Ideal sittlicher Vollkommenheit, nicht sähen, nicht ahndeten.

Uebrigens ist das schauerliche Gerüste des *Atheismus* in der That weiter nichts, als ein *aufgethürmter Schatten*. Und die vermeintliche Selbstvergötterung, welche dabey zum Grunde liegen soll, *eine totale Verrenkung des Menschensinns*, der man keinen vernünftigen, am wenigsten einen geübten, gründlichen Forscher jemals zeihen sollte. Man sehe nur zu, dass man nicht seine eigene Waffen des elendesten Egoismus, für Waffen der Wahrheit halte, und in der wichtigsten Angelegenheit des Menschen, aus schimpflicher Einseitigkeit, andere Ueberzeugungen aufzudringen versuche, denen man doch selbst nie auf den Grund sehen kann, weil ihr Gegenstand das höchste Uebersinnliche, für den beschränkten Menschengeist *ewig Unbegreifliche* ist. Aber wo unsere Speculation aufhört, da hebt unser *Glaube* an, ein nothwendiger, beruhigender Glaube. Wir leben unsers Glaubens, und müssten es als die tiefste Kränkung empfinden, wenn man uns daran hindern wollte. Dürfen wir Andern das Recht absprechen, was wir für uns so laut fordern? Aber — sie nennen da blos eine *Weltordnung*, wo wir den Urheber derselben nennen. Sie wollen die Bedingung dieser Weltordnung in ihrem *Selbst* gefunden haben. Sie vergöttern sich folglich selbst. — Hinc illae lacrymae! Unbekannt mit den tiefen Gründen, ich möchte sagen, Abgründen ihres Systems, lebe auch ich meines Glaubens, ohne jedoch *den* Gottesleugner und Selbstvergötterer zu nennen, der einen höchsten Inbegriff der Weltordnung anerkennt; in so fern anerkennt, als sie *sein eigenes Selbst*, dem freyen Ideal, den unbedingten Postulaten der Vernunft, entsprechend findet; der mithin sein Subjectives, die Bestimmungen seines Ich, auf ein Objectives, ausser seinem Selbst gedachtes Nicht-Ich, überträgt, und indem er hierdurch das letztere vom ersten abhängig macht, doch nicht leugnet, *es sey ein Etwas ausser ihm vorhanden, welches die Vorstellungskraft seines Selbst zuerst anregte*, folglich als Schöpfer seines Selbst gedacht werden müsse: ein ἀγένητος

mit sich: *Stimme mit dem Willen Gottes, mit der Natur, mit dir selbst überein!* Eins und ungetrennbar ist dies Gesetz. Welchen Satz man unter den dreyen ausheben und obenan stellen mag, so enthält er im Grunde auch die Forderungen der beiden übrigen. Gottes Willen erkennen *wir*,

sie, das ist, ein Gegenstand unsers *Glaubens*, nicht unsers *Wissens*. Will man diesen Glauben so geradezu mit dem empörenden Nahmen des Atheismus brandmarken, und durch Hohn, Verbannung, unterdrückende Gewalt vertilgen, so versündigt man sich schwer gegen die Menschenvernunft und Menschenwürde, woran er sich innig anschliesst, und schwer gegen den Unerforschlichen, der einen Abdruck seiner höchsten Vernunft in uns legte, dass wir *ihn in uns*, *uns in ihm* erkennen sollten, der, was wir auch ausserhalb der Analogie unsers Innern von Ihm zu wissen uns einbilden mögen, doch *an sich* uns unbekannt bleibt, und gewis am aller wenigsten da erkannt, am aller unwürdigsten da verehrt wird, wo man Ihn, die ewige, höchste Güte zum Schutzgotte eines eisernen Vernunftzwangs, einer vernichtenden Rache machen will. Es gibt keinen gottleugnenden Egoismus, wenn er da nicht ist.

Wehe uns, wenn unser Glaube an Gott von irgend einer menschlichen Gewalt so abhängig wäre, dass sich hier eine executive Macht für berufen halten dürfte, ihn zu erhalten, und dort ein rasender Heberr einbilden könnte, ihn durch Decrete zu befährden! Kein *Sylvain Marechal* (Dictionaire des Athées Anciens et Modernes), und kein speculativer Kopf kann uns um die Ueberzeugung bringen, es sey ausserhalb den Schranken alles Sinnlichen ein Wesen, ein Vollkommenstes, Heiligstes, ein höchstes Ideal sittlicher Güte für unsere Vernunft, vorhanden. Sie sucht ein Unendliches, und lässt sich schlechthin durch die *Möglichkeit* der Tugend ohne Glauben an Gott nicht in diesem Glauben irre machen, selbst wenn man ihr auch die *Möglichkeit* ihres *Seyns*, und der *Welt-Existenz*, ohne eine unendliche Ursache, eindemonstriren könnte. Diese *Demonstration* ist man, aus begreiflichen Gründen, noch immer schuldig geblieben. Käme es dahin: was gölte uns dann das *Mögliche* gegen ein *Wirkliches* in *unserem Bewusstseyn*. Dies liegt unvertilgbar in ihrer Aussage: *sie sey zur unendlichen Uebung des Guten, und folglich zum ewigen Seyn berufen. Diesen Beruf könne sie nur einem, in Vollkommenheit und Daseyn unendlichen, Wesen verdanken.*

in so fern er durch die Natur ausgedrückt wird. Denken wir uns diese hinweg: so stellen wir uns in unserm Selbst ein Wesen vor, was in die blaue Ferne gedankenlos hinaussieht, und mit allen seinen Anlagen zur Erkenntnis des höchsten Vernunftwesens, doch schwerlich sich nur zur Ahndung, geschweige zum Glauben desselben, erheben könnte. So aber umgibt uns die Herrlichkeit der Welt, und in uns erwacht, in uns steigt und steht und fällt mit unserer Vernunft die Ueberzeugung von der Majestät des Weltschöpfers.

Wahrlich nicht als müssiges Werk unserer Erkenntnisskraft, sondern sehr wirksam und veredelnd für unser sittliches Gefühl. Der höchsten Weisheit nachzugehn und nachzuwirken auf diesem Schauplatze der Ordnung und Pracht: mit Schonung und Milde zu behandeln, was die höchste Macht schuf, versorgt, erfreut: thätig zu seyn zum Besten der Welt, in der eben diese höchste Macht unaufhörlich geschäfftig ist zum allgemeinen Wohl: und zu diesen grosen Zwecken meinen Sinn für Schönheit und Würde, meine Kräfte, meine Menschheit rein und ungeschwächt zu erhalten: man sage nicht, dass dieser Beruf, wenn er gleich eine *Uebereinstimmung mit der Natur*, das heisst *mit dem Willen des unendlichen Urhebers* derselben von uns heischt, doch noch immer unsern höchsten Beruf, *mit uns selbst übereinzustimmen*, nicht deutlich und vollständig genug umfasse, indem er uns keinesweges zur *reinen* Sittlichkeit anleite, welche alle sinnliche Motive, die uns die Natur zum Rechthandeln anbietet, sich schlechthin unterordnen muss. War denn nicht vom Verhältnis *des Menschen* gegen

die Sinnenwelt die Rede? Nur so lange er *Mensch* bleibt, im edelsten Sinne des Worts, stimmt er eigentlich mit der Natur überein, behauptet er seine erste Stelle in der Reihe der Dinge, und befördert die Absichten der Welt, nicht in so fern sie *sinnlich*, sondern in so fern sie *Ordnung des übersinnlich Vollkommensten* ist, auf dessen Daseyn und Willen kein Instinct durch die feinsten Sinne, sondern nur unsere Menschheit allein merken kann, und, wenn ihre Anlagen einmal unter sinnlichen Anregungen der Natur herausgebildet sind, nothwendig *merken muss*, um nicht mit sich selbst und mit der Welt in den traurigsten Widerspruch zu gerathen; vielmehr nach und nach jene Höhe zu gewinnen, worauf sie vor der falschen, das heisst, thierischen Uebereinstimmung mit der Sinnenwelt gesichert, das einzig characteristische Merkzeichen ihrer Würde, unmittelbar in sich selbst, in ihrem *Gehorsam gegen das Sittengesetz* findet, und nun um so geneigter ist, den Unendlichen als Urheber dieses Gesetzes zu verehren, je weniger sie, vermöge ihrer eigenen würdigen Erfahrung, den Begriff des *sittlich Besten* von dem des *Seligen* trennen kann.

"*Gehorsam gegen das Sittengesetz.* Wie viel wird hiervon in unseren Tagen in philosophischen Schulen und Schriften gesprochen! Wie unendlich viel wird daraus gefolgert, und darauf gebauet! Er soll *allgemeines*, *einzig sicheres*, *erstes* und *letztes*, *ewiges Postulat* der Menschennatur, Character und Adel derselben, Entscheidungsgrund des Werths oder Unwerths aller unserer Gesinnungen und Handlungen, *höchster Zweck* unsers ganzen Bestrebens, unverrückbarer *Grundpfeiler* unsers Glaubens an Gott, an Zukunft und

Unsterblichkeit seyn. „Wahrlich! es muss allem, was Mensch heisst und eines Urtheils über sich selbst fähig ist, äusserst daran liegen, dass *hier* nicht blos geglaubt, sondern *streng geprüft* werde: dass die Gewalthaber unserer eingekörperten Geisterordnung uns in dieser höchst wichtigen Sache so viel Licht geben um zu erkennen, es gelte hier keiner, uns im gebietenden Orakelton, mit allen Stempeln des tiefsten Wissens, als allein heilbringende Wahrheit, aufgedrungenen, leeren Einbildung. Um so mehr, da es beynahe unbegreiflich ist, wie die Menschheit, erst nach bald sechs Jahrtausenden ihres Daseyns und ihres Nachdenkens über sich selbst, auf jene Forderung als auf ein *Alles in ihr*, und *für sie*, sollte aufmerksam geworden seyn. *Gehorsam gegen das Sittengesetz.* Das klingt so hart, so stoisch für uns schwache Sinnenwesen, und wird uns von den Meistern in der Gesetz-Auslegung, ohne alle Schonung unserer, dadurch bedrängten, ausgeschlossenen, abgewürdigten Sinne, nicht etwa nur dringend empfohlen, sondern so *unbedingt geboten:* dass wir uns, um mit uns selbst und mit der schönen Sinnenwelt Friede zu behalten, und nicht immer als strafwürdige Selbstankläger vor unserm innern unbestechlichen Richter zu stehen, kaum des Wunsches erwehren können: möchte doch dieser Richter, vor dem kein Sterblicher gerecht ist, nur Geschöpf einer finstern Speculation seyn, gegen dessen Aussprüche, gegen dessen Eingriffe in unsere Freyheit, uns unser gesunder Menschensinn hinlänglich verträte!

Oder lassen wir uns etwa, durch neue Worte, wider ein Tribunal einnehmen, das so alt ist als die Menschheit, und von allen, die auf Vernunft

Anspruch machten, von jeher als ein Heiligthum unserer Natur verehrt wurde? Fürchten wir uns vor unserm *Gewissen?* Was wir als Recht erkennen, heisst es uns unverzüglich thun, und bey der ersten festen Entschliessung zum Rechtthun lässt es uns schon in der Zufriedenheit mit uns selbst seinen milden Zweck empfinden. Erwärmt und gestärkt durch jene lebendige, wohlthätige Kraft wagen wir die edle That: so viele Seitenblicke, so viele sinnliche Gegenreize: aber die Idee, das Gefühl des Werths unserer Selbstbilligung, überwiegt sie alle. Wir verfolgen und erreichen unsern Zweck. Welch ein Entzücken belohnt uns! Könnten wir uns noch bedenken, es in allen ähnlichen Fällen, durch ähnliche Anstrengung und Aufopferung von neuem zu erringen, oder edel zu handeln *um des Gewissens willen?*

Ist nun das so genannte *unbedingte Pflichtgebot* nicht mehr und nicht weniger, als Gewissensgebot: mit Freuden vernehmen wir es dann, und mit Gehorsam folgen wir ihm, als einer *Einladung zum edelsten dauerhaftesten Frohseyn.* Schilt man uns aber elende Löhnlinge, die ihre Tugend an die Sinnlichkeit verkaufen, und bey allen eingebildeten Opfern, die sie ihrem Gewissen bringen, doch nur Lust für Lust eintauschen: die sich folglich, weil, und so lange sie sich bey ihren rühmlichen Handlungen der Frage bewusst werden können: *was wird mir dafür?* nimmermehr zur reinen Sittlichkeit erheben werden: fordert man von uns, dass wir schlechthin die Vorstellung der Freude des Rechtthuns von der des Rechtthuns selbst trennen, und gleichwohl fähig bleiben sollen, der letztern *unbedingt*, in allen

Fällen zu folgen: so muss uns jener harte Vorwurf tief kränken, diese überspannte, nicht aus dem Gefühle der Menschheit hergeleitete, nicht nach der Beschränktheit unserer Kräfte gemässigte, nicht auf unsern jetzigen Standpunct in der Sinnenwelt berechnete Forderung, nothwendig erschrecken."

Einen täuschenden Schein der Wahrheit behalten allerdings solche, und ähnliche Gedanken noch immer für die grose Zahl der achtungswerthen Freunde des Wahren und Guten, welche durch den schneidenden und höhnenden Ton einiger früheren Vertheidiger der reinen Vernunftlehre, von einer ruhigen Prüfung des Geistes und Zwecks derselben zurückgeschreckt, ihre halbverstandenen Folge- und Schlusssätze in Anspruch nahmen, und in umgekehrter Ordnung davon auf gewisse erste (eingebildete) Gründe zurückgingen, da sie die eigentlichen Principien des ihnen so ungestüm vorgerückten Systems nur ganz unbefangen, ohne eitle Vorliebe fürs Alte hätten würdigen dürfen, um von selbst die Wahrheit und Unumgänglichkeit seiner Resultate zu erkennen. Wer fühlt nicht, wie beleidigend, wie wirklich ehrenrührig, und wenn man die Sache genau nimmt, das heisst, in den verächtlichen angenommenen Sinn der Anklage hineingeht, selbst nach bürgerlichen Gesetzen strafbar, die Beschuldigung des *Eudämonismus* der Idololatrie unter dem Sinnlichen, für uns seyn muss, wenn wir uns dessen lebendig bewusst sind, dass wir bisher in unserer ganzen Denk- und Handlungsweise dem Götzen *Sinnlichkeit* keinesweges gefröhnet, vielmehr mit standhafter Erhebung über seine Reize nur das Ziel unserer innern Vollkommenheit im Auge

gehabt, und verfolgt haben? Aber sollte uns auch, auf der andern Seite, ein solches Selbstbewusstseyn nicht von ganzem Herzen geneigt machen, mit der neuen Lehre der Philosophen den Versuch anzustellen, ob, und wodurch sie unsere Stufe der Sittlichkeit erklären, begründen, auf sichere Bestimmungen zurückführen?

Denn verhehlen können wir es uns doch nicht, dass die Glückseligkeitslehre hierzu nicht hinreicht. Unsere Sittlichkeit ist hier reiner, als ihre vermeintlichen Gründe. Ich sage, *vermeintlichen* Gründe, weil sie, genauer erwogen, ganz andere Principien hat, als wir uns und andern einräumen wollen.

Wir gehören doch nun einmal nicht der Welt an, die uns umgibt und die die Bedingungen unserer Erfahrungen enthält, oder die, so lange wir mit ihr in der engsten Verbindung stehn, unaufhörlich, von allen Seiten, auf uns wirkt. Nicht *dauernd*, noch weniger *nothwendig* ist die Verbindung unsers Selbst mit ihr; nicht ewig wird uns ihr Gebiet der Empirie festhalten. Alles, was wir darin finden von Lust und Leiden, ist nur *zufällig*, und darf niemals *unser letzter Zweck* werden. Wohl erkennen wir das, und verachten desswegen alles emsige einseitige Ringen nach den Freuden der Vergänglichkeit, so bald sie unvereinbar sind mit der Forderung des Rechts.

Jener Mann, der so unermüdet, mit Aufopferung seiner Ruhe, seiner sinnlichen Genüsse, seiner Gesundheit, seines Lebens, an der Verbesserung seiner Glücksumstände arbeitet; der so begierig jede Masregel ergreift, welche ihn dahin

führen kann, ist in unseren Augen verächtlich; gerade weil sein Begehrungsvermögen nur auf einen *sinnlichen Zweck* hingerichtet ist. Aber klug ist er. *Er kennt und sucht seinen Vortheil.*

Nun setzen wir: eben dieser rastlose Arbeiter sehe bey seiner Thätigkeit nicht auf sich, sondern auf die Seinigen. Jetzt gewinnt er schon in unserer Achtung. Nicht *grobsinnlich* ist sein Zweck. Die Vorstellung von Recht und Pflicht kann jener andern, der Versorgung seiner Familie, zum Grunde liegen. *Sie kann es.* Aber ehe wir nicht, was äusserst schwer ist, mit Gewissheit erfahren, dass sie der *herrschende*, dass dagegen die Erwartung des Danks für ein erworbenes Verdienst, als ein noch immer sinnlicher, auf sein selbst in einer zufälligen Verbindung mit andern, bezogener eigennütziger Zweck, auch nur *untergeordneter*, und desswegen nicht characteristische Bestimmungsgrund sey: ehe wir dies nicht mit Zuverlässigkeit annehmen können, ist hier auch noch kein Beyspiel *reiner Sittlichkeit.*

Es wird da stehn in dem eigentlich ehrwürdigen Manne, dessen Arme wir durch keine Arten des Undanks derer, für welche er arbeitet, gelähmt sehen, dem Alles andeutet, er opfere sich umsonst auf: ja die Hände, welche er zu füllen suche, werden einst nach ihm schlagen: er werde im Alter darben unter denen, die er bereichert habe. Unter solchen schrecklichen Aussichten nicht nachlassen in edler Thätigkeit: das setzt einen Zweck voraus, welcher *bleiben muss*, wenn alle übrigen Bestimmungsgründe unwirksam werden, und wenn sogar die einzige *erfahrungs-*

mässig sichere Freude über unser rein sittliches Verhalten, sich in der Wirklichkeit so davon trennte, als sie in der Vorstellung davon getrennt werden muss.

Denn diese Freude sey auch noch so edel: sie sey dem Menschen, der sich seiner, nur als eines Wesens in der Weltordnung (im kosmischen Nexu), und daher *nicht ohne das Gefühl seiner Schwäche*, seiner Beschränktheit, seines Bedürfnisses, wenigstens durch *eine* Lust unter dem Pflichtgebote für so manche Aufopferungen, gleichsam harmherzig entschädigt zu werden, noch so *natürlich*: dennoch darf sie nicht sein Zweck seyn, weil sie ebenfalls in der *zufälligen* Erfahrung entsteht und besteht.

Wir wussten nicht, was Beyfall des Herzens, Friede und Freude des Gewissens sey, ehe wir es bey gewissen edlen Handlungen *empfanden*. *Die That ging der Empfindung voran.* Sie wurde nicht dadurch veranlasst, sondern stand unter einer höhern Eingebung. Sollten wir diese Eingebung, die uns unbedingt das zur Pflicht macht, was wir nach klaren, festen Grundsätzen der Vernunft, nicht nach sanften, aber *ewig dunkeln* Empfindungen, für Recht erkennen, übersehen, und nur diese Empfindung, oder doch *sie zunächst* vor Augen haben, wenn wir uns an die gute That wagten? Hätten etwa die Ausdrücke: *nach Gewissen handeln:* und *der Einladung des Frohseyns folgen:* im Grunde dieselbe Bedeutung? Sie bezeichnen zwey verschiedene Begriffe. Gewissen ist eigentlich *das Bewusstseyn von Recht und Unrecht.* Wollten wir diese Bestimmung erweitern, und aus jenem Bewusstseyn eine

innere Regung, eine Kraft machen, das Recht mit Lust, das Unrecht mit Unlust zu empfinden, so vermischen wir die Wirkung mit der Ursach, und noch dazu eine blos *zufällige Wirkung*. Denn welcher Mensch wird sich bedenken, den Satz: dass man das Recht als solches, auch mit Ausschluss aller Vorstellungen von einem belohnenden Selbstgefühl, empfinden *könne*: zu unterschreiben? Und ist nicht unsere Gewissenhaftigkeit, oder *die Congruenz unsers Begehrungsvermögens mit dem, was wir als Recht und gut empfinden*, nach unserm und aller Urtheil um so gröser, je standhafter wir uns dabey über Rücksichten erheben, die nach der gemeinen Empfindungs-Regel entscheidend und allmächtig sind?

Iunius Brutus bringt der von ihm gegründeten Freyheit Roms das Opfer zweyer verrätherischen Söhne. Nicht die Regungen der väterlichen Liebe, nicht die Thränen der um Gnade flehenden Jünglinge, nicht die Thränen und Fürbitten des ganzen Senats, nicht die lauten Forderungen des Volks, können sein Urtheil ändern: es gründet sich auf die Empfindung seiner *Pflicht*: aber auch einer *leichten*, oder gar *angenehmen* Pflicht?

Empfindung und immer Empfindung! Mache sie zur ersten Grundlage, und was sie aussagt, zur obersten Maxime des Menschen: wo bleibt deine Gerechtigkeit, wenn du als Richter und Gesetzpfleger den Verbrecher, bey dem sie sich nur schwach und leise und langsam regt, während seine strotzende Körpermasse für die Fülle thierischer Lüste ganz Sinn ist, in eben die Fessel schlägst, welche Tags vorher sein Mitschul-

diger, ein schnell und zart empfindender Böse-wicht trug, den nicht die Begehung, wohl aber der Nahme, die Schmach der Unthat, bis zur Sinnlichkeit erschütterte. Erzwungene, falsche Empfindung! behauptest du. Aber wodurch erzwungen? doch wohl durch gewisse Vorstellungen des erwarteten Mitleids, der Milderung seines Schicksals? Stehen nun der Vorstellungskraft dieses Verbrechers seine Empfindungen nicht augenblicklich und völlig zu Gebote? Er wäre sicher der edelste Mensch geworden, wenn er sie dem ursprünglichen unvertilgbaren Grundsatze des Verstandes von Recht und Unrecht dienstbar erhalten hätte. Jetzt verdient er, *nach deiner angenommenen Maxime*, eine unweit härtere Strafe, als der andere Missethäter bey seiner trägen, schwerfälligen Gewissens-, das heisst bey dir *Empfindungskraft*. Glücklicher Weise vermagst du deine Theorie nicht anzuwenden, weil du, nach der Regel, dass sich *über den subjectiven Geschmack*, gleich viel, ob am Schönen oder am Guten, *nicht urtheilen lasse*, allwissend seyn müsstest, um in jedem einzelnen Falle zu bestimmen, wie viel davon auf Rechnung der Empfindung komme. Nun richtest du das Vergehn nach einerley Grundsätzen, und erkennst hiebey stillschweigend an, dass ein, unter allen Verschiedenheiten der Verfeinerung oder Vernachlässigung menschlicher Empfindungen, von allen äussern Verhältnissen unabhängiges, in jedem Individuum, unüberhörbar wie die Vernunft, *in ihr*, und *mit ihr* feststehendes Gesetz vorhanden sey, das uns keine Wahl bey unseren Handlungen übrig lässt, sondern unbedingt unsere Pflicht gebietet.

Wohl uns unter einem solchen Gesetze! Unser Gewissen kann *irren*, wenn wir es uns als Empfindung denken, und erhält seinen Werth von der innern gesetzgebenden Kraft, wodurch es angeregt und geleitet wird. So lange wir die Vernunft allein dafür anerkennen, und Alles was uns von Aussen her geoffenbart seyn soll, nicht darum gelten lassen, *weil es von Aussen kommt**),

*) Wider solche Offenbarungen muss unsere Vernunft besonders auf ihrer Hut seyn. Sie schmeicheln unserer Bequemlichkeit, die uns lieber leidend annehmen heisst, was man uns von Aussen her eingibt, als selbstthätig in uns ausbilden und anwenden, was ewig unserer Natur angehört. Sie schmeicheln unseren Sinnen, unserer Einbildungskraft, durch das feyerliche Gepränge, welches sie begleitet, zu sehr, als dass wir nicht mit der grösten Unbefangenheit erforschen müssten, was denn, ausser jenen *ganz zufälligen* Empfehlungen für die *äusseren* Sinne, noch an reinem Gewinn für unsere *Sittlichkeit* von der Summe des Geoffenbarten übrig bleibe? Der göttliche Mann von Nazareth hob die Decke Mose's auf, und entkleidete den Gesetzberg von den ihn einhüllenden furchtbaren Gewitterwolken. Er ging einher ohne Glorie, und bezeugte *als Menschensohn*, es sey nun Zeit, alle sinnlichen Ideen von dem Begriffe der Gottheit zu trennen, und dies höchste Uebersinnliche in unserm geistigen Selbst aufzusuchen und zu verehren. An dieser Gottesverehrung durch reine Vernunft, die nach Wahrheit frägt, und ihre Grundsätze ausdrückt, soll man seine Lehre prüfen, um *ihne* zu werden, um es an dem Göttlichen in uns zu erfahren, in wie fern sie den Sinn des Vollkommensten ausdrücke. Diese Prüfung war den Meisten zu schwer. Zeichen und Wunder zu sehen war leichter. Hierauf bestand man. Hierauf besteht man noch. Wunder will man sehen vor und bey seiner Geburt, in seinem Leben, in und nach seinem Tode. Und in diesen Wundern will man die Gottheit sehen. Offenbart sie sich nicht herrlicher in seiner Lehre? Diese ist doch das *Wesentliche*, was allein dem Zufälligen Werth und Glauben gibt, und ohne das Zufällige, auch bey dem, der sich nicht von der Wahrheit jener Wunder überzeugen kann, vollen Werth und vollen Glauben behalten muss. Wer das Wunder der Lehre Jesu erkennt und empfindet, zergrüble sich doch nicht länger über Thatsachen, die sich uns nur in einem vermittelten, künstlichen (historischen) Glauben, also unweit schwächer darstellen, als ihren *Augenzeugen*, deren äussere Or-

sondern darum, weil es, als *reine Sprache* der Vernunft, unsere Vernunft zur Sprache bringt, ihre Aussagen bestätigt, und sie davon überzeugt, es gebe im Himmel und auf Erden nichts Höheres als ihre, *ganz ihre* Grundsätze: so lange gehen wir sicher unter der Leitung unsers Gewissens, denn dies Gewissen *ist untrüglich unter der Leitung der Vernunft.* Auf welche gefahrvolle Abwege geräth es dagegen, wenn es einer andern Eingebung folgt! Wenn es in der vermeintlichen Stimme vom Himmel, im Aufgebot irgend eines Genius des Traums und des verschobenen Gehirns, *unbekümmert wie die Vernunft solche Orakel beurtheilt*, heilige Forderungen des Rechts, der Pflicht, zu finden glaubt. Da veranstaltet es Kreuzzüge, errichtet Scheiterhaufen, befördert und erduldet die grausamsten Verfolgungen; Alles mit gleicher Freudigkeit. Eine so dunkle, nachgebende, abhängige Empfindung passt nicht zur allgemeinen Regel unsers Verhaltens. Und nie darf es uns genug seyn, nach Gewissen gehandelt zu haben, wenn nicht dies *gewissenhafte*, auch ein *vernunftmässiges* Handeln war, welches

gane sie wenigstens, wie alles Sinnliche beschäftigten, während sie den Zweck hatten und erreichten, ihr inneres Organ auf die *Wahrheit* zu richten. Man *glaube* daran, und lasse daran glauben, wenn die eigentlich christliche Bildung dadurch gewinnt. Diese wird uns, und wir hoffen, der Menschheit, einst einen Standpunct anweisen, von welchem aus wir es möglich finden, den Wunderthäter in dem Lehrer, den Lehrer ohne Wunderthaten, zu verehren, und es nicht weiter versuchen, die biblischen Wundergeschichten so zu erklären, als z. B. der, sonst scharfsinnige, Verfasser der Schrift: *Die Wunder des Alten und Neuen Testaments, in ihrer wahren Gestalt* (Rom (?) 1799), welcher das Wunder bey der Taufe Jesu, und die Verklärung auf dem Berge, wie er glaubt, *naturgemäss*, durch einen electrischen, bey gewissen Berührungen funkensprühenden Menschenkörper begreiflich macht.

an und für sich die Frage nach Wohlseyn oder Uebelseyn schlechthin ausschliesst, und sie nur als ein zufälliges Denkmahl unserer Schwäche zulässt. Es ist allerdings wahr; es ist Thatsache des Gefühls, wir können die Erwartungen belohnender Freuden des Herzens nicht von der Entschliessung zum Guten trennen. Wir *sollen* aber gleichwohl, was wir jetzt noch nicht *können*. Und in diesem *Sollen* finden wir nicht ein Zeugnis menschlicher Ueberspannung, wohl aber den *einzig sichern* Beweis von unserer, weit über die sinnliche Schwäche, worin sie jetzt webt, erhabenen gesetzgebenden Natur, den einzig *zuverlässigen Beweis für ihre ewige Fortdauer*.

Hierdurch wird der Zweyfel leicht gehoben: "ob nicht das Moralprincip, indem es ganz unbedingt gebietet, sich nur an *reine Vernunftwesen* wenden dürfe?" Wie oft auch dieser Gedanke geäussert ist; wie vielen Schein er auch haben mag: so wird er uns nicht irre machen, wenn wir es Einmal über uns erhalten konnten, jene, unstreitig in uns allen liegende Forderung des Sittengesetzes, nach unseren Kräften, zu erfüllen. Schwach sind diese; allein sie gewinnen an Stärke, durch Anwendung und Uebung. Sie sind nicht zu schwach zur Ausrichtung des Guten, was wir als solches in seiner ganzen dringenden Nothwendigkeit erkennen. Denn es gibt unzählige Aufstufungen der sittlichen Güte. Auf keiner dürfen wir stille stehen: auf keine darf sich das Tugendgesetz einschränken: es muss uns die höchste, das ist, *eine unendliche*, sittliche Güte gebieten. Dazu will es uns von Stufe zu Stufe erheben: auf keiner lässt sein: *Du sollst!* nach, weil auf keiner, so lange wir sterblich heissen, die Macht

des Sinnlichen nachlässt, sich jenem Gebote zu widersetzen.

Ein Vergleich zwischen beiden ist unmöglich. Die erstere behandelt den Menschen als ein ephemerisches, das letztere als ein unendliches Wesen. In keiner Maxime können sie zusammentreffen. Sie verhalten sich zu einander, wie Licht und Schatten, und eine Verschmelzung des Lichts und Schattens gibt es nicht in der Natur. Die Morgendämmerung ist durchbrechendes Licht, die Abenddämmerung eintretendes Dunkel. Lass es mit deiner Sittlichkeit nur erst bis zur Morgendämmerung kommen! Ahne nur erst Strahlen, jene, nicht blos erhellenden, sondern auch erwärmenden und belebenden Strahlen, deiner Vernunft, und du stehst schon *im ersten Moment ihres Siegs*. Mit unverwandtem Blicke wirst du dich gegen sie wenden; dich ihres Triumphs freuen, und bald die kleinmüthige Frage fallen lassen: ob dich wohl nicht mitten am Tage, wo du dich selbst in deiner vollen Kraft von Allen unterscheidest, was dich umgibt, und in einem Tagewerk, was deiner würdig ist, die Absicht deines Seyns im Lichte erkennst, jene Finsternis wieder umschatten werde, wo du mit offenen Sinnen unter dem Sinnlichen umher tapptest, wo dir Alles, und nichts mehr als *dein Selbst*, Räthsel war.

Möge aber auch immerhin in unserm Sinnenleben, ich meine *in der ersten Stunde* unsers Daseyns, die Sonne der Vernunft; man erlaube mir, hier noch einmal zu bemerken, dass ich darunter nicht allein die *erkennende*, sondern vorzüglich die *ausübende* verstehe — von allen Seiten, durch unsere Sinnenmasse eingeengt bleiben: — Ach,

die Augenblicke ihrer völligen Freyheit, wo wir aus unserm Helldunkel in jene Sphären ausser Raum und Zeit hinschauen können, sind selten und kostbar für uns! Sollten wir deswegen diese Dämmerung für unsere ganze Bestimmung halten, und das Licht zu stark finden, was uns einen schönen Tag ankündigt? *Wir sind sinnlich und schwach.* Wir bleiben es, so lange wir hier sind. *Aber nicht länger.* Jene innere Stimme, die uns zur unendlichen Tugend ruft, verbürgt uns ein unendliches Seyn. Sie könnte es nicht, wenn sie nur im mindesten den Sinnen nachgäbe, das heisst, wenn sie jemals das Sinnliche zu unserm ersten Zwecke machte. Sie erlaubt uns irdische Genüsse im Allgemeinen, indem sie selbige, als an sich zufällig, unserm Materiellen angehörend, aus der Acht lässt, und sich dessen bewusst ist, sie könne Nichts mit unserm Genusskreise, Nichts mit der Summe alles Geniessbaren, gemein haben. Sie heisst uns dagegen jeden Genuss verschmähen, der uns sie selbst, als unsere Gesetzgeberinn, als unsern höchsten Zweck, aus den Augen rücken könnte, um sich an ihrer Stelle als Ziel vor uns zu erheben. Forderte sie weniger, so forderte sie nicht als Vernunft. Wollten wir, wenn uns das möglich wäre, von ihrem Gebote gleichsam abdingen, so wäre der Versuch dazu wenigstens nicht vernunftmässig.

"Unser Pflichtgebot wende sich," sagt man, "an reine Vernunftwesen!" Und es ist doch *unser* Pflichtgebot. Behandelt es uns als reine Vernunftwesen: desto ehrenvoller für uns! Es ist allerdings für alles Vernünftige im unermesslichen Weltengebäude hinreichend, indessen huldigen doch auch wir, wie alles Vernünftige, einer höch-

ten Vernunft. *Reine Vernunftwesen.* Woher kam uns dieser Begriff? Aus uns selbst: aus der erkannten *Möglichkeit* eines Ledigseyns von sinnlichen Reizungen, einer Uebung unendlicher Tugend. Wollen, oder wenigstens *sollen* wir denn nicht den höchsten Grad der Sittlichkeit erstreben, der einem Vernunftwesen *möglich* ist?

"Dazu bedurfte es für den Menschen, wie er jetzt ist, noch keiner Aufforderung, wenigstens keines unbedingten so äusserst strengen Gebots!"

Redest du das nach der Wahrheit, und nach deinem Herzen? Soll denn nicht die Anweisung, welcher du zum Würdig- zum sittlich Grosseyn bedarfst, alle deine Empfindungen, Handlungen und Grundsätze umfassen? sich auf alle deine wirklichen und möglichen Verhältnisse beziehen? alle deine sinnlichen Gegenreize entkräften? Und wisse, diese Anweisung ist nicht allein *dein* individueller Character, sondern Absonderung und Auszeichnung eines jeden von deiner Wesenart. Sey nicht zu voreilig in der Begrenzung der Stufe, in der Berechnung der Kräfte, in der Bestimmung der Bedürfnisse *einer ganzen jetzigen* und *künftigen Menschenwelt.* Ein Gesetz, was sich auf dies Alles beziehen soll, kann nicht anders als unter dem Begriffe *des Höchsten* gedacht werden.

Und wenn wir in der Erziehung unserer zarten Jugend, dem Wesentlichen nach, — denn die Form entscheidet hier nichts, — die Regeln befolgen, nach denen wir Familien und Staaten von völlig Mündigen zur sittlichen Güte anleiten *sollten:* wenn wir *ohne Härte* das Kind — welches eben so ungern als wir selbst in Impera-

tiven zu sich reden hört, durch solche gebietende Formen zwingen, seine Zwecke den unsrigen unter zu ordnen, ohne auf die Einwendungen seiner Sinnlichkeit, seiner Schwäche zu achten: so treten wir ja in einen auffallenden Widerspruch mit unserm Dafürhalten: das *Sittengesetz müsse den Menschen nehmen wie er jetzt ist.* Nein, es spricht zu ihm *als Menschen überhaupt;* als zu einem für höhere, ewige Würde bestimmten und zu bildenden Wesen, *jetzt,* so lange er zwischen sinnlichen und sittlichen Zwecken hin und her wankt, *in streng gebietender Form;* einst, wenn sein Gang unverrückbar, nur auf ein ewiges Ziel aller Vernunft, auf die reinste, vollkommenste *Heiligkeit* gerichtet seyn, wenn jeder Schritt ihm gelingen, keine Trägheit und Unlust ihn aufhalten, keine Müdigkeit ihn lähmen, keine Sinnenlust ihn blenden wird, — einst spricht es zu ihm; dies haben wir Grund zu erwarten, durch *begeisternde Winke.*

Ich erwähnte hier der vollkommensten *Heiligkeit.* Dabey erinnern wir uns natürlich eines unbestrittenen Gesetzes, welches in religiöser Einkleidung, von uns, vorgegebenermasen so kraftlos unter der Last des Sinnlichen da liegenden Sterblichen, doch *eine gewisse* Heiligkeit fordert. Eine gewisse, sage ich: aber wenn es auf Form und Buchstaben, nicht auf Geist und Zweck eines Gesetzes ankäme; so deutete das Gebot: "Ihr *sollt* heilig seyn, denn *Gott* ist heilig!" "Seyd vollkommen *wie* euer Vater im Himmel vollkommen ist!" auf einen Umfang, auf eine Höhe der Pflicht für uns hin, wobey uns Schwindel und Schwermuth überfallen möchte. Warum erschrecken wir aber nicht vor einer solchen For-

derung? Scheint uns die *zwingende* Sprache der *Schrift-Offenbarung* weniger hart, als die der *Vernunft-Offenbarung*? Oder darf etwa nach unserer Einbildung die Vernunft nicht gebieten, wie die Gottheit gebietet? *Vernunftgebot* und *Gottesgebot:* zwey Ausdrücke, *ein* Begriff! Doch wir kennen den Sinn jenes Gesetzes, und freuen uns seiner; vergegenwärtigen uns das höchste Urbild aller sittlichen Grösse; streben ihm nach so viel wir können, suchen hier unsere Vollendung und finden sie, dies sagt uns ein getroster Glaube, in einer Welt der Unsterblichen; und müssen und wollen uns, auf eben diesem Wege aussöhnen mit Wesen und Einkleidung des Vernunftgebots, welches wir doch durch alle Versuche, es zu überhören, es wegzudeuten, nimmermehr in uns zum *Schweigen bringen werden.*

Handle recht! thue deine Pflicht! Stimme überein in deinem Wollen und Wirken mit dem Urbilde der sittlichen Güte, was deine Vernunft in dir aufgestellt hat! Nein, wir vermögen sie nicht auszulöschen diese heilige Zuschrift in unserm Bewusstseyn! Wir vermögen Nichts daran zu ändern. Lasset uns Zweyfel, Hypothesen, Maximen der Empfindung, selbst die scharfsinnigsten Theorien dagegen versuchen; sie bleibt! Unsere Vernunft kann sie um keinen Preis zurücknehmen, denn sie kann sich um keinen Preis *selbst aufgeben.* Hier ist Grund für uns zur Ruhe bey der Ungewissheit unserer Erkenntnisse! Kann unser Verstand leicht irren in der Erforschung der Wahrheit, und ihrer, so weit über dem Fassungskreise des schlichten Menschensinns hinausliegenden ersten Quellen: sehen wir desswegen Systeme entstehen und wieder verschwinden, welche

so fest auf den Säulen der Wahrheit und Kunst zu ruhen scheinen: so können wir doch nicht irren in dem, was für uns die Hauptsache bleibt im Handeln: wenn wir anders hier nicht vorsätzlich irren, oder uns selbst widersprechen *wollen*. Der Grund des sittlich Wahren und Guten lag im ersten Menschen, und wird im letzten liegen.

Dies ist so unzweyfelhaft; es ist so fühlbar einzige Bedingung unserer Würde, dass wir kaum ohne Unwillen die wiederholten Versuche, unsere Ueberzeugung vom Daseyn, von der Kraft und Tendenz des Moralprincips anzufechten, bemerken können. Indessen bleibt es ausgemacht: der Mann des Widerspruchs muss darüber ganz anders vor sich, als vor dem Publicum, urtheilen. Was er als Einbildung gern darstellen möchte, darnach *handelt* er als nach einer ewigen Regel, ausser etwa in dem Unternehmen, den Menschen an sich selbst irre zu machen. Was er so laut wegvernünftelt, setzt er in seinen Verhältnissen mit Andern überall voraus, *fordert er dringend*, wo er's nicht findet.

Sein gepriesenes Sinnen-Postulat kannte der Mensch von Anbeginn seines Geschlechts. Vor und nach dem Weisen von Gargetti hat man es unter mancherley Nahmen und Formen, als allgültiges Sitten-Princip, gewünscht, gewogen und *zu leicht gefunden*. Denn es macht uns schlechterdings abhängig vom Sinnenstoff, und unser Bewusstseyn, wie unsere Kräfte dringen unbedingt auf *Autonomie*. Je mehr wir auf blose Lust sinnen; je mehr wir ihre Reize verstärken; je theurer wir sie als das Wünschenswürdigste, was für uns da seyn soll, durch die Aufgebung aller unse-

rer übrigen Zwecke erkaufen: um desto nachdrücklicher straft uns jenes unbestechliche Bewusstseyn: *Es ist deiner nicht werth, was du treibst, und wornach du schmachtest!* Dawider hilft kein Deuteln, kein Blendwerk des Systems! Wir können dies peinliche Bewusstseyn nicht stillen, wenn nicht durch den Zustand der Bewusstlosigkeit, in den uns unsere erregten, verstärkten, festgehaltenen Triebe endlich versetzen. Wir beben mit stierem Verlangen hin zum Zauberkelche der Leidenschaft. Nun ist Alles in uns Entzücken: wir stehen auf dem Gipfel unsers Glücks, denn wir fanden ein Mittel, die Rache unsers innern Sittenrichters aufzuhalten. *Ja, nur aufzuhalten.* Sicher eilt sie uns wieder. Unsere Leidenschaft kann nicht lange anhalten. Sie ist ein Angriff auf unsere schwache Organisation. Bald fühlt diese, statt der Spannung, statt des Feuers, und des süsen Behagens, Erschöpfung und Schmerz. Sie ist ein Andrang verworrener Gefühle. *Unsere höhere Vernunft ist nicht mit verworren:* sie wird die Macht derselben unverzüglich theilen, und ihre lüsternen Verächter der Selbstverdammung übergeben. Unter solchen Umständen kann sich Niemand *aus Ueberzeugung* diesem thierischen Lustdrange hingeben, und selten wird ein schmutziger Genosse des Ordens der Schwelger, ein pinguis et nitidus, bene curata cute porcus de grege Epicuri, seine im Serail *) wie in der Dorfschenke so practisch geltende Philosophie auch vor der gesunden Vernunft geltend zu machen versuchen.

*) Z. B. ein *Sardanapal* beym *Strabo*:

Cum te mortalem noris, praesentibus explę
Deliciis animum! Post mortem nulla voluptas,
Namque ego sum pulvis! — — — —

verständige dich nicht an den Manen jenes gutmüthigen Weisen für die Sinnenwelt, indem du ihn mit seinem üppigen ausgelassenen Lehrlingen verwechselst. Die Lust, welche du schilderst, war sicher nicht sein Ziel. Er suchte ja *Weisheit*, folglich kein Vergnügen des Augenblicks, woran tagelanger Ekel und Schmerz hängt. Und habe er gesucht, was er wolle: wir verbitten uns alle Verwandtschaft mit ihm. Ruhiger, heiterer Muth, dauerhafter Frohsinn und was dahin führt, ist unsere Losung. Davon könnten wir das Sinnliche nicht ausschliessen, denn wir vermögen es nicht, uns unserer Sinne zu entäussern und der milden Natur ihren Zugang zu unserm Herzen zu versagen. Wir fordern Genuss, denn wir sind nicht *reine Vernunft*: wir ehren die Vernunft, denn wir sind nicht ganz Sinn. Vermittelst ihres eignen wirkt die Sinnenwelt unserer Menschheit so an, dass sie uns nicht übersättige, nicht zur Unzeit in Anspruch nehme. Der Thiermensch verdient, wie uns dünkt, ganz die Schande, welche auf seinem Nahmen ruht, weil er sich *ohne alle Wahl und Vorsicht* in den Strom der Sinnenreize hinabstürzt, und durch wiederholte eigene Erfahrungen nicht zu der Einsicht kommen will, dass die Freude, welche er sucht, nicht in diesem Strome selbst, sondern in der Kraft liege, die ihn weise auf uns zuzuleiten, und den wogenden Sinnenstoff zu verbinden und fest zu halten vermag."

Also wären wir Vernunftwesen, blos um *vernünftig zu geniessen*? Doch nein, so viel liegt nicht in der voranstehenden Aeusserung. Aber auch *das* liegt wenigstens nicht darin: dass der gebietende Vernunftspruch, rein unabhängig von

aller sinnlichen Masse, und ihren Beziehungen auf uns, die *Möglichkeit* unsers *übersinnlichen Seyns*, darin aber schon die *absolute Nothwendigkeit* unsers Strebens nach diesem, wahrlich mehr als frohem Entzücken, nach diesem *höchsten Seyn* des Menschen beweise. Noch so sehr mäsige die Vernunft unsere sinnlichen Triebe; geschieht dies *blos* um sie lange rege zu erhalten: noch so warnend empfehle sie uns sparsame, für Zeit und Ort schickliche Genüsse: sind Neuheit und Verstärkung der uns *blos* der Aufsparung wegen versagten Lust ihr einziger Zweck hierbey, so sinne und sorge sie unaufhörlich, wie sie aus dem grosen Gebiete des Schönen und Angenehmen, worin unsere Sinne weben und wirken, die mildesten, durchgreifendsten Kräfte zum süsen und dauernden Behagen dieser Sinne am weisesten zusammenordne: eine *solche* Vernunft ist mit aller ihrer Weisheit noch immer dem Sinnlichen *feil*. Das darf sie nicht seyn. Das lässt sich durch den trivialen Gemeinsatz: *wir können uns unserer sinnlichen Natur nicht entäussern*, keinesweges entschuldigen. Auch unser Uebersinnliches ist *unveräusserlich*. Wir veräussern es, wenn wir ihm sein Recht nicht einräumen wollen, über den Körper und Alles was ihn angeht, über Sinnenreiz und Sinnengefühl zu gebieten. Es ist unveräusserlich, ist unser bleibendes ewiges Ich, wenn das zelligte Gewebe, was jetzt äussere Empfindungen annimmt und durch conspirirende Bebungen unserm Innersten mittheilet, in seine ersten Elemente aufgelöset; wenn die ganze Sinnenwelt *nicht die jetzige* mehr seyn wird. Es ist *unveräusserlich* und fordert immer und schnell Genugthuung: wenn wir seiner Forderungen nicht achten. Sinnesfreuden jeder Art

können wir entbehren; und fühlen doch, dass wir gros sind wie andere, die sie in vollem Mase geniessen. Die stärksten Reize der Natur, besonders der *verkünstelten*, verschmähen wir, und es wird und bleibt uns so wohl, wenn es denen so weh und so bange wird, die sich ihnen ganz hingaben. Der Schmerz verliert seinen Stachel im Bewusstseyn der Pflichtübung, die ihn veranlasste, und die unser Wesen durchströmende verbotene Lust geht sogar für den Körper verloren, wenn in uns das Urtheil tobt: *sie sey strafbar* und *schändlich*. Unbegreifliche Erfahrungen, wenn nicht ausser den höchst verschiedenen Zwecken, die sich der Mensch setzt, die er täglich zum Theil verrückt, oder aufgibt, ohne desswegen sein Urtheil über sich selbst zu verändern, *ein* Zweck für ihn da wäre, den er sich nicht gesetzt hat; der ihm vielmehr in seinem Innersten aufgestellt, und so fest gegründet ist, dass es durchaus nicht bey ihm steht, ihn auf die Seite zu schieben, oder in Hinsicht auf ihn zu thun und zu lassen *was ihm gut dünkt*. Er kann ihm nicht ausweichen, oder sein ganzes Urtheil kehrt sich wider ihn, und wird weder durch die Maximen einer ganzen Welt, noch durch die gefälligen Künste seiner Phantasie gemildert. Eine heilige Kraft richtet ihn auf jenen Zweck hin. Nennen wir sie Gewissen, weil unser Ohr zu verwöhnt ist, um die Ausdrücke, *kategorisches, schlechthin gebietendes Princip*, zu ertragen: so bleibt der Begriff des *unbedingten Imperativs* doch immer. Denn *dies* Gewissen kehrt sich an kein noch so verschiedenes Empfindungs-System: es weiss von keiner Modification durch höhere oder niedere Grade unserer körperlichen Reizbarkeit.

Die gute Handlung, welche du *aus Weichlichkeit* verrichtetest, deine Milde gegen den Armen, deine barmherzige Rettung des Leidenden, verschaffen dir das Lob der Menschenliebe. Warum *erröthest* du, indem man es dir ertheilt? Du weisst es wohl; denn du bist dir bewusst, wie so gar keinen Antheil jenes innere Gebot deiner Pflicht an der gepriesenen Handlung hatte. Ietzt dringt es dich, dies zu gestehn: du hältst an dich *aus Klugheit*. Zweyfache Verletzung deiner Pflicht: doppelte Strafe in deiner Verwirrung!

Dort bist du im Begriff, einem Gegner deine niederwerfende Hitze fühlen zu lassen. Man fordert dich laut, sogar drohend dazu auf. Bitterer Spott, geltendes Ansehn der seynwollenden Ehrenmänner, hämischer Trotz des geschonten Ohnmächtigen: welche Gründe für dich zur Rache! Wie kämpft dein Pflichtgefühl hier mit deinem von so vielen Seiten bestochenen Willen! Hier muss sich's zeigen, ob es nicht selbst bestechlich sey! Aber es lässt nicht nach, dich anzumahnen zur Grosmuth: deine Grundsätze sind dir mehr, als glänzende falsche Maximen. Du *wirst gelassen*: du handelst übereinstimmend mit dir: deine Gerechtigkeit kostet dich viel; noch mehr aber würde dich *deine Klugheit* kosten: du müsstest sie bezahlen mit dem höchsten Preise des Bewusstseyns: *dich selbst* aufgegeben zu haben, für Etwas was nicht dein Selbst, was ausser dir, folglich unvermögend war, dir *eigne Regel* zu werden, oder innere, verschmähte heilige Grundsätze, durch Vorspiegelungen zu *ersetzen*.

Dies letztere Beyspiel mag zugleich beweisen, dass der *vernünftige* Mann im *Leben* und *Thun*

allemal dem reinen Sittengesetz huldigt, so laut er sich auch in der Theorie dagegen erklärt. Stellen wir unser Moralprincip in Verbindung mit der Maxime des Wohlseyns: geben wir ihm die Form: *Handle nach Pflicht*, weil du *dadurch dein Bestes beförderst!* so verliert es, in Fällen, wie der angeführte, die doch so oft im Menschenleben vorkommen, alle Kraft. Wir befördern nicht unser Bestes, wenn wir das Gegners schonen, der hinterher vielleicht eine für uns recht grausame Anwendung von unserer Schonung macht. Und — muss nicht leider, nach den hier verderblichsten Maximen von Ehre, der Grosmüthige oft alle Achtung der Genossen seines Standes, alle Sicherheit, und sogar Amt und Brod aufgeben? *Ist das sein Bestes? Gewinnen Andere dadurch?* Erwecken solche Beyspiele Nacheiferer? Also nicht einmal der seltene, edle Mann, welcher sich gewöhnte, sein Wohl nie vom Wohl des Ganzen zu trennen, könnte sich hier *allein durch Klugheit* rathen. Wir wollen sehn, ob diese in andern Fällen ausreiche, und sich zum allgemeinen Princip eigne.

Sie ist, an den Worten der Bestimmung liegt mir wenig, *die Einsicht, unsere Handlungen nach Maximen des Vortheils einzurichten.* Also, als oberster Grundsatz schon desswegen unstatthaft, weil sie sich unter die Forderung der Vortheile stellt. Vortheile oder Glück, Ehre, Ruhe, Macht: mit einem Worte, die zufälligsten Umstände sollen also unumschränkt über uns gebieten. Ja wer könnte ihren starken Reiz leugnen? Da wo sie natürliche Festigkeit und Talente antreffen: wo sie recht planmäsig und beharrlich ins Auge gefasst werden, erheben sie einen *Felix Peretti* auf

den heiligen Stuhl, einen *Cromwell* auf den brittischen Thron, und die Welt erstaunt darüber, was doch Vernunft und Glück, in schwesterlichem Verein, in und für den Menschen vermögen!

O der Thoren, die ihre Knie vor diesem Götzen beugen! Was ist doch ihre Vernunft unter der Leitung des Glücks? Man kann sie nicht tiefer herabwürdigen, als indem man sie zur blosen, kalten Rechnerinn des mehrern oder mindern Vortheils, zur feilen Dienerinn jener Chimären macht, worin freylich unsere Einbildungskraft, unser sinnlicher Trieb, den Inbegriff alles Menschenglücks setzen und suchen will! Ist auch Alles dem Klugen möglich: Verdienst oder Verrätherey, Leben oder Vernichtung; je nachdem es der Drang äusserer Verhältnisse ihm anrathen. Eins ist ihm, *in so fern er blos klug ist*, unmöglich, Gefühl der Freyheit und Würde, *Gröse vor sich selbst*, Uebereinstimmung seiner Absichten mit dem, was seine Absicht seyn *sollte*. Er dränge sich durch Cabalen und Factionen auf die Stelle des gestürzten Günstlings hin, und athme in vollen Zügen den Weihrauch der Schmeicheley: sein sehr unschmeichelndes Bewusstseyn lässt sich dadurch nicht aussöhnen mit den *so* befriedigten Sinnen. Er bahne sich durch hundert Siegespforten den Weg zum Throne, und lasse von den Schädeln der Erschlagenen einen Tempel seines Ruhms in kolossalischer Höhe erbauen; so ist doch unter allen seinen Vergötterern Niemand kleiner, verächtlicher in den Augen dieses Glücklichen, dieses ausnehmend begünstigten Klugen, als *er selbst*. Ich gestehe es, ihm würde Nichts fehlen, wenn er nur die schreckliche, empörte Regung in seiner Brust stillen könnte: er sey vor

der, ihn beobachtenden fremden, wie vor seiner eigenen Vernunft, immer ein verwerflicher Mensch! Nun fehlt ihm Alles, denn er *fehlt sich selbst.*

Sage nicht, dass wahre Klugheit mit der so genannten Weltklugheit ja eigentlich Nichts gemein habe, und dass man das auf helle Einsicht unserer Wohlfahrt gegründete Bestreben darnach, mit einer, alle Ordnung und Gesetzmässigkeit, Völkerrechte und Völkerglück untertretenden Selbstsucht unmöglich unter einen Begriff bringen könne.

Denken wir an jenen *rechtlichen* edlen, das heisst, durch Rechte und Pflicht bestimmten Gebrauch unserer Talente, der die höchste, einzig sichere Klugheit ausmacht, und wobey wir ohne Nachtheil der Menschheit immer gewinnen: denken wir gar an jene erhabene grosmüthige Tugend, die uns unser Wohl nur in der Summe des, der Menschheit zugewandten, Nützens suchen heisst; wie dürften wir denn diese höchste *sittliche Klugheit* dem Grunde alles sittlich Guten, dem Gesetze, was uns so handeln heisst, entgegen stellen? Wohl uns, und allen, wenn man sie zur Unterlage unserer ganzen Denk- und Handlungsweise macht! Sie habe denn immerhin ihren Nahmen mit andern, ihr im Wesen so unähnlichen Principien gemein! Wir wissen doch, was wir in ihr haben: eine Aufforderung zur reinen uneigennützigen *Sittlichkeit.* So gerne sich auch die blose bürgerliche Klugheit, oder die *unbedingte Zueignung wohlberechneter Vortheile,* das Ansehen geben möchte, zu ihr hinauf zu grenzen; so ist sie doch zu sehr, was sie heisst: so hängt sie doch zu fest an der Scheidewand,

welche zwischen beiden in der Mitte steht, um nicht mit dieser zu fallen. Sie ist ja nichts mehr, wenn das Gerüste des Glücks, und Glanzes, und Vortheils, in seinen Trümmern da liegt. Lasset sie aber hinaufblicken zu der heiligen Höhe der Sittlichkeit! Lasset sie Licht, und Leitung, und Kraft von daher empfangen, nur *das* Glück zu begehren und zu behaupten, was Niemanden beeinträchtigt, beraubt, unterdrückt, so wird sie *rechtliche Klugheit*: so sichert sie die Furchen des Landmanns ohne Grenzsteine, die Summen des Darleihers ohne Verschreibungen, den Frieden der Staaten ohne Armeen: so verstopft sie die giftigen Quellen des Unmuths und Elendes, Argwohn, Tücke und Gewaltthätigkeit; verbrüdert Menschen in Familien und Staaten mit einander, weckt den Erfindungsgeist, belebt die Thätigkeit, heisst uns Gewinn suchen oder Verlust ertragen; und dies Alles — aus Gehorsam gegen das *Sittengesetz*! Alle Klugheit, die sich *darüber* erheben will, wird Thorheit und eitler Dünkel; die sich *dagegen* erheben will, schimpfliche Selbstsucht, elende List, blutige, verdammliche Afterpolitik.

Wir wollen nicht so unbillig seyn, einem so schätzbaren, als seltenen Talente etwas von seinem Werthe abzuvernünfteln. Klugheit ist eine herrliche Gabe der Natur. Sie kann in der Welt sehr weit führen, und sehr groses Verdienst geben. Welche Anstrengungen, welche Aufopferungen, welche Festigkeit und Stetigkeit, fordert sie von uns, wenn wir uns ihrer mit Recht rühmen wollen! Sie hält uns *ein* Ziel vor, und beharrt unter allen Umständen auf ihrer Forderung, dass wir diesem *einen* Ziele, und wären sie auch noch so reizend, die übrigen Zwecke, die uns

von innen durch Neigungen und Leidenschaft, von aussen durch Beyspiel und Ueberredung, gesetzt werden, schlechthin aufopfern. Ist dies Ziel nahe? Ist es gefahrlos? Schmeichelt es unsern Sinnen, oder thut es ihnen Gewalt an? Dürfen wir dabey mit Sicherheit auf günstige Umstände, auf Mitwirkung und Beyfall Anderer rechnen? Die Unbedachtsamkeit weiss nichts von solchen Fragen: die Klugheit kann sie nicht aus der Acht lassen. Sie vergleicht sie sorgfältig mit zwey andern Fragen: Was suche? Was vermag ich? ehe sie ihren Plan entwirft, und in dieser Hinsicht nannte ich sie eine Dienerinn der äussern Combination. Ist aber ihr Entwurf einmal gemacht, so gelten ihr jene Fragen nichts mehr, und wenn der Schwache Alles über sich ergehen lässt, was und wie die Zeit will; wenn der Aengstliche zu keinem Plane kommen kann, weil ihn immer jene Fragen verwirren: so geht der Kluge, nachdem er einmal darüber mit sich eins wurde, was sein Bestes ist, lieber zu Grunde, ehe er seinen Vorsatz aufgeben sollte. Nachgeben wird er der Gewalt; neue Versuche anstellen, andere Wege einschlagen, und als *blos klug* seinen Plan besser maskiren, wenn er damit ins Gedränge kommt. Nur *aufgeben* diesen Plan, das wäre nicht Sache der Klugheit, die als solche nicht mit sich selbst im Widerspruche stehen, und ihr eigenes Werk zerstören kann. Die genaueste Berechnung seiner jetzigen und künftigen Verhältnisse: ein Horchen auf den jedesmaligen Ton der Zeit: ein Anschmiegen an Andere, um sich ihrer zu bedienen, da wo man scheint ihnen völlig zu Gebote zu stehen: schnelles Auffassen jedes unsern Absichten günstigen Umstandes: schnelle und ruhige Besonnenheit beim Misslingen dieses oder jenes

Mittels; mit einem Worte: richtige Beobachtung, tiefe Menschen-, Welt- und Selbstkenntniss, eine seltene Gewandtheit und eine nie versagende Kraft: das bildet den klugen Mann; das erwirbt ihm Bewunderung: das macht es aber auch seiner Klugheit unmöglich, jemals *allgemeines* Gesetz zu werden.

"Und warum nicht *allgemeines* Gesetz? Sollte es ihr dazu wohl an Achtung fehlen? Man nenne diesen oder jenen einen *guten ehrlichen*, das heisst doch wohl eigentlich *sittengerechten* Mann, und er wird sich für gekränkt halten. Man rühme ihn als einen *klugen* Mann: das war es gerade was ihm schmeichelt. Und wenn gleich Wenige zugeben, dass die liebe Menschheit hier unter Sonne, Mond und Sternen einmal durchaus klug werden könne: so wüsste ich doch nicht, wie viele ihrer einzelnen Mitglieder etwa mit *Nein* antworten würden, wenn man *sie* fragte, ob *sie* nicht schon jetzt klug wären? Alle haben ja ihre *beliebigen* Zwecke; alle verfolgen sie, und wes Standes oder Kopfes sie auch seyn mögen, so gefällt jedem *sein* Weg. Siehe doch dort den Alleinweisen! Wie er mit seiner Sprache, mit seinen Absichten und Anschlägen herausgeht! Wie es ihn drängt und treibt, dass man ihm eingestehe, er habe seine Sache vortrefflich gemacht." —

Hinweg mit solchen Lästigen aus der Gesellschaft, wo es uns wohl seyn soll! Und ich setze hinzu, hinweg aus der menschlichen Gesellschaft mit dem Albernen, der sich's anmasen will, *seine* Klugheit zur allgemeinen Regel zu machen! Eben weil die Klugheit keine *noth-*

wendige sondern nur *beliebige* Zwecke verfolgt: weil das Talent *in sich* keine *Bestimmungsgründe* zu einer besondern Richtung findet, sondern sie *ausser sich* suchen muss: gerade weil der eine Kluge Gesundheit, der andere Reichthum, ein dritter Ehre, ein vierter Gelehrsamkeit sucht, und jeder wähnt, das Beste zu wählen, muss jene herrliche Naturanlage sich unter ein *höheres Gesetz* fügen, und in der Forderung desselben das Beste finden, um nicht unsere *Bewunderung*, sondern, was im Grunde mehr ist, unsere *Achtung* zu verdienen: das heisst um *nützliche, edle Klugheit*, um Weisheit zu werden.

Welcher *einzelne, subjective* Zweck unter den tausenden, worauf die Klugheit hinarbeitet, sollte denn wohl *objectiver allgültiger* Zweck der ganzen Menschheit werden? Darüber dürften sich schwerlich auch nur zwey der klügsten Sterblichen vereinigen, da es bekanntlich kein Leichtes ist, zwey helle Köpfe, in Ansehung eines gegebenen Gegenstandes, auf einerley Resultate zu bringen, selbst wenn eine höhere Auctorität sich ihnen als tertium comparationis (als vermittelnd) oder vielmehr compositionis (beylegend) erbietet. Beide entdecken zu viele neue Seiten an ihrem Objecte, um nicht auf ihrem *eignen* Urtheile zu beharren. Das nennt man *Eigensinn*: man fühlt sich aber dabey und dadurch ganz anders afficirt, als durch den dummen Starrsinn. Das hält gewöhnlich zwey gleich talentvolle Geister in einiger Entfernung von einander, wo jeder *allein* sprechen, allein wirken kann.

Denn *gebieten* muss das Talent. Aber wehe dem Lande, der Stadt, der Familie, wo es ge-

bietet, ohne sich selbst an ein höheres Gebot zu binden! Wo die Klugheit allein regieren will, da ist es um euch geschehen, ihr Stillen im Lande! Ihr werdet geführt, und wisset nicht, wohin? Ihr werdet gerichtet, und wisset nicht, nach welchen Grundsätzen? Wiederfährt euch Recht, so ist es durch Zufall; denn die ungebundene Klugheit sieht nicht *auf euch*, sondern auf *sich selbst*. Sie hat ihren Vortheil im Auge, nicht den eurigen, wenn er nicht von Ungefähr der ihrige seyn sollte. Leidet ihr Unrecht: an welches Tribunal wollt ihr euch wenden? Doch nicht an das, worin Ehrgeitz und Selbstsucht den Vorsitz haben, Verstellung und Verschmitztheit das Urtheil einleiten? wo die *unumschränkte* Klugheit zugleich Partey und Richter ist? Ja, könntet ihr Anschlägen durch Anschläge entgegenarbeiten, Kunst durch Kunst abtreiben! Dazu gab euch die Natur keine Fähigkeiten. *Etwas* aber gab sie euch. Es bedarf keines durchdringenden Verstandes, keiner feinen Weltkenntnis, keiner Politur, keiner Verlarvung, und führt doch immer sicher zum Ziel; wenn die Klugheit, welche es nicht achten will, immer ihr Ziel verfehlt. Doch sie *muss* es achten, und euch beneiden, und sich verdammen. Dies *Etwas* ist das einzige Palladium der Unschuld gegen die List der ganzen Menschheit, gegen den verderblichen Missbrauch eines edeln Naturvermögens. Es heisst *Moralität*. Es lässt sich nicht vom Throne werfen; es darf seine Herrschaft mit keiner Verstandeskraft und Sittenfeinheit theilen. Es gebietet dem Landmanne, der uns treuherzig die Hand drückt, um uns dadurch warme Achtung *seiner Menschheit* für *die unsrige* zu bezeugen, und dem geschminkten Herrn am Hofe, der

über den biedern Händedruck lacht, nöthigt sie doch zugleich eine Röthe ab, im strafenden Bewusstseyn: er habe seinen innern Menschen für den äussern hingegeben, und desswegen gelte sein ganzes studiertes Mienenspiel, weder dem *Guten*, noch dem *Klugen*, so viel als jener Händedruck.

"Genug, und vielleicht schon zu viel hievon! da doch Niemand die Klugheit zum obersten Princip zu erheben, und das Vernunftgesetz darunter zu zwingen, versuchen wird. Lass sie doch ihre Stelle *neben* dem Pflichtgebote einnehmen. Welch eine schöne Zusammenstellung wäre das!"

Sie ist nicht möglich. Klugheit darf nie unsere Pflicht bestimmen oder einschränken. Wo man sie, *zugleich* mit der Vernunft befragt, da muss nothwendig die unselige Inconsequenz im Wollen und Thun entstehen, die der reinen Sittlichkeit in allen, am meisten aber in den gebildetern Ständen, so grosen Abbruch thut. Es kommt ja nicht sowohl darauf an, was das Klugheits- gegen das Sitten-Gesetz in der *Theorie* gelten *könne*: als darauf, was es im *thätigen* Leben wirklich dagegen gilt. Hier ist die eigentliche Stelle des Vernunftprincips, wo es sich offenbart in Iedem, und von Iedem als das Erste und Letzte, und Sicherste, und Kräftigste, und Allgültigste, wo es als der ganze Menschheits-Character empfunden wird: wo es von dem, der nie ein Wort vom kategorischen Imperativ hörte, wie vom tiefsinnigen Bildner, und vom gelehrten Kenner wissenschaftlicher Systeme, gleiche Ehrfurcht, gleichen Gehorsam fordert.

Hättest du es *hier* nicht gefunden, so wärest du wohl thöricht, es in Büchern zu suchen. Es lässt sich darin nur andeuten. Dein Bewusstseyn muss dir ein lebendiger Commentar über die wenigen Worte seyn, die man davon als vom *Innersten im Menschen* schreiben kann: oder diese Worte, noch so schön gesagt und gesetzt, blieben nur — *Worte* für dich. Dass du *bist*, musst du nicht *lesen*, sondern empfinden, und eben so wenig, *was* du, und *wodurch* du es bist.

Und in diesem wirklichen, das heisst *handelnden* Leben, tritt die Klugheit, eine, ihrer Natur nach durchaus subordinirte Kraft, mit ihren trüglichen Maximen, dem heiligen Pflichtgebot, oft aus eitler Anmasung entgegen. Sie ist *als Einsicht* an sich höchst unsicher. Sie bleibt es, indem sie sich auf Erfahrungen stützt. Was können Speculation, Einbildung und sinnliche Anschauungen für ein Heil gewähren? Die Wirklichkeit beweiset es. Lasset dem klugen Kopfe alle seine Anschläge gelingen, was er, *als kluger Kopf*, nicht erwarten wird: so kann ihn dies doch keinesweges mit sich selbst zufrieden stellen, wenn sie nicht die völlige Billigung seiner Vernunft hatten, oder gar gegen die Grundsätze derselben gefasst und ausgeführt wurden. Lasset sie insgesammt fehlschlagen; er verschmerzt es, wenn und weil sie vernunftmäsig gewesen waren. Den geraden trüglosen Sinn, den Character worin sich sittliche Güte offenbart, achten wir unbedingt. Die Klugheit, welche ihm zur Seite geht, gewinnt nur in so fern unsere Zueignung, als sie von ihm geleitet wird: ausser der Verbindung mit ihm bewundern wir sie nur als eine seltene Naturgabe; und steht sie gar im

Widerspruch mit der Kategorie von Recht und Pflicht, so verabscheuen wir sie, wie sie der verbildete Mensch, der dem Talent, was seine Würde hätte erhöhen können, eine unglückliche Tendenz *gegen* seine Würde gab, selbst verabscheuen muss. Bist du Vater, so findest du im Bewusstseyn die Regel, erst das Herz, und dann den Verstand bey deinem Sohne zu bilden. Du wirst ihm Werthschätzung und *vernünftige* Anwendung seines Genies empfehlen, aber ihn auch zu der Ueberzeugung bringen, es sey *an sich* ein Feuer, was erwärmen und verbrennen kann, je nachdem man es richtet und mäsigt.

"Das Herz, die Sittlichkeit *bilden?* Sollte sie auch wohl ganz Werk des Bildners, Frucht der *Erziehung* seyn? Da stünde es doch in der That sehr misslich um ihren gepriesenen Werth, und um die grosen Folgerungen, die man daraus ableitet. Und, genauer zugesehn: was ist das Moralgesetz beym Troglodyten *) im Walde, beym Kannibalen auf der Wahlstatt?"

Was die Vernunft überhaupt bey ihnen ist, ein roher Demant, woran alle Kunst verloren wäre, wenn er nicht *in sich* Werth hätte. Bildung setzt etwas zu Bildendes voraus. Dies Etwas ist Wesen *an sich*, nicht durch die Form,

*) Wenn anders jene äthiopischen, eintönigen, Schlangenfressenden Höhlenmenschen (Plin. B. 5. C. 8.) nicht blos in den Sagen der Alten, so unmenschlich existirt hätten, als das Negervolk, was nach seinen ewigen Fehden mit der Nation der Ourang-Outangs, noch nicht auf den kleinen Unterschied zwischen Menschen und Affen hat merken gelernt, in den Sagen der Neuern. Man ist doch wirklich gar zu karg gegen den armen Wilden, wenn man ihm mit aller — versteht sich europäischen — Sitte, auch *alle* Vernunft abspricht.

welche wir ihm geben. Und wenn der Mensch im Zustande der grösten Rohheit auch schlechterdings keinen Zug von Vernunft und Sittlichkeit an sich bemerken liesse, so müsste schon die Geschichte der Menschheit, die ja nichts anders ist, als Darstellung ihrer allmächtigen Heraushebung aus der Rohheit zur Cultur, die bekannte und allerdings scharfsinnig durchgeführte Idee des *Montaigne* widerlegen: Erziehung sey die ganze Grundlage des Menschen. Selbst die gemeine Erfahrung widerspricht ihr. Eine gleichförmige Erziehung bildet in zwey Subjecten nie einen völlig gleichen, intellectuellen und sittlichen Character. Diesen, das ist *die Menschennatur* in den Menschen hinein zu tragen, vermag sie so wenig, als den Instinct zur Vernunft umzubilden. Ihre mächtige Einwirkung auf den Menschen verkenne ich nicht. Ich staune ihre Wunder an, wenn ich den *gesitteten*, ich meine nicht blos *verfeinerten* Europäer, in Gedanken mit seinem austrasischen Bruder zusammenstelle. Aber fehlt denn diesem ausgewachsenen Unmündigen, mit dem europäischen Gepräge der Menschheit, die Menschheit selbst? Das wäre ein Grundsatz, der die Anträge des edeln Wilberforce, zur Aufhebung des Sclavenhandels, sogleich niederschlüge, wenn sich nicht sogar ein Seelenverkäufer schämen müsste, ihn aufzustellen. Sehet, wie vertrauensvoll jene gutmüthigen Nackten dem ersten Fremdlinge aus Europa entgegen kommen! Wie sie seiner Vernunft huldigen, seinen Willen als Gesetz eines höhern Wesens ansehen, seine Ankunft als einen Götterbesuch; während er vielleicht gern das Meiste von seiner Erziehung hingäbe für ihren unverdorbenen Sinn, für ihre unverkünstelte Sitten!

Woher diese Heiligkeit ihrer Verträge, diese Grosmuth, diese Liebe zur Freyheit und zur Ordnung, diese Ehrfurcht gegen ihre Götter, diese Zärtlichkeit für ihre Familien? Auch von der Erziehung? Wer waren denn ihre, und unsere *ersten* Erzieher? Menschen die die Grundsätze von Recht und Güte, welche sie aus ihrem Vernunftprincip entlehnten, auf die sittliche Natur anderer anzuwenden versuchten, und nur desswegen nicht ohne Erfolg, weil sie Empfänglichkeit für ihre Belehrungen *antrafen:* weil sie es mit Vernunftwesen zu thun hatten, deren Vorstellungskraft sie nur wecken und richten, deren Pflichtgefühl sie nur beleben durften, und leicht beleben konnten, da ihnen der hervorgerufene, zu bildende *innere* Mensch, mit allen seinen Kräften so gern entgegenkam. Mit dem Bewusstseyn seiner zunehmenden Kräfte erweiterte sich auch das seines Rechts, die Principien der ihn *von aussenher* bearbeitenden Vernunft, selbst zu würdigen. Er wählte und verwarf als völlig selbstständiges Wesen; oder schwieg und duldete, wenn ihm eine höhere Gewalt Maximen aufdrang, die seiner eigenen innern Gesetzgebung zuwider waren, bis er, auf der letzten Stufe seiner Ausbildung, zu der Einsicht kam, keine Gewalt im Himmel und auf Erden gehe für ihn über die Macht der Vernunft, und könne ihm, als freyen Wesen, wider seine Vernunft gebieten!

Die Indianische Witwe lässt sich, mit dem Leichnam ihres Gatten, lebendig verbrennen. Sollte sich denn gar nichts in ihr regen, gegen diese vermeintliche, entsetzliche Pflicht? Nicht ihre Liebe zum Leben, nicht ihr Mutterherz? Aber die Unglückliche sieht in dem Braminen,

der ihr hier gegen ihre Vernunft gebietet, einen Repräsentanten der Götter. Sie nimmt ihr Pflichtgefühl unter ihrem eigenen, und ihres Volks Wahn gefangen. *Verleugnen kann sie es nicht.* Man erinnere sich der Anachoreten-Tugenden, der Kreuzzüge, der Scheiterhaufen für Ketzer und Zauberinnen, der zahllosen Kriegsgräuel; ich mag kaum hinzusetzen, in den Zeiten der Vernunft: denn Vernunft hat nichts damit gemein, und billigt sie ewig nicht, wenn sie sie auch dulden muss, als Beweise von arger Misshandlung des Menschen; aber auch als Gewährleistung für einen künftigen bessern Stand, wo sich die Sittlichkeit allgemeinen Gehorsam verschaffen wird. Sind solche Thatsachen kein Grund gegen das Daseyn eines unbedingten Vernunftgebots im Menschen; indem ja unsere innere Stimme nur um so lauter dagegen spricht, je gefährlicher es für uns wäre, ihr Urtheil darüber laut werden zu lassen: so bleiben auch Cannibalen, ja, was noch mehr sagt, auch *Robespierres*, *Marats* und *Carriers* ihrer Bestimmung nach sittliche Wesen. Sie konnten ihrem innern Richter den Gehorsam versagen: die unbedingte Forderung desselben vermogten sie nicht aufzuheben. Desswegen halten wir uns auch immer für berechtigt, über sie, als über Ungeheuer, abzusprechen, die ihre Scheuslichkeit fühlten, und dennoch ihren, auf eigene Verwerflichkeit, und grausame Bedrückung ihrer Mitbürger gehenden Zweck, nicht etwa im augenblicklichen Aufrasen der Leidenschaft, sondern nach einem mit völliger Besonnenheit entworfenen und festgehaltenen Plane verfolgten.

O *Menschheit*, *Menschheit!* Wie lange bleibt es noch dein trauriges Loos, wenigstens von

Zeit zu Zeit, von solchen Barbaren gemisshandelt zu werden! Du fühlst das Bedürfnis der *Freyheit*, so lange, und wo du bist. Es ist dein unverkennbarer, heiliger Beruf, sie zu erringen; nicht die Ungebundenheit, die die Ordnung der Gesellschaft auflöst, sondern das Verhältnis, *worin du deine Kräfte gebrauchen kannst, um den Verein der Familien zum Volke, der Völker zu einer Familie, unter dem ewigen Gesetze, was Alle verehren müssen, zu bewirken.* Was ist, und was kann in dieser Absicht geschehen? Was darfst du hoffen, von deiner *irdischen* Zukunft? Welcher Zustand wird dir Gleichförmigkeit der Absichten deiner Herrscher und deiner Gehorchenden, und darin völlige Sicherheit und endliche Erreichung deines Ziels verbürgen? Dort reiben sich deine wilden Horden in ihren Wäldern, hier deine gesitteten Söhne zu Millionen, unter tausend ausgesonnenen Grausamkeiten, auf. Dort blutest du unter dem Schwerdte der Herrschsucht und Tyranney; hier wirst du durch die Cabalen der Feigheit und des Sclavensinns geschändet. Mit Thränen im Auge übersieht der Held das Schlachtfeld, was *er* mit Leichen bedeckt hat; er, der dem Wurme ausweicht, um ihn nicht zu zertreten: der Fürst bestimmt ihm einen Orden, wenn er den Rest seiner planmäsig, und gutmüthig würgenden Krieger aus eingeäscherten Städten, aus entvölkerten, ausgeplünderten Ländern, als Sieger zurückführt, und dem Elenden, der von der unverschuldeten Dürftigkeit bis zur Verzweiflung gebracht, seinem reichen Nachbar einige Goldstücke entwendete, bestimmt er einen Strick. Er handelt dabey, nach der Stimme *seines Herzens*, und *seines Volks*, völlig gerecht. Aber eine *solche* Gerechtigkeit kann doch nicht ewig

gelten? Ein *solches* gewaltsames Einengen, Aufhalten, Aufreiben menschlicher Kräfte, ein *solches* Niedertreten menschlicher Rechte, eine *solche* Verdunkelung menschlicher Vernunftbegriffe, eine *solche* Verachtung menschlicher heiliger Forderungen, eine *solche* Unfreyheit des freyen Geschlechts kann doch nicht ewig unsere Bestimmung seyn? Nein, *es muss jenseits aller irdischen Verfassungen noch ein Daseyn für uns geben!*

Achte Betrachtung.

Trüggestalten des Todes.

Es gab eine Zeit, wo man die Todes-Erinnerung zum täglichen, angelegentlichsten Geschäfte des guten Christen, und ihre grösere oder mindere Leichtigkeit und Lebhaftigkeit zum sichern Merkzeichen seiner Frömmigkeits-Stufe machte. Da war keine Morgen- und Abendbetrachtung, keine Predigt, kein sittlicher Lehrsatz, worin nicht das düstere memento mori seine Stelle einnehmen musste. Und wehe dem Weltlinge, dem nicht wenigstens beym Tone der Gedenkglocke sein letztes Stündlein eingefallen wäre! So wollte man die Christenheit mit dem Bilde des Todes aussöhnen, und verfehlte seine Absicht, weil sich der freye Menschensinn durch solche, an Zeit und Gelegenheiten gebundene, memento keine Begriffe aufdringen lässt, am wenigsten Vorstellungen von *dem* Umfange, von der lebendigen Kraft, die unser Andenken an den Tod erhalten muss, um auf unser ganzes sittliches Verhalten zu wirken. Gegenwärtig, so verändern sich Zeiten und Maximen! lehrt man uns als Lebensweisheit, wir sollen den Gedanken des Todes von uns, so lange als möglich, zu entfernen suchen, um nicht dadurch, im frohen und pflichtmäsigen Gebrauch der Gegenwart, gestört zu werden. Man setzt also voraus, es sey dem Menschen von Nachdenken und Empfindung unmöglich, alles Widrige und Niederschlagende von der

Idee der letzten Naturscenen zu entfernen. Jeder prüfe sich, ob, und wie weit diese Voraussetzung bey ihm zutreffe? Und fühlt er sich noch nicht bis zu dem glücklichen Standpuncte erhoben, von dem aus wir allerdings ruhig über das Thal des Todes in die freyen Gefilde der Zukunft hinweg sehen können: so *darf* er, unbeschadet seiner Sittlichkeit, die, wenn sie echt ist, nicht *unter der Leitung von Furcht und Hoffnung* steht: so *muss* er seiner eigenen Ruhe wegen, wenigstens eine öftere, freywillige Einladung der ihm so trüben Idee vermeiden. Ungerufen wird sie alsdann noch häufig genug bey ihm einkehren. Sie hängt ja an allem Sinnlichen, was um und an uns ist: am fallenden Blatt, wie an der niedersinkenden Sonne; an jeder Minute, die wir erleben; an den Denkmählern der Vergangenheit und an der Erwartung der Zukunft. Und — wir mögen sie nun noch so oft, oder noch so selten: wir mögen sie unter den mildesten Vergleichungen, uns lebhaft denken; so wird sie immer traurig für uns bleiben, wenn sie als gerader Gegensatz der Idee des Lebens gedacht wird.

Leben, *Fortdauer* unsers Ich; *Tod*, *Aufhören* desselben. Diese Begriffe, so *bestimmt*, so gegen einander gestellt, lassen uns schlechthin keine Wahl. Wir ertragen den letztern gegen den erstern nie, so bald wir uns besinnen können, worauf es hier ankommt. *Befreyung*, *Schlummer*, *Fortdauer in der Natur*, *Rückkehr in die Ruhe unsers vorigen Nichtseyns*; o wie bald verschwinden solche Gestalten, in welche die Phantasie oft den Tod gekleidet hat, um die schreckliche Seite des Vernichters zu verhüllen! Wie bald, wenn unser Ich nun *unbedingt* Leben für Leben

fordert, und in den Gründen zu seiner *Forderung* auch die heiligste Gewährleistung ihrer *Erfüllung* findet: eine Gewährleistung in seinem Selbst, wogegen alle Dichtungen der Einbildungskraft, alle auf die Phantasie von Aussen wirkende Vorspiegelungen, nichts sind!

So lange wir noch fern standen von den stillen, heiligen Hallen, wo des *Grabes Kühle uns umweht*, und kein *Klagton* durchs *Gelispel* der Cypresse zu dem *Schlummernden herabdringt*: so lange wir im Gefühl jugendlicher Kraft noch nicht *ausgelitten* und *ausgerungen* haben den Kampf unserer weichen Seele mit der (unverrückbar ordnungsvollen) *grausamen* Welt, gelten uns vielleicht diese Ergüsse der jämmerlichen Empfindsamkeit mehr, als Vernunft und Leben und Tod. Lassen sie uns aber wieder zur Besinnung kommen, und die grose Stunde tritt nun herzu, die wir so ungestüm hergesehnt hatten: wie unmilde, wie fürchterlich mahlt uns da die Phantasie den Tod, wenn sie nicht unter eine kräftige Vorstellung der Vernunft in ihre Schranken gewiesen wird!

Und welche Vorstellung wäre denn wohl, im Augenblicke der Entscheidung, die einzig überwiegende? Wir fordern von ihr *Allgemeinheit*, denn die Soene, worin sie wirken soll, ist allgemein. Der eine wie der andere sträubt sich dagegen. Alle haben ein gleiches Recht, sich über ihre Nothwendigkeit und Tendenz, als freye Wesen, an die Vernunft zu wenden.

Gesetzt sie zeigte uns im *Aufhören* ein Freywerden unsers Lebens: würden wir uns nicht

insgesammt über ihren Betrug beklagen? Was bedeutete das Wort Freyheit für die Glücklichen, denen hier alles gelang, alles gewährt wurde, was sie sich wünschten? Sie haben ja nie die Bürde des Lebens getragen: sie wandelten von Kindheit an in einem Paradiese. Plötzlich und unwiderstehlich umfängt sie die herausdrängende Gewalt des Todes. Mit sichtbarer Renitenz beugen sie sich unter die harte Nothwendigkeit. Du empörst ihre Empfindungen, wenn du von *Befreyung* sprichst. Du empörst sie noch mehr, wenn du sie auf ihre bisherigen Vorzüge zurückweisest, um ihnen den Verlust derselben begreiflich und erträglich zu machen. Denn sie hatten sich ja ihr Glück gar nicht, und am wenigsten um den unerhörten Preis des *Nichtseyns* ausbedungen.

Ich bin nicht so glücklich als sie, aber ich bitte dich, rede auch mir nicht von Befreyung, wenn du den Tod nennst! Du triffst mein Herz nicht. Die Fesseln des Irdischen mögen mir oft drückend gewesen seyn; sie mögen mir *noch*, in einzelnen Augenblicken meiner Ungeduld, ganz unerträglich scheinen: dennoch, *so bald ich mich besinne*, trage ich sie gern. Ja, Sorgen und Leiden hängen im Uebermaas an meinem Daseyn unter Sterblichen. Ich hoffte so oft, dass sie aufhören würden, und sie blieben. Ich hoffe nicht mehr ihrer ledig zu werden, und gerade dies macht sie mir leichter. Denn nun dringt mich die Noth, meinen Blick von ihnen abzuziehen, und auf ein Gegengewicht dessen, was mich bekümmert, zu denken. Ueberall — *ausser* mir und *in* mir finde ich, nicht ein Gegen- sondern ein vollkommnes *Uebergewicht* meiner Leiden. Viele, sehr angelegentliche Plane, Wünsche, Hoff-

nungen musste ich aufgeben. Unweit mehr wurden, über meine Erwartung, begünstigt. Wäre es nicht unweise und undankbar gegen die Vorsehung, *dies* zu vergessen, und mit düsterer Seele blos an jenen Vereitelungen zu hängen? Ist das eine unerträgliche Bürde, die mir mein Leben verleiden darf, wenn ich nicht *reichliches* oder doch *bequemes* Auskommen, nicht *den* Wirkungskreis, nicht *das* Verhältnis, mit allem Sinnen und Sorgen, hier finden kann, was sich mein ungenügsamer Geist so lange als *einzige* Bedingung meines irdischen Glücks dachte? Darben werde ich doch nirgend, wenn ich nicht darben *will*; wirken kann ich ja überall, wenn es nicht an mir selbst fehlt, und unter Menschen jeder Art kann ich mich in ein frohes Verhältnis versetzen. Fürwahr, diese Last ist nur eingebildet. Ich wünsche sie noch nicht niederzulegen am Grabe, denn sie prüft mich, ob ich fähig sey, mir mein Glück selbst zu schaffen, und ich muss, ich werde diese Prüfung bestehn!

O wie viel lässt sich vergessen, wo man dich hat, holde erquickende Natur! Wie viel aufbauen, was Menschen und Schicksale uns nimmer vernichten können! Dein reiner frischer Athem umweht den Greis wie den Jüngling, den Leidenden wie den Glücklichen: deine Gefilde grünen, dein Leben tönt uns überall. Und wir sollten mit dem Sinne, der *das* empfindet, ein freyes Daseyn in deinem Schoose verwünschen, und uns nach dem Augenblicke unserer Befreyung *von dir* sehnen? Nach dem Augenblicke, wo dein Bild sich im Dunkel einer *ewigen* Nacht verlieren, deine belebende Kraft sich an uns, als erstarrende, zerstörende Kraft beweisen wird? *Be-*

freyung! Schönes Wort für *Gefangene*, und Gefolterte! Ich bin nicht *eingekerkert*, wenn ich gleich von allen Seiten, und von mancher sehr empfindlich, *eingeschränkt* bin. Könnte ich mir aber den nicht blos Schauplatz, sondern auch Thatenplatz dieses Lebens, als eine Jammerhöhle denken, und sähe denn auf euch, ihr theuren, treuen, durch geheiligte Bande des Berufs, der Natur, der Achtung und Liebe, mir zugesellten Menschen, wie ihr euch so mühetet, mir jeden Druck zu erleichtern, jedes Leiden zu lindern, um mir mein Bleiben bey euch, wo nicht erfreulich, doch wenigstens erträglich zu machen, und wüsste es, die Bedingung meiner Freyheit wäre ein *ewiges Losreissen* von euch: o ich wäre euch, ihr wäret mir nichts gewesen, wenn ich nicht da lieber das härteste Schicksal ausduldete, als eine baldige Erlösung wünschte, die euch hülflos machte.

Man lasse mir mein Uebel. Ich *will* es ertragen, weil ich es ertragen kann. Ich fordere Achtung für meine Kraft, nicht Mitleid mit meiner Schwäche. Diese mag ich mir selbst kaum gestehen; vor andern verberge und verleugne ich sie klüglich hinter einer angenommenen Festigkeit; jener bleibe ich mir bewusst, so lange ich mich noch im Zustande meiner Besonnenheit befinde. Wer mich trösten will durch die Vorstellung, mein Leiden werde aufhören, weil mein Selbst aufhöre, sollte doch bedenken, dass mein Daseyn gegen eine Welt voll Elend immer den Ausschlag behält, und dass ich mein *Ich* um keinen Preis aufgeben kann; ich müsste denn im Anfalle der Raserey das Bewusstseyn meines hohen Ranges, meines entschiedenen Uebergewichts über

Alles was sinnlich heisst, zuvor verloren haben. Wünscht man mir etwa diesen schauderhaften Zustand? Oder kann man es nicht begreifen, dass ich ausser ihm, durch eine rasche That, meine Befreyung vom Ioche dieses Lebens selbst beschleunigen würde, wenn sich nicht meine ganze Menschheit gegen ein solches Abwerfen empörte?

Es ist wahr, ich leide Mangel an Allem, und das Thier neben mir findet seinen Tisch reichlich besetzt. Achte ich es wirklich deswegen glücklicher als mich? Der Schmerz peinigt mich schon Iahre lang, und wird mich wahrscheinlich nie verlassen: möchte ich darum wohl in der Stelle des Insects seyn, was nur für seine Lust zu leben scheint? Es ist mir unmöglich mich damit zu vergleichen, und noch unmöglicher, mir sein Leben für das meinige, *seine Lust* für *meinen Schmerz* zu wünschen. Mit gerechter Verachtung wiese ich, ohne Zweyfel, selbst auf der höchsten Stufe des menschlichen Elends, das Ansinnen ab, euch, so viel an mir wäre, meiner Freyheit zu begeben; an der goldenen oder auch eisernen Kette des Sinnlichen instinctmäsig jedes Vergnügen zu geniessen, wie es mir käme, jeden Schmerz ohne Widerstreben zu dulden, wie ihn der Zufall mir bereitete, und mir dadurch ein sehr mannichfaches, sehr durchgreifendes, ganz eigentlich menschliches Leiden, zu ersparen, welches in der Renitenz meines freyen Ich gegen den Druck des Sinnlichen, in dem Gefühle meiner Würde, unter äussern Einschränkungen seinen Grund hat. Denn *edel leiden* ist doch unendlich gröser, als *thierisch stumpf* seyn. Und ich setze mit gleichem Rechte hinzu: *als Mensch*

unglücklich seyn, ist unendlich mehr, als *nicht seyn*. Wer ist so sinnreich, um in den hohlen Gedanken *Nichtseyn* Sinn hinein zu zwingen? Ich mag diesen negativen Zustand nicht zum Zielpuncte meiner Betrachtungen, noch weniger zum Gegenstande meiner Hoffnungen machen, gerade weil er ein Nichts ist, und ich ein *Etwas* bin, das vom Nichts keinen Begriff, für ein Nichts keinen Sinn hat. So viel nur verstehe ich, dass das Uebel für mich Uebel ist, so weit es mein Ich bedrohet und einschränkt. Vernichten kann mich keins, und eine Gewalt, welche mein Ich zum Nichts machte, wäre die feindseligste welche ich zu fürchten hätte, möchte sie sich immer nur als Befreyerinn ankündigen. Sie liesse mich ja nicht einmal den ersten Augenblick meiner Freyheit erleben, sondern räumte zugleich mit meinem Schmerze auch schon mein Selbst auf. Vor solch einer grausamen Wohlthat schaudere ich zurück. Wie alles thierische Leben widersetze ich mich ihr, so lange ich kann, Und kann ich nicht länger, so erwarte ich, gleich einem zum Tode Verurtheilten, mit verschlossenen Augen den gefürchteten Streich, und der letzte Act meines schwindenden Bewusstseyns ist dann das Gefühl: *mir geschehe das gröste Unrecht; ein Leben voll Leiden sey gar Nichts gegen ein solches Ende.*

"Siehe doch deiner Bangigkeit auf den Grund, du Furchtsamer! Sollte denn ein Nichts dich verwirren? Du musst gestehn, deine Einbildungskraft schiebt dir hier abermals, statt der *Alles aufhebenden Bestimmung*, unvermerkt den Begriff von etwas *Wirklichem* vor. Kannst du ein Nichts nicht hoffen, so darfst du es auch

nicht fürchten. Um so weniger, da du vor wenigen Jahren noch ein Nichts warst, ohne dass du desswegen mit der Allmacht, die dich nicht früher in die Reihe der Wesen rief, zu rechten dir einfallen lässest."

Elende Sophisterey, und nichts weiter! Ich fühle was ich jetzt bin, und fordere dass ich bleibe, weil ich einmal mein Seyn aus den Händen der schaffenden Natur empfangen habe. Uebrigens war ich freylich: ich mag nun die Urstoffe meiner Natur im ersten Menschenpaare suchen, oder mich als einen spätern Zusammenwuchs umgeformter Naturkräfte ansehen; ich mag mir als Emanations-Träumer die Keime meines Wesens, nicht blos meines ewigen Ich, als aus einem unendlichen Wesen aller Wesen, losgewickelt denken: ich mag nach einer sinnreichen Hypothese mir einbilden, erst tausend Formen der Schöpfung durchwandert zu haben, ehe ich zur Menschheit herangereift, meine jetzige Organisation fand: ein Nichts war Ich, und noch vor wenigen Jahren; denn mein Daseyn muss sich vom Anfange meines *Ich* an datiren. Und auch die Nothwendigkeit meiner Fortdauer. *Alle Gründe meiner Entstehung sind auch Gründe für mein Bestehn*, in der Ordnung der Welt. Warum jener berühmte Atomen-Philosoph dem seltsamen Urstoff, woraus er die menschliche Seele zusammen fügte, nicht wenigstens einen eben so festen dauernden Zusammenhang einräumte, als den Bestandtheilen der Erde und der Lichter in blauer Form: das ist nicht die einzige Unbegreiflichkeit in seinem System.

Ja bleiben muss und werde ich, *in der Weltordnung;* in der vollkommensten die dem Geiste

angehört, und durch die körperliche nur angedeutet wird. Fortdauer des Menschen *in der Natur* ist seine Vernichtung, und das jämmerlichste Hirngespenst. Könnten wir auch den rohesten sinnlichen Wahn annehmen, unser Ich sey materiell wie Alles was uns umgibt: es sey entstanden wie todte Naturformen entstehen, und finde nur desswegen in der sichtbaren Welt sein Analogon nicht, weil es weder sich selbst, noch die ersten *Lebenskräfte* ausser sich *) vom Grund aus zu erforschen vermöge; so hätten wir dadurch für die Umstaltung unsers innern Wesen in sinnliche Naturformen, oder in niedere Naturkräfte noch gar nichts gewonnen. Eine Aufstufung der Wesen mag denn *für uns*, die wir uns das Vorrecht anmasen, im Erdräumchen, was wir überschauen, zu setzen, zu ordnen, zu verwirren wie's uns gut dünkt, immer da seyn, wenn sie gleich in der Wirklichkeit *so* nicht Statt findet, als sie sollte.

Nach dieser eingebildeten Aufstufung wäre etwa die *Unterlage der Natur* todte Masse, oder auch, was liegt an Nahmen? Wir haben ja sogar Selenographien, wo Gebirge, Vorgebirge, Flüsse und Meere, so gut wie unterm Monde

*) Am freygebigsten in der Vertheilung des Lebens an die ganze Natur ist vielleicht Herr Prof. *Creve*, in seiner Schrift *Vom Metallreize*. Er findet überall Leben, wo Empfänglichkeit und Reaction ist. Nach seiner Eintheilung gibt es ein *primitives* oder Elementar-; ein *secundäres* oder Körperleben. Das letztere ist wieder *physisches*, oder mineralisches, *vegetabilisches* und *animalisches* Leben. So wäre also Alles, was wir bisher todt nannten, nur *scheintodt*? Wozu alsdann aber der Metallreiz? Doch er soll aus dem physischen ins animalische Leben zurückrufen. In Vergleichung mit diesem ist also jenes nur *Nichtleben*, wenn man doch nun einmal an keine *todte* Wesenordnung glauben soll.

ihre Eigennahmen tragen; *Formen mit träger Lebenskraft*. *Zweyte Stufe*, Vegetabilien: *Formen mit entwickelnder Lebenskraft*. *Dritte Stufe*, das Thierreich: *Formen mit sinnlicher Lebenskraft*. *Vierte Stufe*, die Menschheit: *Formen mit freyer, vernünftiger Lebenskraft*. So stiege alles Leben in der Schöpfung stufenweise höher, bis zum grosen Zielwesen der Natur *). Es stiege höher, um mit ihm plötzlich zurück zu fallen in die ersten Formen, die es vielleicht vor tausend und aber tausend Generationen verlassen hätte! Wer könnte dabey wohl ärger betrogen seyn als unsere Vernunft!

Herausgehoben wären wir aus einem Zustande, wo uns genügte an dem, was wir waren

*) Hoch wie der Schöpfung Körperreihen gehn,
Steigt auch des Sinns und Geistes Stufenleiter
Hinauf. Merk, wie zum edeln Menschenstamm
Sie vom Gewimmel grüner Myriaden
Der Grasbewohner, sich allmächtig hebt!
Bemerke die Verschiedenheit des *Sehens*:
Wie sie den blöden *Maulwurf* von dem *Luchs*
Mit Strahlenblicken trennt. Des *Riechens*: bey
Der langgenähnten *Löwinn*, und beym *Spürer*,
Der seines Wildes Schweis im Grase wittert.
Des *Hörens*: von der regen *Wasserwelt*,
Bis zu dem *Vogel*, der im Walde zwitschert.
Wie äusserst fein ist das Gefühl der *Spinne*,
Für ihre Fädchen, die sie schwebend knüpft!
Wie zart und trüglos jener Sinn der *Biene*,
Die aus den giftgen Kräutern Heilkraft saugt!
Instinct des *Schweins*; das in der Erde wühlet
Verglichen, halbvernünft'ger Elephant!
Mit deinem Triebe, welch ein Unterschied!
Und zwischen dir und der Vernunft, wie dünne
Ist da die Scheidewand! Du bist getrennt
Von uns, auf immer, und — stehst uns so nahe!
Erinn'rung, Ueberlegung, wie verwandt!
Wie nied're Schranken zwischen *Sinn* und Geist!
Wie Alles nach Vereinigung sich sehnet,
Und doch unüberstiegbar jede Scheidung
Für Wesen bleibt! —

Pope.

und hatten, zu einer Höhe, wo wir uns nach unserer *nicht erworbenen*, sondern *ursprünglichen* Anlage unserer Natur, der Vorstellung eines höhern künftigen Seyns, des Verlangens darnach, nicht erwehren können, und wo wir beym vollen Bewusstseyn, dass noch herrliche Kräfte in uns für diese Zukunft zu entwickeln übrig bleiben, gleichwohl alle Aussichten dahin aufgeben müssen: wo wir nie zu sättigen durchs Sinnliche, doch schlechthin nur auf den Genuss desselben angewiesen sind: wo uns ein inneres Gesetz gebietet, der Welt in manchen so lüsternen Theilen zu entsagen, und den durch einen Dolchstich so leicht zu hebenden Schmerz, bis zur Abstumpfung zu erdulden: wo wir bey dem Allen keine andere Bestimmung vor uns sähen, ausser der, nach einigen Jahren unserer unglückseligen Würde wieder völlig ins Sinnliche zurückgeworfen, aller Vorzüge, und sogar des Vermögens der Erinnerung an unser ewiges Menschseyn beraubt zu werden. Wie? Sollte denn etwa die ewige Grundursache alles Lebens, aller Formen, die sich in Beziehung auf alles, was ausser uns da ist, so *unendlich* und *unerschöpflich* zeigt, in Beziehung auf uns allein *ohnmächtig* und *eingeschränkt* seyn? Ist vielleicht der Mensch das Höchste, was sie hervorbringen konnte, und, bis zu einem gewissen Grade vollendet, wieder fallen lassen muss? Eine Macht, die schaffen kann, und nicht *was sie will:* die das Todte *belebt*, und das vollkommenste Leben nicht vor der *Vernichtung* zu schützen weiss: das ist nicht die *deinige Natur!* Ein Blick ins Freye hin, zur Sonne, zu den Sternen hinauf, und unser Zweyfel ist gehoben!

Man schreibt so schön vom *Kreislaufe der Natur*. Nun, ich will gern daran glauben. Nur

lasse man unser *Ich* — ich spreche jetzt von dem materiellesten Ich, wie's nur immer ins Gespinnst der Palingenesie, passt — damit unverworren. Alles mag bleiben im Kreislaufe des Sinnlichen; unser *Selbst* bleibt nicht, sobald es von seiner jetzigen Höhe herabgerissen, und in andere Naturformen vertheilt wird. *Die Flamme erlischt; das Feuer bleibt;* fliesst vielleicht bald wieder zur Flamme zusammen; oder dringt in unzählige Körper ein, und wirkt an jeder Stelle zu grosen Operationen der Natur mit. Im Blitzstrahle, wie im warmen Sonnenregen, wie im Keime der Pflanze, wie im Blute des Thiers; überall dauert es fort als Feuer, unvernichtet, so lange die Schöpfung steht. Wer zählt alle Formen und berechnet alle Modificationen, die der chemische Natur-Process dem Sinnenstoff bereitet? Mag er indessen aus einer Wesenreihe in die andere geschoben und, wie es scheint, von Grund aus umgebildet werden, so bleibt er an sich unverändert. Seine ersten Bestandtheile kündigen sich nach unzähligen Zersetzungen, durch ihre eigenthümliche Beschaffenheit, durch Schwere, Undurchdringlichkeit, Anneigung an einander, als unvernichtet an, und als ein für sich bestehendes Ganzes wird er durch Natur und Kunst von jeder Masse wieder geschieden.

Angenommen, aber nicht zugegeben, dass unsere eigenthümliche, *denkende* Grundkraft als *Sinnenstoff* durch Raum und Formen bestimmbar sey: so fordern wir doch wenigstens, dass ihr *Character* durch keine Veränderung ihres Raums, ihrer Form aufgehoben wird. *Denkkraft* ist sie, und in einem Grade, wie keine andere Kraft, die wir ausser ihr kennen. Als solche ist sie sich ihrer bewusst in dem Formengewebe, was sie um-

gibt, als solche spricht sie durch alle vollkommnere Organe. Nur als *denkend* ist sie *für sich selbst* da, und für die Welt, die ihr *so* über alle andere Wesen ihre Bestimmung anweiset. Was ihren Character *verletzt*, wirft den Menschen schon unter die Thierordnung herab: was ihr Denkvermögen *völlig aufhöbe*, vernichtete den ganzen Menschen, in Beziehung auf sich selbst und auf die ganze Natur.

Unter dies Denk-Princip geordnet ist unsere *Empfindung*. Vernunft von der einen, Sinne von der andern Seite, bearbeiten sie zur *menschlichen Empfindung*. Wo die erstere nicht auf sie wirkt, da ist sie thierisch. Gerade unserer gegenwärtigen Organe, ihrer Feinheit, Weichheit, Reizbarkeit; ihres Verhältnisses zu einander und zum Sinnenstoffe bedarf es zur Erzeugung solcher Empfindungen, worauf die Vernunft wirken, welche sie veredeln kann. Wie weit bleibt ein Vernunftwesen in Ansehung seiner ganzen innern Bildung hinter dem andern zurück, wegen seiner zu derben, stumpfen, oder ganz mangelhaften Organisation! Denke dir die äussere sinnliche Form des Menschen hinweg, wie sie jetzt ist, und lass ihn eine andere, noch leichtere, die Vernunft noch weniger einschränkende, erhalten: so setzest du ihn auf eine *höhere* Stufe der Ausbildung: vermögtest du dir in ihm ein Wesen, ohne alle sinnliche Form, in der einzigen Beziehung auf Vernunft, als durchaus reines Vernunftwesen zu denken: so hättest du ein *höchstes Ideal* vor dir. Aber lass nun unsere Organisation in Staub und Verwesung übergehen: lass sie ersetzt werden durch irgend eine andere in dieser sinnlichen Schöpfung: *bleibt auch da der Mensch noch Mensch?*

Ich will die Frage nicht weiter auskleiden. Sie führt zu offenbaren Ungereimtheiten, und es möchte wohl schwer auszumachen seyn: ob man durch unsere erträumte *Fortdauer in diesem Sinnenreiche* mehr den zur Pflanze, zum Instinctwesen verurtheilten Menschen, oder die, zur Verjüngung, Verschönerung und Reife wirksam allbelebende*), nun aber gerade ihr edelstes für *das höchste Seyn und Leben* fähige Werk wild zerstörende, Natur herabwürdigt.

Du lächelst, ruhiger glücklicher Mann! über die Versuche des menschlichen Scharfsinns und Blödsinns, dich im Glauben an deine Fortdauer irre zu machen. Und eben so belächelst du unser Fragen und Forschen nach Gründen, für die, unaufhörlich, von Andern öffentlich, von uns selbst im Stillen, und dann am gefährlichsten, angefochtene Hoffnung unsers Bleibens im Tode. Unerklärbar! Du stehst schon im letzten Vierthel deines Lebens, und dennoch scheint dir's so gleichgültig, ob dein ganzes Seyn damit zu Ende geht oder nicht?

"Mit nichten gleichgültig! Eben desswegen lasse ich mich nicht aufs Grübeln ein, und kann's nicht reimen, wie man dadurch zur Ruhe

*) Sieh diese Luft, dies Meer und diese Erde!
Wie Alles lebt und Leben uns gebiert.
Aufwärts, wie hoch mag da das Leben gehen!
Um uns, wie weit, und unter uns, wie tief!
Endlose Wesenkette! Werk des Schöpfers!
Vom Aether bis zum Staube: Engel, Mensch,
Thier, Vogel, Fisch, Insect, was ungesehn
Vom Auge, durch Vergrösrungsgläser blieb:
Der Mittelpunct von Lebensfall' und — Nichts!

Pope.

kommen will. Ich sah viele schlummern *um Mitternacht* und viele schlummern *im Sarge*. Diese noch ungestöhrter als jene. Wurde ihnen ihr Einschlafen schwer und peinlich, so war mirs doch immer, als hörte ich in ihrem letzten Athemzuge ein Zeugnis ihrer nun angehenden herrlichen Erquickung, und konnte es nie leiden, wenn Andere nun noch um den Abscheidenden weinten, dem es doch so wohl war. Um mein Sterbelager wünsche ich mir einst nur solche, die sich noch ängstlich vor dem Tode fürchten, oder in ihrem *Hin-* und *Hersprechen* den letzten Augenblick des Einschlafenden für bänger halten lernten, als er es in der Erfahrung ist. Hatte ich nun nicht Recht zu lächeln?"

Verzeihe mir, dass ich deine Ruhe für Sorglosigkeit nahm. Denn vielleicht gründet sie sich auf den Glauben, den wir suchen, und, wenn wir ihn einmal ganz zu dem unsrigen gemacht haben, wenigstens eben so festhalten werden als du. Wo dieser Glaube an *Fortdauer im Tode* nicht ist, da bedeutet das schöne Bild des Schlummers gar nichts, und da kann der Sterbende wohl gefühllos, wohl vor den Augen der Zuschauer *heroisch:* nimmermehr aber, wenn er sich seiner bewusst bleibt, *getrost* seinen letzten Augenblick erwarten. Ia wir eilen am Abend zufrieden in unsere Kammer, um unseren müden schweren Gliedern, unserm erschöpften Geiste die Ruhe zu gönnen, deren sie bedürfen. Iede Störung ist uns verdrieslich. *Erquickung* ist der Wunsch, womit unsere Augen zufallen. Und dieser Erquickung wegen hat der Zustand des Nichtseyns, dem wir im Schlafe so nahe treten, nichts Widriges für uns. Wir wissen vorher,

dass er uns auf mehrere Stunden von der Reihe moralischer Wesen ausschliessen; dass er zugleich mit unserm Selbstbewusstseyn auch unsere Ansprüche an uns selbst, und an die Welt, aufheben wird. Aber wir fürchten und fliehen ihn nicht. Wie aber? wenn man uns sagte: wir würden einschlummern, um *nie wieder zu erwachen?* Mit welcher gerechten Bangigkeit sähen wir dann dem Augenblicke entgegen, wo wir die Macht des Bedürfnisses nicht länger aufhalten, uns der unwiderstehlichen Neigung unsers entkräfteten Körpers nun hingeben müssten! Was bliebe uns in diesem Falle die Vorstellung von *Erquickung?* Erquickung, wo wir keinen *neuen Kraftgebrauch* zu erwarten hätten, deren süsses Gefühl uns nicht wieder verstattet würde! Der Schlaf bleibt immer das passendste und gefälligste Bild des Todes: aber nur *der Schlaf zum Erwachen;* und auch dieser nur *Bild.* Ich fürchte, wir sind zu leicht beruhigt, und folglich nichts weniger als gesichert bey unserer Ruhe, wenn wir uns daran genügen lassen, und nicht den wichtigsten Moment, von welcher Seite, und so weit es uns irgend möglich ist, an sich, *ohne Bilder und Gleichnisse vor uns hinstellen. Einschlummern* — ja, aber auch *Hinsinken in Erstarrung und Moder!* Fürwahr der Anblick des Leichnams im Sarge erregt ganz andere Gefühle in uns, als der des Schlummernden! Wir fahren zusammen, wenn wir unsern Freund nur in einer starken *Ohnmacht* erblicken. Hier ist auch ein sprechendes *Bild des Todes:* die Mittelstufe zwischen dem täglichen und dem letzten Schlaf. Warum erschrecken wir davor? *Schlaf!* Ach, wie willkommen bist du dem abgezehrten Kranken. Wie gern legt er sein Haupt nieder in dei-

nen leidenden Arm! Nun schweigt sein Schmerz, und seine verzerrte Miene wird wieder menschlich. Nun ist die Erinnerung an seine Jahre lange Pein bedeckt, und die trostlose Aussicht auf sein noch schrecklicheres künftiges Uebel verhängt. Nun ist er glücklich, wie der satte schlummernde Säugling. Wir zählen die Minuten seiner Ruhe; wir achten auf seinen Athem. Er ist natürlich; bald wird es besser mit ihm. Dies hoffen wir, und siehe! du bereitest nur *einen andern* Schlaf vor. Schrecklich muss er seyn: denn lautes Iammergeschrey, Zuckungen, starre wilde Blicke, das sind seine Vorboten, und ein gewaltsamer Stos auf die Körpermaschine, der sie augenblicklich, in allen ihren Theilen, zum Stillstande bringt, das ist sein Werk! Mögen wir diesen Moment noch den des *Einschlummerns* nennen?

Und was schlummert denn im Tode? Doch nicht die *entseelte*, modernde *Organisation?* Ihre Ruhe, ihren gefühllosen Zustand Schlummer nennen, das hiesse auf den eigentlichen Schlaf, auf diesen wohlthätigen Freund der Menschheit, eine widrige Nebenidee werfen. Also unser übersinnliches Wesen? Etwa in so fern der Zustand unserer Denkkraft im Schlafe ein *Analogon* des *Nichtseyns* seyn soll? Er ist es nicht. Auch im Schlafe wirkt unser denkendes Princip unablässig fort: es hat da oft Räthsel gelöset, speculative Sätze aufgeschlossen, die dem Wachenden undurchdringlich waren. Ieder Traum ist ein Zeugnis seines Fortwirkens. Nur *in der* Rücksicht äusserte ich vorhin, der Schlafende trete dem Zustande des Nichtseyns nahe, weil darin unser Selbstbewusstseyn schwächer wird, und

ohne volles Bewusstseyn unserer Selbst, wohl ein *Seyn im Raume von uns*, aber kein vollkommnes Seyn *für uns*, kein *Menschseyn* gedenkbar ist. Nein, weder im täglichen, noch im Todes-Schlafe kann *unsere Seele* schlummern. Dies zu beweisen ist indessen mein Zweck nicht: wenn ich nur darüber zur völligen Gewissheit gelangen kann, was man in der bildlichen, aber nichts weniger als vollkommen zutreffenden Idee unsers Entschlummerns im Tode, schon zugibt: *dass es für mein Ich kein Aufhören, keinen Tod gebe.* Bleibt es unversehrt beym Absterben meiner Organisation, so kann ich wegen seiner Wirksamkeit oder Nicht-Wirksamkeit: wegen seines Wachens oder Schlummerns unbekümmert seyn. Ich kenne seine Natur. Ich fühle seine Kräfte. Ich weiss, was es war und wirkte in seiner sinnlichen Hülle, und erwarte ruhig, im Bewusstseyn seiner hohen Würde, seiner herrlichen Tendenz, was es seyn und wirken wird, als entfesselte Kraft. *Wenn es nur übrig bleibt! Seyn oder Nichtseyn? Das ist die Frage!*

Neunte Betrachtung.

Ruhige Blicke aufs Grab.

Wenn ich nur nicht aufhöre im Tode! Das war ja der Gedanke, welcher mich so dringend zu diesem Versuche bestimmte! Hätte mich denn mein Forschen und Fragen nach der Zukunft noch nicht weiter gebracht, als zu einem solchen, nichts festsetzenden *Wenn nur?* So würde ich die Feder wegwerfen und zu vergessen suchen, was ich über mein künftiges Seyn oder Nichtseyn, ich bekenne es offenherzig, mit Anstrengung, gedacht; würde vernichten, was ich hier geschrieben habe, und es, mit verhaltenem Unwillen, auf Tod und Leben ankommen lassen. Und das wäre denn dein Werk, du kühner, und doch dabey so ohnmächtiger Geist! dass du Gründe im Abgrunde, Wirklichkeit im Reiche der Träume gesucht: dass du gegen dein Ziel, und so unaufhaltsam, vorgedrungen wärest, was sich bey jedem Anlaufe, den du darauf wagtest, in neuen ungeheuren Dimensionen von dir entfernte, und dir doch nun einmal zu wichtig geworden wäre, als dass du davon ablassen und in deine vorige Ruhe wieder zurückkehren könntest. Aber ich müsste dich rechtfertigen, gesetzt auch dein ganzes Streben bliebe umsonst. Denn es ist ja nothwendige Bedingung deines Seyns und Wesens. Du wärest nicht *mein Geist*, liessest du dir am Gegenwärtigen genügen, oder an der Zukunft, die dir Andere in Bildern und Verzückungen, hinter einem

heiligen Nebel gezeigt hätten *); die du nun mit frommer Einfalt dahin gestellt seyn liessest jenseits dem heiligen Dunkel, über die du nicht ernstlich und anhaltend *mit dir selbst* gesprochen, so gesprochen hättest, dass du nun sagen könntest: du *selbst* sähest mit eigenen Augen deine künftige Bestimmung: sie sey *für dich* und *durch dich* ausgemacht: ihre Bedingung liege tief in deinem Wesen, nicht wie man dir's sage, sondern wie du es *selbst* fühlest: du werdest so gewiss leben, als du dich deiner in diesem Augenblicke bewusst seyst. Oder bis es im Gegentheil bey dir ausgemacht wäre, du könnest nichts sehen, wo Andere so viel erblickten: nichts glauben, wo Andere auf ihren Glauben des schrecklichsten Todes stürben: du könnest dies nicht, weil du einmal als *freyes* Wesen deine besondern Gesichtspuncte nicht zu vertauschen, deine Einsicht nicht zu erzwingen, deine widerstrebenden Empfindungen und Zweyfel nicht unter Auctoritäten zu beugen, deine Individualität nicht aufzugeben vermögest. Für dich sey also keine Zukunft da, weil du sie nicht *durch dein*, *in deinem Selbst*, vollkommen bestätigt fändest. Nein,

*) Wie unberufen und unglücklich thätig war vom Anbeginn des Christenthums die erhitzte Phantasie des Schwärmers, im Missbrauche jener, uns so einfach, so vorsichtig, vom Himmel gegebenen; durch eine Summe heller Wahrheiten, von allen Seiten begründeten, und überall auf Tugend fürs Leben, nicht auf vorwitzige Fragen, unfruchtbare Speculation, sinnliche Spiele ihrer Bekenner, hinführenden Offenbarung von unserer Zukunft! Der Grieche konnte sich sein *Elysium*, der Normann sein *Walhalla* nicht sinnlicher mahlen, als man den Himmel des Christen gemahlt hat. Allerdings müssen die üppigen, vermeintlich heiligen Gemählde der Zukunft der Trägheit gefallen; sie müssen eine *gewisse* Himmelsucht; eine *gewisse* Verschmähung des *Irdischen* erzeugen. Sicher aber nicht eine edle, christliche Verschmähung des *Sinnlichen*.

wenn du nicht mit solchem, dein ganzes Selbst bezweckendem, dein ganzes Selbst befangendem Ernst, die Sache nähmst: so handeltest du nicht als *freyer* Geist, und wärest nicht fähig und nicht werth Wahrheit zu finden.

Leugnen darf ich es nicht, dass ich für meinen Zweck nur wenig gewonnen habe, wenn ich weiss, ich sey nicht auflösbarer Stoff, wie die Erde worauf ich wandle, wie der Baum den ich betaste. Denn dies Wissen ist kein *reines* Wissen. Es ist blos Erkenntnis dessen was ich *nicht bin*, und führt zu keinem bestimmten Begriffe von meiner eigentlichen Natur. Die Unterscheidung sinnlicher Formen setzt noch nichts über die Beschaffenheit der *ersten* Bestandtheile, die unter jeglicher Form verborgen liegen, und bey ihrer Veränderung übrig bleiben. Die Untersuchung: was ist die Substanz, welche in meiner Organisation denkt und empfindet? Ist sie einfach oder zusammengesetzt? Gibt es im Gebiete des Sinnlichen ein Analogon für sie? führt mich von Fragen zu Fragen, von Vergleichungen zu Vergleichungen, ohne mir je ein sicheres Resultat zu gewähren. Denn die Hauptfrage: *Was bin ich, wenn ich nicht Materie bin*, wie ich sie ausser mir sehe? bleibt immer unbeantwortet und unbeantwortlich, und mit ihr bleibt auch die Untersuchung: was darf ich hoffen, wenn ich nicht, wie die Körperwelt, vom Strome der Zeit und Vergänglichkeit mit fortgerissen zu werden befürchten muss? noch immer übrig.

So wäre also der bisherige Gang meiner Betrachtungen völlig zwecklos gewesen? So wiederriefe ich also, was ich darin zu bestimmen und zu behaupten gesucht hätte? Ja, wenn ich auch *das* Bewusstseyn, auch *den*, nicht aus den

Tiefen der Speculation, sondern aus der Fülle meiner Empfindungen, ausgehobenen Satz aufgeben müsste: *ich sey unendlich in meinem Streben nach sittlicher Würde:* so wäre alles Uebrige, was ich von mir weiss, oder vielmehr glaube, da wo es auf eine *zuverlässige* Bestimmung meines gegenwärtigen und meines künftigen Seyns ankommt, schlechthin ungültig. Bey diesem festen Bewusstseyn aber gilt mir Alles, was ich bisher geltend zu machen versuchte, Alles, was man in der Natur neben uns, und über uns, was man im Reiche menschlicher Erfahrungen und im heiligen Gebiete der Religion, an Gründen, Zeugnissen und Bestätigungsmitteln unserer Fortdauer im Tode finden will.

Brüderlich trete ich dir nun zur Seite, du edler, gefühlvoller Freund der Natur! Ich will den heitern Ernst mit dir theilen, womit du jenen Strahlenkörper am Rande des Horizonts herabsinken siehst. Glaubst du darin einen Beweis von deiner Bestimmung zu finden: warum sollte ich deine süse Täuschung dir ausreden? Warum dir beweisen, dass du nach einer *in dir*, tief in deinem Selbst liegenden Forderung diesen Beweis *suchst:* dass diese deine innere *Forderung* schon der Beweis *sey*, und nicht die äussere Erscheinung, welche auf dein Wesen *an sich* keine Beziehung haben kann. Was dir *Beweis* scheint, ist mir *Bild*, Erinnerungsmittel meiner Vollendung. *So*, gerade *so*, wie jene Sonne, werden wir bald am Ziele unserer irdischen Bahn nicht *stehn*, sondern *hinüber eilen* in eine andere Lichtbahn. Stille, wie die des Sommerabends, wird um uns seyn. Das Geräusch und Getriebe der Welt wird sich legen für uns. Der leisere Ton unserer uns nachseufzenden Geliebten wird, wie

dies Säuseln im Hayn, uns noch vernehmlich seyn. Noch ein Laut der klagenden Zärtlichkeit dringt zu uns herüber, und der letzte Funken unsers Lebens *scheint* erloschen. Er *ist* es nicht! Ihr könnt nur diesem Leben nicht folgen in seine Unendlichkeit. *Ist* denn die Sonne nicht mehr, wenn sie *für euch* verschwand? Wird sie nicht in wenigen Stunden mit neuer Klarheit hervorbrechen durch jenes Dunkel der Nacht? Um *sie* ists nicht dunkel, und die Todesnacht schwebt nur um *euch*, die ihr uns beweint; nur über unsern Gräbern: unsere eigene Lebenskraft und Lebensfreude kann sie nicht einhüllen.

Die täglichen Umwandlungen in der Natur: das Verwelken der Blume, das Abfallen der reifen Frucht, die Verwesung des Blatts, das Sprengen der Samenkapsel, das Schwellen des Keims, die Verlarvung der Raupe: es gab für mich eine Zeit, wo ich in diesem Allen *Vorspiele* meiner Auferstehung fand. Wie leicht war ich damals befriedigt! wie glücklich in meinem Glauben! Sollte ich mir desswegen jene flachen, sinnlichen Begriffe zurückwünschen? Aber mein Glaube *bleibt* ja! Er stammt unmittelbar *aus meiner Sittlichkeit her*, und wirkt mit lebendiger Kraft auf meine Sittlichkeit zurück, anstatt dass jener Glaube mich blos ergötzte, und blos Spiel der Einbildung war. Hätte man weniger mit solchen, für unsere Bestimmung *viel sagenden*, aber gar *nichts beweisenden* Erscheinungen in der Natur getändelt: so wären auch der sinnlichen und schwärmerischen Begriffe von der Art unsers künftigen Seyns wohl jetzt schon weniger. Und sage mir doch, wozu frommt es dir, dass du dir einbildest; denn eigentlich *glauben* kannst du doch hier nicht, und wissen noch minder: die Umstal-

tungen in der irdischen Schöpfung deuten auf die Umstaltung und Verherrlichung deines Wesens im Tode hin? *Bessert* dich das? *Beruhigt* dichs? Du solltest an ein übersinnliches, und eben *dadurch* vollkommnes Seyn nach dem Tode glauben und deine Blicke haften immer nur am Sinnlichen, *am neuen Körper*, den du forderst. *Fordere* ihn nicht! *Verschmähe* ihn nicht! Sey in Hinsicht auf dies *Zufällige*, worüber du doch nie etwas entscheiden wirst, wenn du gleich alle Reiche der Natur und alle Umstaltungen darin zu Rathe ziehen könntest, völlig unbekümmert, damit du nicht das *Nothwendige* darüber vergissest. Als blose *Embleme* müssen dir alsdann jene Natur Scenen noch immer sehr schön und schätzbar bleiben. Sie *begründen* deine vom Sinnlichen unabhängige Ueberzeugung nicht, aber sie *regen sie an*. Du erblickst das fallende Blatt, und denkst *dich* nicht im Moder der Masse, sondern als entfesselt von ihr, als unendliches Wesen, und lässest deinen Körper zerfallen, nicht weil du das Sinnliche aufgelöst und durch Auflösung erneuert siehst, sondern weil du fühlst, du habest nichts damit gemein, und nichts zu fürchten von seinen Gesetzen.

"*Embleme* nur, jene Naturerscheinungen? Nur Gegenstände von schwacher, *augenblicklicher* Bedeutung für mich? Stehe ich aber nicht mit dem Ganzen, wovon sie ein Theil sind, auch *als Theil*, in der engsten Verbindung? Bestimmte ich mir nicht vorhin die erste Stelle *in der Natur?* Wie vermesse ich mich denn, mein Ich nun ganz von ihr *abzusondern:* meine Gemeinschaft mit ihr *aufzuheben?* Sie steht mit mir in einer gegenseitigen Zweckbeziehung, welche ich nicht wegdeuteln kann. Ihr Muster-

bild ist der Mensch. Zu ihm herauf steigen ihre Stufen. Er ist das Mittelglied, was das Endliche mit dem Unendlichen verbindet. Und wenn es gleich, aus diesem Grunde, seiner Würde gemäs ist, seine Blicke über sie zu erheben, und seine Erwartung des *Unendlichen*, nicht auf das *Endliche*, was dafür keine Gründe hat, sondern auf *den Character* zu gründen, der ihnen für die Unendlichkeit gegeben ist: so darf er dennoch die Veränderungen *unter ihm* keinesweges als Dinge würdigen, die ihn nicht, oder nur für den Anblick angehen, als Scenen eines Gemähldes, die seine Hand entwarf, und seine Seele vergisst, wenn er den Blick davon abwendet. Nein, die Natur ist ein lebendiges Schauspiel für ihn! Ueberall erblickt er in ihren Scenen *sich selbst*. Was *sie* angeht, betrifft auch *ihn*, und es bleibt bey allen Umformungen ihrer Wesen immer seiner genauesten Prüfung werth: in welchem Verhältnisse diese, und die auf sie wirkende Kraft, zu ihm stehe? was er von eben der Kraft zu fürchten habe?"

Wie viel das Sinnliche den Menschen angehe, oder nicht angehe? das liegt nun schon in der Aussage: *er habe einen Character für die Unendlichkeit*, er habe *Vernunft*. Erhebt er sich zu diesem Bewusstseyn, so mag er sich die Welt zertrümmert denken, ohne von ihrem Einsturz etwas für sich befürchten zu dürfen. Denn *als Vernunftwesen* hat er nichts mit ihr gemein. Er ist *kein Theil* von ihr, betrachtet er sich auch als das vollkommenste Geschöpf, was sie bildete. Sie wies ihn an, sein Heil und seine höhere Ausbildung nicht von ihr, sondern von *sich selbst* zu erwarten. In so fern sie diese Anweisung, in allen Veränderungen ihrer Wesen, ihm wie-

derhohlt, vermittelt sie seine Einsicht durch solche Veränderungen, dass es ihm immer klärer wird, er finde kein Analogon seines Wesen in der Natur, und bedürfe dessen nicht, zur Ueberzeugung von seiner erhabenen Bestimmung. Dies Bewusstseyn heisst ihn stille stehn, bey merkwürdigen Anfängen, Umstaltungen und Ausgängen sinnlicher Formen: es lässt ihn überall *sich selbst* suchen und finden, und überall das, was er von sich weiss, auf *das* übertragen, was *er*, ausser sich sieht, um den Abstand *seiner*, von der *sinnlichen Natur*, immer vollkommner zu erkennen. Will er aber sein Wesen nach den Sinnenwesen, seine Schicksale nach den ihrigen, bestimmen: will er schliessen: *die erstorbene Pflanze trägt neue Knospen, also gibt es auch für mich keinen Tod:* so stellt er sich ja offenbar dem Sinnlichen gleich, und ist des Verraths gegen seine höhere Würde schuldig. Nur für den ersten Anfänger im Denken, der überall Bilder und Gleichnisse fordert, hat ein solcher Schluss Bedeutung, und für den Herold der Seelenverkörperung, welcher sich als lebende Pflanze betrachtet. Daher konnte ich ihn in der voranstehenden Betrachtung nicht ganz übergehn. Sind wir denn, um mit Einem auf obige Einwendung zu antworten, so tief in das Innere der Naturwesen eingedrungen: können wir, was es *vor*, *in*, und *nach* den Umformungen, die sie leiden, *an sich* ist, so bestimmt angeben, um sie, in irgend einer Gestalt, für mehr als *Emblème* unserer eigenen Veränderungen, zu halten? Was sie für den *feinen* Sinn des Beobachters, und durch die Fülle herrlicher Ideen, in seiner Darstellung werden können, das sahen die Leser der Herderschen Schriften, mit Zuneigung und Bewunderung.

Es ist Beruf und Preis des schöpferischen Genies, auch die ödesten Parthien in anmuthige Schauplätze umzubilden, wo nichts müssig und todt liegt: wo Alles lebt, und Leben vorbereitet, und Leben einhaucht. Und welche Parthie in der Natur wäre eigentlich öde? Welche Form unter allen erschaffenen liesse sich nicht gern einen Grad von Leben, durch das zarte Natur- und Kunstgefühl, meignen? Welche Erscheinung verträge nicht jede, und am liebsten die *höchste* Absicht, die man ihr, unter ausgesuchten Analogien des Sinnlichen zuschöbe? Doch hier gilt es keiner Aufgabe für das *Genie*, keiner Aufstellung eines *ästhetischen Musterstücks*, sondern *der* Wahrheit, die jedem Menschensinne zuspricht, und ins Innere unserer ungekünstelten Ueberzeugung, in unser ganzes practisches Leben, in unser Selbst eingreift, nicht wie es in Stunden seines frohen Umgangs mit der Natur, sondern wie es auch in schrecklichen Bedrängnissen durchs Irdische, und im Augenblicke seiner gewaltsamen Verdrängung daraus, *über sich* und *über die Welt* denkt: wie es da *fühlt* und *glaubt* und *fordert*. Diese, mir nicht *von Aussen* zugeleitete, sondern mir, von Anbeginn meines Seyns, *eingepflanzte*, mit mir bestehende, und durch jede neue, oder besser entwickelte innere Kraft, täglich mehr in mir befestigte Wahrheit: *Ich bin Vernunftwesen: ich kann nicht sterben*, lässt sich nicht mit Resultaten des Genies in eine Reihe stellen. Sie muss *für sich* beweisen, und müsste mir, hätte ich sie einmal in meinem Innern vernommen, allgenügend bleiben, wenn auch die Werkzeuge und Zugänge meiner äussern Beobachtung insgesammt an mir vernichtet wären: wenn Staar und Taubheit mir aus dieser Welt voll Leben und

Lebensbilder plötzlich ein schauriges Todtengewölbe machten. Auch *dann* beharrte ich auf jener Ueberzeugung, und hielte um so fester an ihr, je weniger ich in Versuchung geriethe, aus *mir selbst* herauszugehn, und mein *Ich* mit durchaus fremdartigen Dingen zu vermischen; meine Bestimmung von Scenen des Sinnlichen abhängig zu machen, und in *äussern* Anschauungen zu suchen, was mir die *innern* so nahe zeigen, so sicher gewähren.

Heil mir indessen, dass mich die Sinnenwelt, wenn ich ihrer Bürgschaft für meine übersinnliche Bestimmung nicht nothwendig bedarf, doch in meinem Glauben daran *nicht stört!* dass sie vielmehr für mich da ist, um mir die bedeutungsvolle Inschrift in meinem *Selbst* auf die gefälligste Art zu erklären! Ihre Erscheinungen *an sich* sind für mich ohne grosen Werth; in Beziehung *auf meine Sittlichkeit*, und auf das, was von ihr abhängt, bedeuten sie mir viel. Mein groses Ziel kann mich die Aussenwelt nicht einmal ahnen lassen. *Allein* meine Vernunft gibt es mir an. Gegen diese übergestellt, ist Alles, was ich durch Sinne wahrnehme, ein Schattenspiel ohne Bedeutung für mich; von ihr *aufgesucht*, auf ihren Ausspruch *bezogen*, wird es mir ein schätzbarer Commentar dieses Ausspruchs.

Ich bin berufen zur Freyheit und Unendlichkeit. Dies fordert, und hierauf beharrt mein Geist. Rastlos späht er nach Belegen seiner Aussage unter dem Sinnlichen. Aber der enge Erdraum, worin er eingeschlossen ist, und sich verlassen sieht, von Allem, was ausser ihm lebt und webt: die Reihe von Geschlechtern unter ihm, welche insgesammt noch enger umgränzt sind,

als er selbst, und so gar kein Bedürfnis grösserer Freyheit und Ausbildung fühlen, scheinen, in so fern er sich als *ihren Mitgenossen* im Reiche des Sichtbaren betrachtet, seine Forderung geradezu aufzuheben. Wo er Zeugen für seine *endlose* Fortdauer und höchste Vollkommenheit aufstellen will, da treten Zeugen für die *Vergänglichkeit* und Eingeschränktheit gegen ihn auf. Sie *verwirren* ihn nicht. Sein eigenes Zeugnis gilt ihm mehr als das ihrige. Indessen können sie ihn auch nicht *befriedigen*. Jetzt blickt er aufwärts, und siehe da! von jener unermesslichen Wölbung des Himmels herab wird ihm die Bekräftigung seines innern Spruche gegeben. Stern an Stern, Sonne an Sonne, zahllose leuchtende Weltkörper von verschiedenen Grösen, in ungeheurem Abstande von und über einander; hier als Feuerkugeln, dort als schimmernde Pünctchen im breiten Himmelsgürtel zusammen gedrängt: diese Weltensaat gebietet ihm Nachdenken, und stellt ihm auf einmal unter den Symbolen des Todes die herrlichsten Denkmähler des Lebens, eines unendlichen, an Vollkommenheit steigenden Seyns, über der Sphäre des Irdischen auf.

Sie sind Werke eben der Allmacht, die meinen Erdball werden lies. Einerley Gesetze regieren sie und ihn, dass sie sich um ihre Sonnen wälzen, um ihre Achse drehen, als er um die seinigen, dass ihr Umschwung einen Zirkel bildet, wie der seinige, dass sie Sonnen oder Planeten, ihre kleinern kreisenden Gefährten haben, als er den seinigen. Mitten unter ihnen schwebt er im unermesslichen Raume als ein kleiner Ergänzungstheil des Pallastes der Gottheit. Und ich dürfte noch fragen: ob *er allein* eine

Wohnung, eine Werkstätte des Lebens sey? Nein, alle jene Himmelskörper sind mit Geschöpfen besetzt, und diese müssen einen allgemeinen Strebpunct haben. Der irdische heisst *Vernunft*. Dahin sehnt sich in unzähligen Abstufungen Alles, womit ich umgeben bin. Sie war der Zweck meiner Welt, und sie sollte nicht der Zweck *aller* von *einer* allmächtigen Weisheit zusammengeordneten, nach gleicher Form, in einem Raume, voll höchster Milde zur Erzeugung, zur Fortbildung des Lebens geschaffener, nach gleichen Gesetzen regierten Welten seyn? Was ist eine Welt für Geschöpfe, die nie es erkennen sollen, von wem sie kamen, zu wem sie aufsteigen? die todt, die als ein Nichts aus dem Nichts hervorgehen, und als ein Nichts zum Nichts zurückkehren; oder die auf ewig an ihren Instinct gebunden, ewig zwischen Tod und reiner seligen Lebensfülle dahin schlummern, üppige Genüsse auf ihren Segen strömenden und Segen mittheilenden Sonnen reichlich empfangen, aber nicht die seligste Empfindung *eigner Würde?* Was ist eine solche Welt neben unserer Erde? Was ist sie, wenn sie unendlich grüser, selbst Sonne, oder doch näher dem reinen Lichtmeer, sich nicht um sie, die Welt *ohne Leben* um die *belebte*, die Welt *ohne Vernunft* um die Welt *mit vernünftigen Wesen*, sondern mit, und über ihr, um den grosen Centralstern schwingt? Im Stillen hab' ich oft die Wissenschaft gesegnet, welche kühn von Sphären zu Sphären hindringt, und jene Körper, jene Bahnen, jene Bewegungen, jene Abstände misst, die die Vorwelt zum Theil nicht ahnete, und die noch jetzt der Uneingeweihte bezweyfelt, weil sie so tief im Unermesslichen liegen. Möchten doch alle Sinn für

jene bedeutungsvolle Sternen-Offenbarung haben, denen sie von der Allmacht geschrieben wurde! Alle Wesen mit Vernunft, die ihren Schöpfer suchen, nach einem ewigen Umgange mit ihm streben, und ihn, den Unaussdenkbaren, den Unumschränkten doch *ausser sich* nirgend besser fühlen und finden, in keinem erstaunlichen Werke seiner Allmacht und Weisheit tiefer verehren können, als in dem Raume, wo er Sonnen hinsäete, unter denen sich unsere Erde als ein Pünctchen verliert! Jene heiligen Urkunden, die der Einfältigste liest, und der Ungläubigste verehrt, wenn sie, mit Hinweisung auf die Natur, erhabene Schilderungen von Gott versuchen, nannten vor Jahrtausenden diesen Gott einen *Herrn der Heerschaaren*, einen Ewigen, den die *Morgensterne* priesen: der die Sonne aus ihrem Zelt führt, dass sie hehr und herrlich als ein Bräutigam ihre Bahn durchlaufe: der das Siebengestirn wie einen *Büschel* zusammenband. So nannten sie ihn dem Kindesalter der Welt, als noch kein Beobachter die Entfernung, Gröse, Bewegung, Menge, Ordnung, Verbindung, Absicht der Himmelskörper zu bestimmen gewagt hatte. Und jetzt, bey der grösten Evidenz über die Bestimmung der Sterne, wissen noch Zweydrittel frommer Bibelleser nicht, wozu sie da sind, schütteln den Kopf, wenn man ihnen die Höhe, die Gröse, die Bewohner der Sonnen nennt; halten die leuchtenden Puncte am Nachthimmel für Schmuck der Erde, und träumen sich ein Empyrium über dem Sternhimmel, wo sie, *hinausgerückt* über Gottes Meisterwerke, Gott schauen wollen!

Unser Sonnensystem enthält 7 Planeten, welche in erstaunlichen Räumen ihren Kreislauf

um die Sonne machen. Zwanzig Millionen Meilen ist die Erde von ihr entfernt, zweyhundert Saturn, und Uranus gegen vierhundert Millionen Meilen. Ausser diesen Planeten gehören dazu noch 14 Monde, und über 70 Kometen, deren ecliptische Bahnen zum Theil noch weit über die des Uranus hinausreichen. Eine ungeheure Welt! Und der majestätische Mittelkörper, dessen Grösse sie alle anzieht, sie in ihren ungeheuren Gleisen unverrückbar fest hält, welch ein Wunder ist er durch diese Wirkung, wie durch seine Ausdehnung, wie durch sein, auf alle jene Körper, *scheinbar* hinströmendes Feuer! Was er für *seine* Planeten ist, das sind die Fixsterne für die *ihrigen*. Im einzigen *Orion* zweytausend Sonnen. Weder näher noch entfernter dem Auge, selbst hinter Herschels Riesenteleskop von beiden gegenüberstehenden Puncten des Durchmessers der Erdbahn. Also vierzig Millionen Meilen machen hier keinen Unterschied fürs Auge, und so wird die kühne Angabe der Astronomen begreiflicher; sie wird nothwendig, wenn hier etwas begreiflich seyn soll: dass unter jenen tausenden von Sonnen die nächste von uns gegen *siebenzehn Billionen Meilen* entfernt ist. Diese Sonnen erscheinen in mannichfaltigen Grösen, und wenn gleich eine solche Mannichfaltigkeit der Grösen, auch in jenem unermesslichen Theile der Natur, Gesetz ist, so verliert dadurch die Wahrscheinlichkeit nichts, dass gleichwohl auch ein ungeheurer Abstand, mehrentheils, diese verschiedenen Grösen für das Auge hervorbringe. Und Sonnensystem an Sonnensystem — Heere von Sonnen, wie es uns vorkommt, in dichten Reihen zusammengedrängt, aber gewiss: welcher Gedanke wäre hier zu kühn? jede einzelne von der andern um eines Sonnen-

systems Abstand, das heisst um ein halbes tausendmal tausend Millionen Meilen entfernt, schimmern in der *Milchstrasse*, in diesem ungeheuren Aggregat von Fixsternen für unsere Fixsterne, aus blauer Ferne herab. Das vollkommenste Fernrohr lässt unzählige glänzende Puncte darin unterscheiden; aber der menschliche Verstand hört auf zu rechnen, sehnet sich nach Ruhe, und nennt die Region, über welcher uns der Astronom gleichwohl wieder über tausend Nebelflecke, das heisst Milchstrassen über der Milchstrasse, ankündigt, das *Unermessliche*.

Ich wünsche, ich ahne, ich hoffe, ich glaube, ich fordere es, dass diese Weltensaat auch für mich einst erkennbarer werde. Sollte mein Geist, der hier von seinem Weltpuncte aus schon so tief ins Unermessliche dringt, Sonnenheere entdeckt, wo man noch vor Jahrzehnden kein Sternchen sah, sie in ihrem Fluge verfolgt, die Zeit ihrer Entfernung und ihrer Wiederkehr bis auf Sekunden genau berechnet, und in diesem Geschäfte sich so gros, so selig fühlt: sollte er auf immer an der äussersten Schwelle jenes Pallastes der Gottheit stehen bleiben? *Galilei* räumte den Schutt weg, welcher ihn für seine trägen Zeitgenossen unzugänglich machte, der tückische Fanatismus stiess ihn aus seiner Bahn ins Gefängnis: aber er hatte das Licht gesehen. Wie? um dafür im Kerker zu verschmachten, dass er's sah? um ein Märtyrer für die Wahrheit zu werden, und für die stille Lust seiner Verehrer, die seine Entdeckung erweiterten, und zum Theil wie er, unerkannt, ungewürdigt, unbelohnt von der Welt, ihren Lohn blos in der Voraussicht ihres künftigen höhern Standpuncts unter Gottes Sternen fanden? Sie *können* nicht in ihrer Hoff-

nung getäuscht werden. Alle vernünftige Wesen, die eine Region der prachtvollen Gotteswelt bewohnen; gleichviel ob die untere oder mittlere, alle sehen noch ein unermessliches Gebiet vor sich, und *müssen* es einst betreten! müssen sich darin verbrüdern mit den entfernten, zahllosen Familien, die, wie sie, ihren Vater kennen und ihren hohen Beruf; müssen in dieser Verbindung *einen* Sinn für das Grose, und Göttliche, des gränzenlosen Schauplatzes der ewigen allsegnenden Macht, *einen* Drang fühlen, ihr nachzuspähn in ihren Planen, ihr nachzuwirken in ihrer Weltbeglückung; müssen, im Aufsteigen von Sphären zu Sphären, ewig völliger die Majestät des Unaussprechlichen, ewig seliger die Wahrheit empfinden: *Gott ist die Liebe! dies heisst ihre Würde*: dazu sind sie fähig, berechtigt, berufen: *dahin werden sie nach allen Windungen und Wechseln ihrer Schicksale gelangen.* Wir sehen hier einen *unendlichen Gegenstand* unserer Erkenntnis, und die Nothwendigkeit einer *unendlichen Dauer* des Geistes, der ihn erkennen soll. Dies Urtheil kann nicht trügen. Es ist aus unserer reinen *Selbstwürdigung* abgeleitet, und gibt der Einbildung weder Raum noch Recht zu den heillosen Schwärmereyen, worin sich oft die Betrachtung des Sternenhimmels verloren hat. Nichts bestimmt es über das *Wo?* unserer Fortdauer. Wagen wir, in dieser Hinsicht, Muthmassungen, so verlässt uns unsere reine, durch keine sinnliche Träume verwirrte Vernunft. Sie dringt aufs *Nothwendige*, und unter allem, was jemals vom Vorwitz gefragt wurde, kann ihr kaum etwas gleichgültiger seyn, als die Aufgabe: in welcher Sonnennähe oder Sonnenferne sie ihr Werk an uns *vollenden* werde.

Dies organische Gewebe, wodurch die Atmosphäre und alles, was sie umzieht von todten Kräften, auf mich wirkt; dem es folglich darauf ankommen muss, ob es im mildern oder rauhern Clima, in fruchtbaren Gegenden, oder in Wüsteneyen, unter Lust- oder Trauer-Scenen der Natur seine Stelle findet, kehrt in den mütterlichen Schoos der Erde zurück, die es gebildet hatte. Mit ihm hört die Bedingung aller meiner *sinnlichen* Wünsche und die Wahl meines zukünftigen *Orts* auf, wobey ich doch nur immer auf meinen Körper sehe, *wie er jetzt ist und empfindet.* Welch ein seltsames Interesse hätte ich doch dabey, mir ein neues Organ zu denken, was so *abhängig* wäre *vom Raume* als mein gegenwärtiges? Das *Mögliche* gibt mir schlechthin keinen Begriff. Wer Kraft und Lust zu Dichtungen hat, findet darin ein Feld ohne Grenzen. Ich werde, *bekleidet oder unbekleidet*, meine Stelle einst finden. Das Wesen ist die *Bedingung* seines *Orts*. Nicht umgekehrt der Ort, der Planet, das Sonnen-System *Bedingung meines bessern oder schlimmern* Seyns.

Nicht als prächtige ungeheure Weltmassen, nicht als eine sich ins Unendliche fortschlingende Kette von Räumen begründen jene Himmelskörper meinen Glauben an Fortdauer im Tode. Es bedarf keiner Räume über mir, für mein ewiges Seyn. Muss ich mir aus *menschlicher Blödigkeit* ein *Seyn in diesem oder jenem bestimmten Raume* denken, um mir überhaupt ein *Seyn* zu denken: ist es mir nicht genug zu glauben, ich werde fortleben als Vernunftwesen, und bin ich wohl gar so schwach, diesen Glauben so lange von mir zu weisen, bis ich mir darüber entschieden

habe: *wie? mit welcher Form? auf welchem Puncte* der Unermesslichkeit ich bleiben werde? Warum will ich denn meinen jetzigen Weltkörper, der doch ewig Raum genug für mich behielte, durchaus verlassen? Denke ich mir in ihm noch die *jetzige* Welt, wenn diese schwerfällige, durch Ohnmacht, Spannung, Schmerz und langsames Absterben mir *peinliche*, durch wahre und eingebildete Bedürfnisse mir *kostbare*, durch ein Heer sinnlicher Täuschungen meiner Freyheit und Freude so *hinderliche* Organisation, längst zu den Dingen gehört, *die nicht mehr sind?* Und gesetzt, eine neue sinnliche Form gäbe uns ein neues, nur weniger lästiges Gefühl von Einschränkung: würde uns dann nicht unser *Beysammenseyn* mit den Wesen unsers Geschlechts, die nach ihrem ersten Leben in der Sinnlichkeit, durch die grose, alle Fesseln des Irdischen sprengende, alle Triebe des Sinnlichen aufhebende Catastrophe zum lebendigen Bewusstseyn ihres Berufs geweckt, dunkler oder deutlicher, *aber doch alle*, die Forderung ihrer von *thierischen Reizen ungeschwächten* Vernunft vernahmen; geübter oder ungeübter, *aber doch alle* diese Forderung erfüllten: würde uns nicht unsere Verbrüderung, unser Wetteifer mit Wesen, die *alle* nach Wahrheit forschten, und in steter freyer Zueignung des Edeln und Vollkommnen sich selbst und ihre Mitgenossen im seligen Reiche der Vernunft mit gleicher ewig steigender Achtung umfingen: würde uns nicht *diese* allgemeine Hingebung an *den Heiligsten*, dieses allgemeine Emporstreben zu ihm, *unter der Leitung der Wahrheit und Liebe*, unsere Erde zum Himmel machen?

O denke dir dein Empyrium *auf* oder *über* den Sternen, wenn du willst. Dies Denken,

diese Einbildung ist dir unschädlich, dafern du nicht die *Bedingung*, die *Art* deines ewigen Seyns *vom Raume* hernimmst, den du einst auszufüllen hoffest. Gründe deinen Glauben nicht auf *Träume*. Welchen Raum nimmt *jetzt* dein *übersinnliches* Wesen, dein eigentliches Selbst ein? Soll es sich durchaus für die Zukunft einen Raum bestimmen, da es jetzt nichts vom Raume weiss? Und welchen von den tausendmal tausend Weltkörpern, die du über dir siehst, möchtest du wohl für dein künftiges Seyn auswählen? Willst du etwa auf den Fittigen der Gedanken von Systemen zu Systemen fortschweben? Jede Sphäre könnte, wie mich dünkt, deines Bleibens, und eines *ewigen* Bleibens werth seyn, wenn *du dich* eines Bleibens darin unter *ihren Vernunftwesen* werth machtest. Den nächsten Antheil an dir, das nächste Recht auf dich behält doch immer *der Stern*, worauf du Mensch wurdest. Sieh nicht allein auf die zahllosen Wunder, die dir noch darauf zu betrachten und anzustaunen übrig bleiben, wenn dich der Tod abruft, sondern auch auf das, was *dir* dem grösten Wunder innerhalb den Grenzen der Erde, noch *zu deiner Vollendung* zu thun übrig bleibt, und zu dessen Ausbildung du überall Raum hast, wo du *Seyn* und *Kraft* behältst!

Wichtiger, als die eitele und *sinnliche* Frage über den Raum, ist unserm Herzen die Aufgabe: über die Verbindung, worin wir einst fortdauern werden. Der gestirnte Himmel lässt uns auf unsere Fortdauer *merken*, indem er uns *in zahllosen Welten* auch *zahllose Reihen von Vernunftwesen ankündigt*; und uns die Möglichkeit eines Uebergangs zu ihrer Vollkommenheitsstufe, nicht eben

zu ihren Wohnungen, *ergreifen heisst;* und ich setze kühn hinzu: auch die *Wahrscheinlichkeit* eines ewigen *Vereins* der ganzen moralischen Welt, die jetzt noch im unermesslichen Raume getrennt und zerstreut lebt, während die sinnliche Welt, ungeachtet der erstaunlichen Entfernung ihrer Theile von einander, doch in der That nur *ein* eng verbundenes *Ganze* ausmacht. Gros ist diese Idee, und um so gröser, je strenger wir dabey unsere Phantasie beherrschen, welche hier abermals reichen Stoff zu ihren entzückenden, aber auch nicht selten recht abentheuerlichen Schöpfungen findet. Dennoch lässt uns jener grose Gedanke *so kalt.* Wir können den Vernunftwesen, die nicht unsers Geschlechts sind, nur ein geringes Interesse abgewinnen, und wenn wir uns für sie interessiren, so geschieht dies doch eigentlich nur; *in so fern sie dem Menschen ein künftiges Daseyn verbürgen, und ein ewiges Bleiben in seiner Familie.* Sie ist der Ring in der Wesenkette, den zu überspringen er aus keinem vernünftigen Grunde erwarten darf, der ihn zuerst mit der Vernunftwelt verband, und in dem er sich allein ganz fügen kann. Als Säugling lallte er die Töne seiner Mutter nach, und nachher kam er nie aus der Schule seines Zeitalters, seiner Nation, seines Geschlechts. Die Begriffe, die Characterzüge desselben begegneten den seinigen überall, und hatten auf sein Selbst den auffallendsten Einfluss. Alles, was das Sichtbare um ihn her aufstellt von Schönheit, von Gröse, ist nur Erscheinung für ihn. Er gibt es in jedem Augenblicke auf. Es wogt und wechselt im Strome der Vergänglichkeit. Nichts ist davon *Sein*, und Nichts davon hat Ansprüche auf *Ihn*. *Nur der Mensch* an seiner Seite gehört *ihm zu;*

theilt und vervielfältigt und modificirt sein Ich, wird hiernach ganz beurtheilt, und steht da als Wesen, *worin wir unser Selbst erkennen, woran wir unser Selbst hingeben.* *Dieselbe* Kraft der Erkenntnis und Empfindung, *dasselbe* heilige Sittengesetz, *dieselbe* Einschränkung; *ein* Bedürfnis, *ein* Schicksal, *ein* Streben, *eine* Erwartung schliessen *uns* aufs engste *an ihn*, *ihn an uns*, und so wie es uns unmöglich ist, unser Ich von dem seinigen in der Vorstellung *ganz* zu trennen, so wird es auch höchst unnatürlich, den Wunsch eines *ewigen Seyns* mit ihm aufzugeben. Zerreisst der Tod dieses feste und schöne Band, so erscheint er uns, in unserer *gegenwärtigen Ansicht*, als die grausamste Macht die wir zu fürchten haben, selbst wenn er uns statt unserer, ich weiss nicht auf welchem entfernten Weltpuncte im grenzenlosen All, zerstreuten Familie, einem unweit erhabenern und seligern Geisterorden zugesellen könnte.

Bedauernswürdiger! dem jenes heilige Band zur verwundenden Fessel würde, wenn dich das Vaterland aussties und das Ausland verachtete; wenn die eiserne Faust des Despoten nach dir schlug, oder die Arglist hinter der Maske der Gesetzmäsigkeit dein Vermögen, deine Freyheit, deine Ruhe, deine Ehre antastete: wenn du verkannt, verlassen, gehasset, verfolgt von denen, wofür du dich aufgeopfert hättest, endlich allen Glauben an Gerechtigkeit und Menschlichkeit unter Menschen verlierst; dich vor deinen Brüdern als vor Verräthern und Mördern versteckst, und den Augenblick des Todes, als das Signal deiner ewigen Befreyung, von ihnen hersehnst! Erhebe dich aus deiner Schwermuth doch wieder zu den

Gedanken, dass es nicht die *Menschheit*, sondern nur ein kleiner Theil derselben ist, dem der Zufall die Macht gab, dir so empfindlich wehe zu thun! Dein Geschlecht hasst dich nicht, und verdient dein Mistrauen nicht. Schlug nicht auch für dich das Herz einer Mutter, vom Anbeginn deines bis zum Aufhören ihres Lebens? Tödtete nicht der Gram über deine Verbannung deinen Vater? Floss dir keine Thräne, folgte dir kein Wunsch, kein Seufzer der Liebe in deinen Kerker? Und möchtest du wohl die Edeln, die *ewig für dich leben*, wenn sie auch nichts zur Milderung deines Elendes wirken können, mit deinen Tyrannen auf immer *im Tode verlieren?*

Wiedersehn! Nicht unmittelbar vom Himmel schallt uns diese Stimme. Das tiefste Wissen kann sie nicht hervorbringen, oder nur verstärken. Aber aus der Fülle edler Empfindungen dringt sie hervor, und fordert *Glauben* von uns, und gibt *Ruhe*, wo uns sonst nichts beruhigen könnte. *Wiedersehn!* Wir schreiben dies trostvolle Wort unter die Schattenrisse der Unvergesslichen, die durch Trennung und Tod für dies Leben auf immer von uns getrennt wurden, und lernen die Absicht unserer Sympathie gegen sie verstehen, und denken uns nicht verlassen von ihnen, gerade weil unsere Liebe für sie, unsere Sehnsucht nach ihnen, durch Schicksal und Tod, durch Raum und Zeit nur stärker wird. Voll jenes Glaubens stehen wir, nicht mit wildem Schmerze, sondern mit sanfter Wehmuth, zwischen den Gräbern der Unsrigen. Wir werden sie wiedersehen unsere Unmündigen, in denen unsere süsseste Hoffnung und Freude für diese Welt so früh zu Grabe ging: diese Eltern, denen

wir unsere ganze Bildung zum Würdig- und Glücklichseyn verdanken, und doch noch Alles schuldig waren, was unsere Zärtlichkeit ihnen zuerkannte, als sie uns das letzte Lebewohl sagten; diese edeln Menschen, die *uns*, denen *wir* so Viel waren und noch mehr werden konnten, als sie hinweg gingen von uns, ohne wiederzukehren.

Man erhebe Zweyfel über Zweyfel wider eine so heilige Hoffnung; sie würden vielleicht im Scheine der klärsten Vernunftmässigkeit da stehn, und mich doch nicht irren, wo mein Gefühl, und ein Gefühl, was ich mit allen, selbst mit dem erklärtesten Zweyfler theile, was nur der ärgsten Unnatur oder dem schwärzesten Menschenhass weicht, so laut spricht, so unbedingt fordert. *Ist es sinnlich?* Es sey! Allein ich wünsche mir ja mit den Gespielen nicht die Spiele meiner Jugend zurück; ich erwarte, und verspreche, in meiner Hoffnung keine Gemeinschaft, die sich nicht auf die reinste Achtung fürs Gute, auf den edelsten Wetteifer im Guten gründet. *Ein solcher Wunsch ist nicht sinnlich.* Ich wünsche in der Verbindung zu bleiben, worin es mir hier so wohl war, die an der Entwickelung meiner Anlagen, an der Ausbildung meines ganzen Menschencharacters, zur Fähigkeit für ein ewig seliges Seyn, den nächsten Antheil hat. Dieser Wunsch ist *natürlich*, Achtung für meine Würde, die ich in Wesen meiner Abstammung, und in ihnen allein erblicke, pflichtmässiges Wohlwollen gegen sie, und die Idee: ich könne ohne sie nirgend meinen Himmel finden; ich würde ohne sie mitten unter den vollkommensten Bürgern einer übersinnlichen Welt, *allein* seyn, begründen ihn. Ist etwa die letztere Vorstellung *sinnlich* schwach? so

will ich mich meiner Schwachheit rühmen, mein Gefühl vor aller Erkältung durch ein systematisches Vernünfteln aus den ersten Denkgründen, vor aller Eitelkeit sicher stellen, die den Menschen, so bald er sein Oberkleid abgelegt hat, gern mit Herabwürdigung seines erhabenen Geschlechts unmittelbar in den obersten Rang aller Wesen stellen möchte: so will ich gegen Alles auf meiner Hut seyn, was das grausame Wunder bey mir bewirken könnte, mich über jene Schwachheit zu erheben, indem es mich von meinen theuren Mit-Sterblichen und Mit-Unsterblichen entfremdete. Nicht wiederfinden sollt ich dich, mein innig und ewig geliebter *Palm*? *) Sollte mir die Hoffnung ausreden lassen, die mein gröster Trost bleibt, so oft ich deiner gedenke? Nein; du bist nicht auf immer für diesen Geist verloren, dem du so ganz in deinem Wesen, *ohne Fehl und Falsch*, noch immer vorschwebst. Dein Tod hat dein Bild in meiner Seele noch mehr gehoben, der meinige kann es nicht darin auslöschen. Nicht ewig unerhört sehne ich mich, voll reiner Liebe, zu dir hin. Ich werde nun getroster die Welt verlassen, denn du verliessest sie vor mir, und wir hatten uns noch viel zu sagen, was kein Sinnliches uns eingab, kein Sinnliches uns vergessen lässt. Ja, auf welchem Puncte in der Unendlichkeit du auch seyn magst: ich suche und finde dich zuerst unter den Un-

*) *Georg Friedrich Palm*, Verfasser des Volkskalenders und mehrerer beliebten biographischen und historischen Schriften, starb als Amtsvogt zu Scheessel im Herzogthum Bremen vor zwey Jahren, in der Blüthe seines Lebens. Mit vollem Rechte nenne ich ihn einen Mann ohne *Fehl und Falsch*. So kannten und liebten, und vermissen ihn viele. Sein mir unersetzlicher Verlust war eine der ersten Veranlassungen zu dieser Schrift.

sterblichen. Eben der Zug, der hier uns, dich an mich, mich an dich, so mächtig anzog, und uns zehn Jahre zusammen hielt, dass wir Freuden und Leiden, Arbeiten und Plane, Kraft und Schwäche mit einander theilten, wird uns einst wieder vereinigen.

Und dies wäre, wähnt' ich, keine Zusage vom Himmel? Ich gebe meinen Wahn auf. Denn was mir mein Herz so bestimmt verheisst, was, wenn ich es auch nicht im Lichte reiner Erkenntnis wahrnehme, doch keinen vernünftigen Grund gegen sich hat, vielmehr, als *Werk* und *Gewinn* edler Gefühle, dem tiefen Sinn Ehrfurcht und Schweigen gebietet, ist für mich *Gottessprache*.

Ja, wie mein ganzes Selbst von *Dir* abstammt, von *Dir* zeugt, und *Dir* angehört, *Erhabenstes Wesen!* so ist auch meine getroste Erwartung der Zukunft, und dessen, was sie mir aufbehält, *dein* Werk, worin ich *dich* finde, ohne alle trügliche Vermittelung, so sicher als mein eignes Daseyn. *Bist du?* und *was bist du?* Diese Fragen kann ich schlechthin in meinem Bewusstseyn nicht von der Aufgabe trennen: *Was ich selbst sey?* Und eben so unablöslich ist die Ueberzeugung von meinem ewigen Seyn an meinen Glauben an *dich*, durch den ich bin und seyn werde, geknüpft. Auf welchem andern Wege sollte ich dich suchen, höchster übersinnlicher Geist? Soll ich mich etwa hinabwagen in die Tiefen der Speculation? Soll ich mir dein Wesen *ersinnen*, den Abriss davon, der doch immer nur *mein Geschöpf* wäre; ein Kunstwerk, das ich Niemanden aufdringen dürfte, weil es meinen *Kunstsinn* voraussetzte, dahin stellen,

und mich und andere überreden, diese Frucht meiner erschöpfenden Verstandesübung, dieses Wunder gelehrter Forschung und formgerechter Schlüsse, sey *dein Wesen, an sich:* sey *der Gott* für Himmel und Erde? O, es gab des Sinnens und Grübelns über dich zu allen Zeiten so Viel, und eben deswegen auch der Zweyfel an deinem Seyn und Wesen so Viel, und der Ruhe, des Trostes, der Hoffnung für mich, wenn ich mich erkühnte, den abstracten Köpfen nachzuspähen, die uns *reine* Begriffe von dir, dem Unerforschlichen, geben wollten, gab es so Wenig, dass ich auf diesem Wege nichts mehr vermag, nichts mehr versuche, und geneigt werde, es für eiteln Dünkel zu halten, wenn ein Sterblicher dich mit seinem Verstande *begreifen*, das heisst *begränzt* zu haben, glaubt: wenn er *seine* höchst zufälligen Bestimmungen von Dir nach Zahlen ordnet, unter einen Hauptbegriff zwingt, und nun der Menschheit zuruft: *Siehe das ist Er, den du suchst! So* nur darfst du dir ihn denken! *So ist Er an sich!* Nein ich fordere nicht weiter reine Begriffe von dir, als Wesen *für sich!* Mein blöder Geist hat es bisher noch umsonst versucht, seine eigne Grundkraft zu erkennen, *wie sie an sich ist.* Formen der Aussenwelt sagen ihm nichts hierüber, als *was sie nicht ist.* Verstandesbegriffe sind nicht das *Wesen selbst*, welches sie darstellen sollen. Sie sind Abrisse des verborgenen Princips, die nicht schlechthin jede andere abweichende Bestimmung desselben ausschliessen können, weil das einzige, worauf es ankommt, zur Würdigung ihrer Wahrheit, *das Uebersinnliche selbst*, was sie beschreiben, sich nicht zur Gegeneinanderhaltung mit ihnen herzugeben vermag. *Reine* Einsicht verschmäht *alle Vermitte-*

lung. Und ohne Vermittelung wissen wir Nichts von unserer Denkkraft. Vorstellungen sind Lichtstrahlen, die von ihr ausgehn. Wir fassen sie zusammen, vergleichen sie unter sich, und schliessen von ihnen auf ihre, *an sich* uns immer verborgene Ursach.

So muss ich Verzicht thun auf eine *unmittelbare, reine* Einsicht von meinem eignen Ich, und im Grunde vermisse ich sie gar nicht, und begreife gar nicht, wie man sie für so wichtig halten, sie mit so peinlicher Anstrengung suchen kann, da sich uns doch so ungesucht und wohlthätig und genügend der ganze Character unsers Wesens darstellt *in unserer innigen, unzerstörbaren Empfindung*. Sie sagt uns, *dass* und *wer* wir sind, was wir zu *thun* und zu *hoffen* haben. Und eben *diese Empfindung* gebietet uns Glauben an *dich, unendlicher Geist!* wenn wir auch ewig nicht zur *reinen Erkenntnis* von dir gelangen können. Wir sind uns unserer Vernunft bewusst, ihres Erwachens, ihrer Entwickelung, ihrer Kraft, ihrer Stetigkeit, ihres Verhältnisses zum Sinnlichen, was nur zu oft sie verdunkelt, schwächt und hindert, ohne sie jemals vernichten zu können. Und wir müssen *dich* anbeten als den *Urheber unserer Vernunft*. Hier ist ein *Uebersinnliches*, was nicht erzeugt werden konnte durchs *Sinnliche*, sondern ausging von *dir;* begrenzt, angeregt, entwickelt wurde von *dir*, was als lebendige Kraft in der todten Natur *allein* steht, sein Daseyn fühlt und, eines *unendlichen Daseyns* fähig, sich vom *Vergänglichen* hinwegwendet zu *dir*, der allein ausserhalb den Grenzen von Raum und Zeit *selbstständig*, im höchsten Sinne des Worts, *als Bedingung alles Seyns und Lebens* unendliche Fortdauer geben kann.

Hier ist ein *Uebersinnliches*, was ungebunden von der Macht des Mechanismus sein eignes Ziel vor sich sieht, und nicht ruhen kann, bis es auch *den* gefunden hat, der ihm dieses Ziel setzte; der in seiner erhabensten *Selbstbestimmung* zur Wahrheit, Heiligkeit und sittlichen Güte, alle Wesen mit Vernunft um sich her, durch ein ewiges, unüberhörbares Gesetz vereinigte: an alle so viel Licht und Kraft vertheilte, dass sie empfinden müssen, dies *ewige Gesetz* sey das Göttlichste, was Wesen empfangen können; jene Selbstbestimmung zur Heiligkeit, worin es seinen Grund hat, wozu es uns erheben will, sey das *Seligste*, dessen sie, und nur *sie allein*, fähig sind.

Ja, sie stehen dir näher, als irgend ein Theil deiner unermesslichen Welt. Die Natur mag veröden; ihre Grösen mögen verschwinden; ewige Nacht mag die Ruinen zerstörter Welten bedecken; *unsere Welt* bleibt, so wahr *du Ewiger* bist und bleibst! Schon jetzt, wo unsere Sinne uns noch so stark zum Sinnlichen herabziehen, können wir uns in einzelnen Stunden zum Vorgefühl des Himmels, zum seligen Bewusstseyn erheben, dass wir *dir* ganz und ewig angehören, und uns dir in unserm Erkennen und Wollen und Thun, *Dir allein* uns aufs innigste anschliessen werden. Dann vergessen und verschmähen wir die Sinnenwelt, und Alles was sie Anziehendes oder Furchtbares für uns hat. Und uns sollte noch bange seyn vor dem Augenblicke, der in uns eine solche, unbeschreiblich selige Empfindung *verewigt*? Nein, wenn wir uns ihn nicht *wünschen*; wenn wir dieser Weltordnung, worin wir jetzt stehn, ihr Recht an uns nicht absprechen dürfen, so lange wir ihren grosen

Zweck erkennen und befördern, ihre Herrlichkeit empfinden, ihre Härten mit Würde ertragen können; und *das steht schlechthin in unserer Gewalt!* wenn wir, *mit Besonnenheit*, ein Leben nicht verschmähen werden, was, wie es die Allmacht in diese Organisation kleidete, so Bildungs- und Thatenfähig, von allen Seiten durch so mächtige und liebliche Reize der Natur, von der Sinnenwelt umfangen wird: o so müssen wir doch wenigstens mit *Unerschrockenheit* einer Veränderung unsers Standpuncts in der Weltordnung, unsers Verhältnisses zu ihr, und *was wäre der Tod anders?* erwarten: oder wir haben bisher unsern Character noch nicht zu behaupten gewusst; haben das *Wesentliche* im Menschen als zufällig, das *Zufällige* an ihm, als wesentlich behandelt, den Ruf zur Sittlichkeit, als zur einzigen Bedingung der Freyheit nicht ausschliessend angenommen, und uns, im Hingeben an irgend einen verwerflichen Instinct, unsere Bestimmung, unser Glück nur *erträumt.* Ein Glück, was freylich über unserm Grabe zusammenfällt; aber auch für den *ewig* sinnlichen Menschen nicht bestehn könnte, weil es nicht nur *von Aussen* durch die Natur alles Sinnenstoffs, sondern mehr noch *von Innen* durch das Widerstreben unser Vernunft aufgehoben würde.

Die Hand aufs Herz! Bekennt es sich frey von dieser Verwöhnung, so kann unsere *Todesfurcht* nicht unüberwindlich seyn. Als jede andere, sich selbst überlassene, und durch die Einbildungskraft verstärkte Leidenschaft, kann sie freylich auch für den *blos Schwachen*, in ihrer Gewalt, durch ihre Dauer und Wirkungen

oft unweit schrecklicher werden, als der Tod selbst: indessen ist wohl in der Seele des Schwachen nicht leicht eine Leidenschaft, die sie nicht oft genug überwogen hätte. Hier verachtet die *Habsucht* den Tod in seinen furchtbarsten Gestalten; dort sucht ihn der Ehrgeitzige auf: dort ersehnt ihn der *Gram*; die *Liebe* beschleunigt ihn; das *Verbrechen* spottet seiner *). Und in allen solchen Fällen steht doch nur *Leidenschaft* gegen *Leidenschaft* auf. Das Object von Leiden wird nur dunkel wahrgenommen; eine zufällige Gemüthsrichtung bestimmt dabey Gewicht und Uebergewicht. Was muss uns aber jener gefürchtete Augenblick werden, wenn wir ihn, gelassenen Sinnes, von allen Seiten, nicht blos von *der* betrachten, die der *Phantasie*, und einer hier schrecklich geschäftigen Phantasie, ausschliessend angehört, weil die Vernunft Nichts zu sagen weiss, über das Bild eines *absterbenden Körpers*?

O *die* Scene, wo nun Alles, was als Wahn und Traum und Täuschung aus dem Gebiete der Sinnlichkeit in unsere Seele übergegangen war, auf immer verschwindet; wo *rein* und *rege* unser Wahrheitssinn nun vordringt zur *ewigen Ursache* alles Seyns, wo Gefühle der Anbetung des uns *dann nicht mehr verborgenen Urhebers*, Erziehers unserer Vernunft, uns erfüllen, um nie wieder von uns zu weichen: *die Scene*, wo über alle Schranken des Irdischen erhoben, die uns hier so oft beängstigten, unser *freyer* Geist ganz den Werth seiner Uebersinnlichkeit fühlt: wo unsere Organisation sanft sich hinneigend, oder doch nur durch die Gewalt *eines* Augenblicks hingestreckt in

*) Gedanke des *Baco* serm. fidel. 2.

Ruhe und Reizlosigkeit, keine durch ihre Reizbarkeit entwickelte Kraft aufheben kann; wo unser Sinn für Schönheit vielmehr in seiner ganzen Stärke *von aller Trägheit*, auf ewig losgebunden, erwacht, und unsere Liebe für die Mit-Unsterblichen, an die wir uns anschliesen, *von allen sinnlichen Zwecken* befreyt, in *reines*, ewiges *Wohlwollen* gegen die Vernunft übergeht: *die Scene*, welche allen Sorgen und Leiden dieses Lebens ein Ziel setzt, alle einzln Bestrebungen aufhebt, den Kampf unsers heiligen Pflichtgebots mit unseren Schwächen ausgleicht, allen Widerspruch zwischen unserm Erkennen und Wollen, zwischen unserm Wollen und Thun aufhebt, und die ganze Fülle unserer Empfindungen nur auf das *Einzige* richtet, was der Zweck des Menschen und der Welt, die *ausschliessende* Bedingung der Seligkeit ist, wo sich in Allen regt und doch in keinem *reift*, diesseits des Heiligthums; wo der Erhobenste wohnt, von dem es ausging, zu dem es hinführt: *diese Scene unserer Verherrlichung* nennen wir *Tod*. Ist sie denn wirklich, was sie *heisst*? Eignet sie sich, von der Vernunft gewürdigt, wohl dazu, ein Schreckenbild des freyen Menschen im Laufe seines ganzen Lebens zu seyn? Verdunkelung unserer Vorstellungen *auf einen Augenblick*: vielleicht der heftigste Körperschmerz *für einige Augenblicke*: Trennung von unsern Lieben, und dabey Aufruhr unserer stärksten sinnlichen Empfindungen wider die Macht unsers bald siegenden, fest gegründeten Glaubens: fürwahr, was wir hier im Vordergrunde des Todes erblicken, ist schauderhaft! Hier zeigt sich das verödende Gespenst in Gestalten, die auch den Muthvollesten und Verständigsten zaghaft machen kön-

nen; aber hinter jener augenblicklichen Verdunkelung geht uns ein Licht auf, was wir hier ahndeten, oft so ängstlich suchten, und doch in unserer Schwachheit nie so herrlich sahen, was wir jetzt erst ertragen können, mit unserer freyen Kraft. Alle Zweyfel verschwinden: kein sinnlicher Irrthum entstellt und verrückt uns um *die Wahrheit*. Mächtig regt und hebt, und richtet und erfüllt sie unsern fähigen Sinn. Ein Heer von irdischen Hindernissen und Zerstreuungen lassen wir auf ewig zurück: wir denken, wir begehren und finden nur *Wahrheit*. Hinter jenen vorübergehenden Schmerzen des Körpers und der Trennung erblicken wir uns im *ewigen, seligen Seyn*, wo keine äussere Verletzung unsere Heiterkeit stören, kein Bedrängnis in Gottes höherer Weltordnung unsern Muth schwächen, keine unweit gefahrvollere körperliche Lust unsere Würde bedrohen kann. Und sie, die wir hier mit Wehmuth verliessen, *haben unsern Beruf*, und *gehören uns an*. Unsere Liebe zu ihnen verträgt und *fordert* eine ewige Veredlung. *Sie dauere ewig*. Unsere, nach allem was wir darüber urtheilen können, so gerechte, so menschliche, so *pflichtmässige* Sehnsucht nach ihnen bleibt nicht unbemerkt und unerfüllt von der *höchsten Güte*.

Das sind Gedanken, die den Menschen menschlich,
Den Weisen weise, gros den Mächtgen machen.
O welche Grös', im wogenden Gedränge
Der Zeiten, stark und ruhig da zu stehn!
Gefüllt in dunkle Ahndung, ein Jahrtausend
Zu übersehn! Sein künftig Seyn betrachten,
Wie durch ein Sehrohr, es erweitert, reiner,
Erhabner, göttlich zu betrachten! Freyer

In unsre Zukunft selbst hinein zu dringen:
Das zu ergründen, was dem Menschengeiste
So unbegreiflich scheint! Mit *unsern Brüdern*
Dort Freuden, für Begriffe und Verdienste
Viel zu erhaben, *ewig* einst zu theilen!
— — — — O wie gros
Dort Bande des Vertrauens, der reinsten Liebe
Mit *allen* Söhnen der Vernunft zu knüpfen,
Die nah und fern, im weiten Weltenraume
Die Tugend standhaft ehrten! *Freye* Bürger
Das Universum seyn! Dem *höchsten* Wesen
Da völliger, als durch den schwachen *Glauben*
Uns hin zu geben! — — — —
Mit tiefer Kenntnis, und mit sel'ger Regung
In die Geheimnisse der *Himmelskörper*
Da eingeweiht zu werden! Ganz die Schöpfung
Vor sich zu sehn: ganz die grose Zeichnung
Nach der sie wurde! Plan und Ausführung
Selbst zu vergleichen! Dunkelheit und Schatten
Durch unsern kühnen, freyen Wahrheitssinn
Stracks aufzuhellen! Kein Geheimnis ferner
Zu kennen, ausser dem von — *Gottes Liebe* *).

*) Nach *Young*.

1210 95

BT991.B46 1991
Athanasius, oder, Versuch uber die
Andover-Harvard 001281710
3 2044 077 932 291